

P. O. angl.
173^l

James

Transatlantische
Roman-Bibliothek

5. Band.

Henry James jun.

Der Amerikaner
oder
Marquis und Yankee.

Zweiter Band.

Deutsch von Heichen-Albenheim.

Autorisirte Ausgabe.

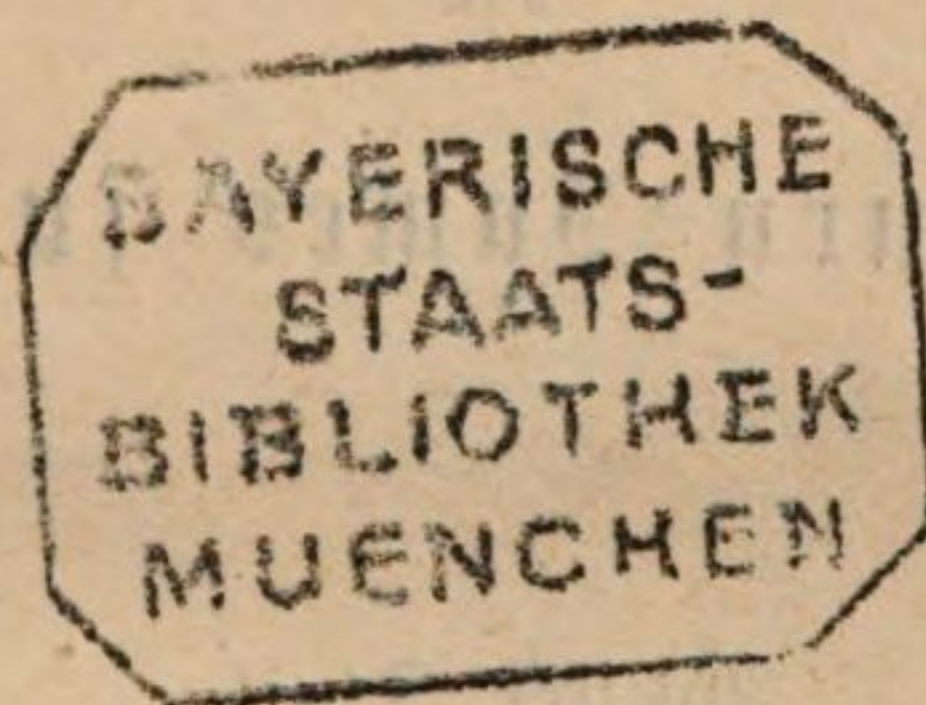
Stuttgart.

Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

297 F



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Transatlantische
Roman-Bibliothek.

Einfluss

Vierter Band.

Der Amerikaner oder Marquis und Yankee

von

Henry James jun.

Zweiter Theil.

~~~~~  
Autorisirte Ausgabe.  
~~~~~

Stuttgart.

Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Henry James jun.

Der Amerikaner

oder

Marquis und Yankee.

Roman in zwei Bänden.

Deutsch

von

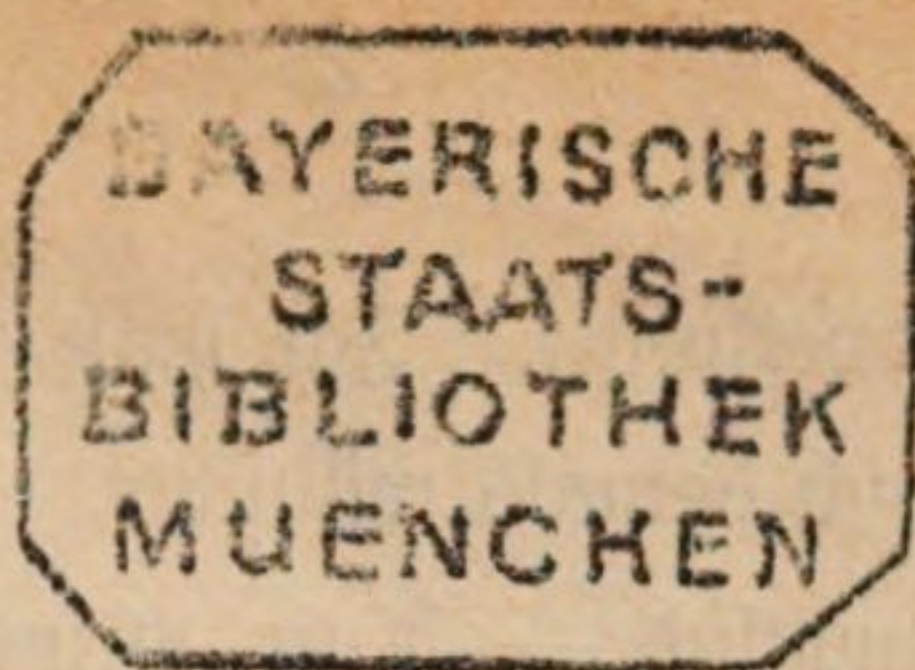
Heiden-Abenheim.

~~~~~  
Zweiter Band.  
~~~~~

Stuttgart.

Verlag von Aug. Berth, Auerbach.





XIV.

Als Newman seinen nächsten Besuch in der Rue de l'Université abstattete, hatte er das Glück, Frau von Cintré allein anzutreffen. Er war diesmal in einer bestimmten Absicht gekommen, und ging ungesäumt daran, dieselbe in Aus-
führung zu bringen. Der Ausdruck ihres Gesichtes war obendrein derart, daß er ihn ungestüm als Erwartung deutete.

„Ich habe Sie nun sechs Monate lang besucht,“ begann er, „und niemals habe ich ein zweites Mal von Heirathen zu Ihnen gesprochen. Das war's, um was Sie mich baten; und ich gehorchte. Hätte irgend ein anderer Mann besser handeln können?“

„Sie haben großes Zartgefühl befundet,“ antwortete ihm Frau von Cintré.

„Nun wohl,“ sagte Newman, „ich werde mich jetzt ändern. Ich will damit nicht sagen, daß ich unzart werden wolle; nein, aber ich will zu dem Punkte zurückkehren, von welchem ich ausgegangen. Ja, ich bin bereits wieder zurück bei ihm. Ich habe den Kreis um ihn ganz und voll durchlaufen. Oder, richtiger gesprochen, ich habe meinen ersten

Standpunkt nie verlassen. Ich habe niemals aufgehört zu wünschen, was ich damals wünschte. Nur bin ich — wenn das überhaupt möglich — heute meiner Sache sicherer, als ich es damals war: ich bin meiner selbst sicherer und — bin Ihrer sicherer. Ich kenne Sie besser heute, obgleich ich heute nicht das Geringste weiß, was ich nicht vor drei Monaten schon geglaubt hätte. Sie sind mir Alles — mir mehr als Alles — was ich ersinnen oder wünschen kann. Sie kennen mich jetzt; Sie müssen mich kennen. Ich möchte nicht sagen, daß Sie das Beste von mir gesehen — aber das Schlimmste haben Sie jedenfalls gesehen. Ich hoffe, daß Sie, während dieser ganzen langen Zeit, in Ihrem Geiste über Manches nachgedacht haben. Sie müssen gesehen haben, daß ich nur wartete; Sie können nicht annehmen, daß ich mich zu ändern gedacht. Was werden Sie mir jetzt für einen Bescheid geben? Sagen Sie, daß Alles klar und vernünftig ist, und daß ich mich sehr geduldig und überlegt gezeigt habe und meinen Lohn verdiene. Und dann reichen Sie mir Ihre Hand! Frau von Cintré, thun Sie das! Bitte, ja!”

„Ich wußte, daß Sie nur warteten,“ entgegnete sie, „und war mir voll bewußt, daß dieser Tag kommen würde. Ich habe viel und lange darüber nachgedacht. In der ersten Zeit beschlich mich ein Gefühl von Angst und Furcht dabei. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr davor.“ Sie hielt einen Moment lang inne und setzte dann hinzu: „Jetzt ist mir der Gedanke an die Zukunft eine Erleichterung!”

Sie saß auf einem niedrigen Sessel, und Newman auf einer Ottomane neben ihr. Er neigte sich halb zu ihr herüber und ergriff ihre Hand, die sie einen Augenblick lang in der seinen ruhen ließ. „Das bedeutet doch wohl, daß ich nicht umsonst gewartet habe,“ rief er. Sie heftete einen kurzen Blick auf ihn und er sah, daß ihre Augen voll Thränen waren. „Bei mir,“ sprach er weiter, „werden Sie so treu bewahrt sein“ — und selbst in seiner feurigen Erregtheit besann er sich eine kurze Weile, mit wem er sich vergleichen dürfe — „so treu bewahrt,“ sagte er dann mit schlichtem, feierlichem Ernste, „wie in den Armen Ihres Vaters.“

Noch immer hielt sie ihren Blick auf ihn geheftet und ihre Thränen flossen reichlicher. Dann barg sie plötzlich ihr Gesicht in dem schwellenden Armpolster des Sopha's und brach in leises Schluchzen aus. „O, wie schwach bin ich — wie schwach!“ hörte er sie sagen.

„Um so mehr Grund, daß Sie sich mir anvertrauen sollten!“ sagte er darauf. „Warum denn so bekümmert? Ich sehe nichts, was Ihnen Anlaß zu Schmerz und Kummer geben könnte. Ich biete Ihnen nichts als Glück. Ist das so schwer zu glauben?“

„Ihnen erscheint Alles so einfach!“ erwiderte sie, ihr Haupt emporrichtend. „Aber die Verhältnisse sind nicht so einfach. Ich bin Ihnen außerordentlich zugethan; ich fühlte schon Zuneigung zu Ihnen als ich Sie vor sechs Monaten kennen lernte, und jetzt bin ich mir dessen sicher, wie Sie es

zu sein mir vorhin sagten. Aber es ist nicht leicht, aus einfach diesem Grunde mich zur Ehe mit Ihnen zu entschließen. Es sind gar viele, viele Dinge, die dabei in Betracht kommen.“

„Und dennoch sollte lediglich ein Einziges in Betracht kommen — daß wir einander lieben,“ rief Newman. Und als sie hierauf in Schweigen verharrte, setzte er rasch hinzu: „Recht so; wenn Sie dieses nicht annehmen können, bitte sagen Sie's mir nicht.“

„Ich würde recht, recht froh sein, brauchte ich an nichts Weiteres zu denken, überhaupt an Nichts zu denken,“ sagte sie endlich; „dürst' ich ruhig meine Augen schließen und mich in Ihre Arme flüchten. Aber ich kann es nicht. Ich bin kalt, bin alt, bin feige; ich habe nie geglaubt, daß ich zum zweiten Male heirathen würde, und sonderbar, sehr sonderbar erscheint es mir, daß ich Ihren Worten jemals Gehör gegeben. Wenn ich, als Mädchen, mir ausdenken pflegte, was ich thun, welche Wahl ich treffen würde, wenn ich frei, nach meines eigenen Herzens Stimme heirathen dürfte, da hab' ich mir den künftigen Gatten ganz anders vorgestellt, als Sie sind.“

„Das spricht nicht gegen mich,“ erwiderte Newman mit einem vielsagenden Lächeln; „Ihr Geschmack war eben noch nicht gebildet.“

Sein Lächeln bewirkte, daß auch über Frau von Cintré's Gesicht ein heiterer Strahl zuckte. „Haben Sie ihn denn

gebildet?" fragte sie. Und dann setzte sie in unverändertem Tone hinzu: „Wo wünschen Sie zu wohnen?"

„Irgendwo in Gottes weiter Welt, wo es Ihnen gefiele!" antwortete er. „Darüber können wir uns leicht verständigen."

„Ich weiß nicht, warum ich Sie dies frage," fuhr sie darauf fort. „Ich mache mir eigentlich wenig daraus. Ich meine, wenn ich Ihnen meine Hand reichte, könnte ich beinahe an jedem Orte leben. Sie haben manche irrige Gedanken über mich; Sie wähnen, daß ich einer großen Menge Dinge bedürfe — daß ich ein glänzendes Leben, ein Leben in der Welt und der Gesellschaft haben müsse. Ich bin überzeugt, Sie haben im Sinne, jetzt sich sehr viel Mühe zu geben, um mir solche Dinge zu verschaffen. Aber das ist ein sehr eigenmächtiges Urtheil; ich habe nichts gethan, was Ihnen ein Beweis dafür hätte sein können." Hier hielt sie, ihren Blick auf ihn gerichtet, wieder inne, und ihr reizvoll abwechselndes Sprechen und Schweigen hatte so viel Süßigkeit für ihn, daß er nicht im Geringsten den Wunsch empfand, sie zu einer rascheren Aeußerung zu drängen, so wenig als es ihm in den Sinn gekommen wäre, einen in goldenen Tinten dämmernden Sonnenaufgang beschleunigen zu wollen. „Der Umstand, welcher mir ursprünglich eine Schwierigkeit und ein Unangenehmes zu sein schien, daß Sie nämlich von dem Ideal, das ich mir in meinen Mädchenjahren gebildet, so sehr abweichen — dieser selbe Umstand bedünkte mich eines Tages

plötzlich eine sehr erfreuliche Sache zu sein. Es war mir lieb, Sie anderer Art zu finden. Und doch, wenn ich in diesem Sinne mich ausgesprochen hätte, es würde mich Niemand verstanden haben; ich meine damit nicht bloß meine Familie."

"Man würde Ihnen wohl gesagt haben, ich sei ein wunderliches Ungethüm, nicht wahr?" meinte Newman.

"Man würde mir gesagt haben, ich könnte nie in meinem Leben mit Ihnen glücklich sein — Sie wären zu sehr verschieden von mir; und ich würde entgegnet haben, daß eben darum, weil Sie so ganz anders seien, ich glücklich mit Ihnen werden könne. Aber sie würden triftigere Gründe vorzubringen gehabt haben als ich. Mein einziger Grund —" und hier hielt sie wieder inne.

Diesmal aber, inmitten des goldenen Aufganges seiner Sonne, fühlte Newman den Drang, nach einer rothigen Wolke zu haschen. „Dein einziger Grund ist, daß du mich liebest!“ flüsterte er leise mit beredter Geberde, — und Frau von Cintré, in Ermangelung eines bessern, ließ diesen einzigen Grund gelten.

Newman wiederholte seinen Besuch in der Rue de l'Université am nächstfolgenden Tage, und begegnete bei seinem Eintritt in das Haus im Vestibül seiner Freundin Mrs. Bread. Sie war auf ehrbar müßiger Wanderung durch die Räume des Hauses begriffen, und als seine Augen auf sie

fielen, widmete sie ihm einen ihrer höflichen Knixe. Dann sich zu dem Diener wendend, der ihn hierher geleitet hatte, rief sie ihm mit der combinirten Majestät ihrer angeborenen Ueberlegenheit und eines rauhen englischen Accents zu: „Ihr dürft Euch zurückziehen; ich werde die Ehre haben, Monsieur selbst weiter zu geleiten.“ Trotz dieser Combination indessen wollte Newman hören, daß durch ihre Stimme ein leichtes Zittern klinge, als sei ihr der Ton des Befehls nicht sehr geläufig. Der Mann warf ihr einen starren, impertinenten Blick zu, trat aber nachher langsam zur Seite, und sie führte Newman die Treppe hinauf. Auf ihrer halben Höhe machte dieselbe eine Biegung und bildete dort eine kleine Brüstung. Im Winkel der Mauer stand eine alte, nichtsagende Statue einer Nymphe des achtzehnten Jahrhunderts, deren gelblich=blaßes Gesicht einfältig grinste und die mit zahlreichen Rissen und Sprüngen bedeckt war. Hier blieb Mrs. Bread stehen und blickte mit schüchterner Freundlichkeit auf ihren Gefährten.

„Ich weiß um die frohe Neuigkeit, mein Herr!“ sprach sie leise.

„Sie haben ein volles Recht, als Erste darum zu wissen,“ antwortete ihr Newman. „Sie haben ein so freundliches Interesse daran genommen.“

Mrs. Bread wandte sich zur Seite und fing an den Staub von der Statue zu blasen, als ob dies Spott hätte sein sollen.

„Ich vermuthe, Sie kommen mir Glück zu wünschen,“

sagte Newman wieder. „Ich bin Ihnen sehr, sehr verbunden,“ und dann setzte er hinzu: „Sie haben mir jüngst große Freude bereitet.“

Sie wandte sich ihm wieder zu, durch seine letzten Worte offenbar ermutigt. „Sie dürfen nicht glauben, daß mir etwas gesagt worden ist,“ meinte sie; „ich habe nur errathen. Aber als ich meinen Blick auf Sie richtete, wie Sie jetzt eintraten, da wußte ich gewiß, daß ich richtig gerathen.“

„Sie sind sehr scharfsinnig,“ erwiderte Newman. „Ich bin überzeugt, in Ihrer ruhigen Art und Weise entgeht Ihnen nichts.“

„Ich bin kein Dummkopf, mein Herr — Gott sei Dank! Ich hab’ noch manches Andere errathen,“ sagte Mrs. Bread.

„Und das wäre?“

„Ich brauch’ Ihnen das nicht zu sagen, mein Herr; ich denk’ auch nicht, daß Sie es glauben würden. In jedem Falle würde es Ihnen keine Freude machen.“

„O, sagen Sie mir nichts, als was mir Freude machen wird,“ lachte Newman. „Mit einer Freudenbotschaft haben Sie ja debütirt.“

„Nun, mein Herr, ich meine, es dürfte Sie nicht unangenehm berühren, wenn Sie aus meinem Munde hören, daß, je früher Alles vorüber ist, es um so besser sein wird.“

„Je früher wir uns heirathen, meinen Sie? Desto besser für mich, unzweifelhaft.“

„Desto besser für Jedermann.“

„Desto besser für Sie vielleicht. Sie wissen, Sie sollen zu uns kommen, sollen künftig bei uns leben,“ sagte Newman.

„Ich bin Ihnen sehr — sehr dankbar, mein Herr; aber nicht an mich selbst denke ich bei diesen Worten. Ich hatte nur den Wunsch, Ihnen — wenn ich mir diese Freiheit gestatten darf — anzuempfehlen, daß Sie keine Zeit verlieren möchten.“

„Wen fürchten Sie denn?“

Mrs. Bread blickte die Treppe hinauf und dann hinunter, und dann blickte sie auf die staubige Nymphe, als hätte möglicherweise auch diese Ohren zum Hören. „Ich fürchte Jedermann,“ sagte sie.

„Welch' ein unerquicklicher Gemüthszustand!“ rief Newman aus. „Wünscht denn Jedermann, meine Heirath zu verhindern?“

„Ich befürchte, ich habe schon zuviel gesagt,“ versetzte Mrs. Bread. „Ich möchte nichts von dem, was ich gesagt, zurücknehmen, aber ich möchte auch kein Wort weiter hinzufügen,“ — und sie schritt die Treppenstufen hinauf und führte Newman in Frau von Cintré's Salon.

Newman machte seinem Unmuth in einer kurzen, verhaltenen Verwünschung Luft, als er fand, daß Frau von Cintré nicht allein war. Neben ihr saß ihre Mutter, und in der Mitte des Zimmers stand die junge Frau von Bellegarde in Hut und Mantel. Die alte Marquise, welche in ihren Stuhl

zurückgelehnt, die an jedem Arm desselben befindliche Quaste mit ihrer Hand umfaßt hielt, sah ihn, ohne eine Bewegung zu machen, mit festem Blicke an. Sie schien kaum seiner Begrüßung gewahr geworden zu sein; es war als hätte sie eifrig über etwas nach. Newman sagte sich, daß ihre Tochter sie von ihrer Verlobung in Kenntniß gesetzt habe, und daß der alten Dame der Bissen nicht recht zu Halse gehen wolle. Frau von Cintré aber, als sie ihm ihre Hand reichte, warf ihm gleichzeitig auch einen Blick zu, durch den sie ihm etwas begreiflich machen zu wollen bemüht schien. War es eine Warnung, war es eine Bitte? Verlangte sie, daß er sprechen, oder daß er schweigen sollte? Er war verwirrt, und die hübsche Grimasse, welche die junge Frau von Bellegarde zog, war auch nicht ein Mittel, ihm Aufklärung zu verschaffen.

„Ich habe meiner Mutter noch nichts gesagt,“ sagte Frau von Cintré dann hastig, mit einem Blicke auf ihn.

„Gesagt? — mir? — was?“ fragte die Marquise. „Du sagst mir allzu wenig, du solltest mir Alles und Jedes sagen.“

„So mach' ich's,“ meinte Frau Urbain, mit leichtem Lachen.

„So laß mich es deiner Mutter sagen,“ sprach Newman.

Die alte Dame blickte ihn wieder starr, wie versteinert, an und wandte sich dann zu ihrer Tochter. „Du willst ihn zum Manne nehmen?“ rief sie mit matter Stimme.

„Oui, ma mère,“ antwortete Frau von Cintré.

„Ihre Tochter hat mir, zu meiner großen Freude, ihr Jawort gegeben,“ sagte Newman.

„Und wann ist dieses Abkommen getroffen worden?“ fragte Frau von Bellegarde. „Es scheint, als fange ich die Neuigkeit nur so bei Gelegenheit auf!“

„Meine Ungewißheit ist gestern abgelaufen,“ erwiderte ihr hierauf Newman.

„Und wie lange sollte die meinige dauern?“ fragte die Marquise, zu ihrer Tochter gewandt. Sie sprach diese Worte ohne Gereiztheit, mit einer Art von kaltem, stolzem Mißbehagen.

Frau von Cintré stand schweigend, mit zur Erde gesenktem Blicke vor ihr. „Sie ist zu Ende jetzt,“ sagte sie.

„Wo ist mein Sohn? — wo ist Urbain?“ fragte die Marquise. „Laß deinen Bruder holen und unterrichte ihn hiervon.“

Die junge Frau von Bellegarde legte ihre Hand auf den Glockenzug. „Er hatte vor, ein paar Besuche mit mir zu machen, und ich sollte ihn abholen kommen und sehr — sehr leise an die Thüre seines Studirzimmers pochen. Aber er kann zu mir kommen!“ Sie zog die Glocke und in wenig Augenblicken erschien Mrs. Bread und blickte ruhig forschend in das Zimmer.

„Schicke nach deinem Bruder,“ sagte die alte Dame.

Newman aber fühlte einen unwiderstehlichen Drang zu sprechen, und in einer gewissen Art zu sprechen. „Melden

Sie dem Marquis, daß wir ihn zu sprechen wünschen," sagte er zu Mrs. Bread, die hierauf das Zimmer verließ.

Die junge Frau von Bellegarde trat zu ihrer Schwägerin hin und umarmte sie. Dann wandte sie sich zu Newman und blickte ihm mit einem ausdrucksvollen Lächeln in's Gesicht. „Sie ist reizend, entzückend. Ich beglückwünsche Sie.“

„Auch ich beglückwünsche Sie," sagte jetzt in außerordentlich feierlich=ernstem Tone Frau von Bellegarde. „Meine Tochter ist ein ungewöhnlich gutes Weib. Sie mag ihre Fehler haben, aber ich kenne sie nicht.“

„Meine Mutter beliebt nicht oft zu scherzen," sagte hierauf Frau von Cintré; „aber wenn sie es thut, dann sind ihre Scherze fürchterlich.“

„Sie ist hinreißend schön," nahm die junge Marquise wieder das Wort, indem sie ihre Schwägerin mit zur Seite geneigtem Kopfe anblickte. „Ja, ja, ich gratulire Ihnen.“

Frau von Cintré trat zur Seite, nahm eine Sticckerei zur Hand und begann die Nadel zu führen. Einige Minuten vergingen in allgemeinem Schweigen, welches durch die Ankunft des Marquis unterbrochen wurde. Er trat herein, Hut und Handschuhe in der Hand; sein Bruder Valentin, der soeben erst nach Haus gekommen zu sein schien, folgte ihm. Der Marquis von Bellegarde blickte rund im Kreis umher und begrüßte Newman mit seiner üblichen, höflich gemessenen Verbeugung. Valentin begrüßte seine Mutter und Schwestern,

und richtete auf Newman, als er dessen Hand schüttelte, einen scharf forschenden Blick.

„Arrivez donc, Messieurs!“ rief die junge Frau von Bellegarde. „Wir haben große Neuigkeiten für Sie.“

„Sprich mit deinem Bruder, meine Tochter,“ sagte die alte Dame.

Frau von Cintré hatte bis jetzt ihre Augen auf ihrer Stick-Arbeit haften lassen. Jetzt sah sie auf und blickte ihrem Bruder in das Gesicht. „Ich habe Mr. Newman mein Jawort gegeben.“

„Ihre Schwester hat eingewilligt, meine Gattin zu werden,“ sagte nun Newman. „Sie sehen, nach Allem, daß ich wußte, was ich wollte!“

„Ich bin entzückt!“ erwiderte der Marquis mit überlegenem Wohlwollen.

„Ich auch,“ sagte Valentin zu Newman. „Der Marquis und ich sind entzückt. Ich für mein Theil kann nicht selbst heirathen; aber ich kann's verstehen wie Andere heirathen. Ich kann nicht selbst auf dem Kopfe stehen, aber ich kann wenigstens einem geschickten Akrobaten Beifall spenden. Theure, vielgeliebte Schwester, ich segne eure Vereinigung!“

Der Marquis blieb eine Weile lang stehen, den Blick auf den Hut, den er noch immer in der Hand hielt, gerichtet. „Wir sind vorbereitet gewesen,“ begann er endlich wieder, „aber es ist unvermeidlich, daß man angesichts der voll-

zogenen Thatsache dennoch eine gewisse Bewegung empfindet.“ Und auf seine Lippen trat ein höchst unfröhliches Lächeln.

„Ich fühle keine Bewegung, auf die ich nicht vollständig vorbereitet wäre,“ sagte seine Mutter.

„Ich kann dies für mein Theil nicht behaupten,“ meinte Newman, um dessen Mund bei diesen Worten ebenfalls ein von dem des Marquis freilich wesentlich verschiedenes Lächeln spielte. „Ich fühle mich glücklicher, als ich es zu sein erwartete. Vermuthlich, weil ich sehe, wie glücklich Sie hierüber sind!“

„Uebertreiben Sie das nicht!“ sagte Frau von Bellegarde, indem sie sich erhob und ihre Hand auf ihrer Tochter Arm legte. „Sie können nicht erwarten, daß eine ehrliche alte Frau es Ihnen Dank wissen soll, daß Sie ihr ihre schöne einzige Tochter rauben.“

„Sie vergessen mich, theure Madame,“ rief in affectirt ernstem Tone die junge Marquise.

„Ja, sie ist sehr schön,“ sagte Newman.

„Und wann ist die Hochzeit, bitte?“ fragte die jüngere Frau von Bellegarde; „ich muß wenigstens einen Monat Zeit haben, um mir über meine Toilette klar zu werden.“

„Das muß berathen werden,“ sagte die Marquise.

„O wir werden es schon berathen und Sie dann wissen lassen!“ rief Newman aus.

„Ich zweifle nicht im Geringsten, daß wir uns darüber verständigen werden,“ meinte Urbain.

„Wenn Sie sich nicht mit Ihrer guten Schwester verständigen können, so müssen Sie sehr vielverlangend sein.“

„Komm, komm, Urbain,“ sagte die junge Frau von Bellegarde. „Ich muß machen, daß ich zu meinem Schneider komme!“

Die alte Dame stand noch mit ihrer Hand auf ihrer Tochter Arm gelehnt, dieselbe starr anblickend. Sie stieß einen schwachen Seufzer aus und sagte leise: „Nein, ich habe das nicht erwartet! Sie sind ein Glückskind,“ setzte sie, zu Newman gewandt, hinzu mit einem ausdrucksvollen Nicken ihres Kopfes.

„O, ich weiß das!“ antwortete er. „Und fühle auch einen fürchterlichen Stolz. Mir ist, als müßt’ ich’s laut in alle Welt verkünden — als müßt’ ich alle Menschen auf der Straße festhalten und es ihnen in die Ohren schreien!“

Frau von Bellegarde kniff die Lippen zusammen. „Bitte, thun Sie das nicht!“ sagte sie gepreßt.

„Je mehr Leute es wissen, desto besser,“ erklärte Newman. „Ich hab’ es hier noch nicht angezeigt; aber nach Amerika hab’ ich’s heut Morgen per Telegramm gemeldet.“

„Nach Amerika? — per Telegramm?“ wiederholte leise die alte Dame.

„Nach New-York, nach St. Louis, nach San Francisco; das sind die Hauptplätze, wie Sie wissen. Morgen werde ich es meinen hiesigen Freunden melden!“

„Haben Sie deren viele?“ fragte Frau von Bellegarde

in einem Tone, dessen Impertinenz Newman, wie ich befürchte, nur theilweise heraushörte.

„Genug, um mir ein zahlreiches Händeschütteln und der Beglückwünschungen die Menge zu bringen. Gar nicht zu reden,“ setzte er einen Augenblick darauf hinzu, „von denen, die ich durch Ihre Freunde empfangen werde.“

„Diese werden sich des Telegraphen nicht bedienen,“ sagte die Marquise, sich verabschiedend.

Marquis von Bellegarde, dessen Gattin in Gedanken sich offenbar schon in den Gewölben ihres tailleur befand und ungeduldig in ihrer Atlasrobe auf- und niedersegte, reichte Newman seine Hand, die dieser kräftig schüttelte, und sprach mit einem Tone, der überzeugender war als letzterer jemals an ihm zu finden gewohnt gewesen: „Sie dürfen auf mich zählen!“ Dann führte ihn seine Gemahlin hinaus.

Valentin blickte von seiner Schwester auf unsern Helden. „Ich hoffe, ihr habt euch die Sache beide reiflich überlegt,“ sagte er.

Frau von Cintré lächelte. „Wir haben weder deine Schärfe im Ueberlegen, noch die Tiefe deines Ernstes; aber wir haben unser Bestes gethan.“

„Nun, ich habe euch beide überaus lieb,“ fuhr Valentin fort. „Ihr seid ein Paar prächtige Menschen. Aber ich bin gleichwohl im Ganzen genommen doch nicht überzeugt davon, daß ihr zu jener kleinen und überlegenen Klasse — jener erlesenen Gruppe — gehört, die aus Leuten besteht, welche

würdig sind, unverheirathet zu bleiben. Diese sind seltene Seelen; sie sind das Salz unserer Erde. Aber es ist nicht mein Wunsch gehässig zu sein. Auch unter den Menschen, die heirathen, gibt's manchmal recht ordentliche Leute."

"Valentin hält dafür, daß Frauen heirathen sollten, und Männer nicht," meinte Frau von Cintré. "Ich weiß nicht, wie er das einrichten will."

"Dadurch, daß ich dich anbete, Schwesterchen," erwiderte Valentin feurig. "Lebt wohl Beide!"

"Beten Sie Jemand an, den Sie heirathen können, Valentin!" sagte Newman. "Lassen Sie nur mich machen, ich will schon dafür sorgen. Ich merke wohl, ich werde noch Ehe-Apostel werden."

Valentin war bereits an der Thürschwelle; er blickte einen Moment lang zurück, und sein Gesicht hatte einen ernststen Ausdruck angenommen. "Ich bete Jemand an, den ich nicht heirathen kann!" sagte er. Und er schlug die Portière zurück und schritt hinaus.

"Es ist deiner Familie nicht angenehm," sagte Newman, als er allein vor Frau von Cintré stand.

"Nein," sagte sie nach einem Augenblick; "es ist ihnen nicht angenehm."

"Nun, und du? du kümmerst dich darum?" fragte Newman.

"Ja!" erwiderte sie nach einer weiteren Pause.

"Das ist ein Fehler."

„Ich kann nichts dafür. Es wäre mir lieber, wenn meine Mutter Freude an der Sache hätte.“

„Und warum“ rief Newman, „hat sie keine Freude daran? Sie hat dir's ja gestattet, mich zu heirathen!“

„Sehr richtig; ich begreife es nicht. Und doch kümmere ich mich darum; du wirst es abergläubisch nennen.“

„Das wird davon abhängen, wie viel du dich von dieser Sache behelligen läßt. Dann werde ich es einen gräßlichen Unsinn nennen.“

„Ich will es für mich behalten,“ sagte Frau von Cintré. „Es soll dich nicht behelligen.“ Und dann sprachen sie von ihrem Hochzeitstag, und Frau von Cintré stimmte rückhaltslos dem Wunsche Newman's bei, denselben auf einen frühzeitigen Termin festgesetzt zu wissen.

Newman's Telegramme wurden mit Wärme beantwortet. Obgleich er nur drei Drahtmeldungen abgesandt hatte, empfing er als Erwiderung nicht weniger als acht Beglückwünschungs-Botschaften. Er schob sie in sein Taschenbuch, und das nächste Mal, wo er der alten Marquise von Bellegarde begegnete, nahm er sie heraus und entfaltete sie vor ihr. Dies war allerdings ein etwas maliciöser Streich, dem Urtheil des Lesers muß es jedoch überlassen bleiben zu ermessen, inwiefern die Kränkung eine erlaubte war. Newman wußte, daß die Marquise seine Telegramme nicht gern hatte, ob er gleich den Grund dafür nicht einzusehen vermochte. Frau von Cintré dagegen freute sich über dieselben, und da die meisten

von ihnen in scherzhaftem Stil abgefaßt waren, so lachte sie herzlich und erkundigte sich, wer die Absender seien. Newman fühlte jetzt, wo er seinen Preis gewonnen hatte, einen besonderen Wunsch, seinen Triumph bekannt werden zu lassen. Er argwöhnte, ja war beinahe sicher, daß die Bellegardes mit der Kunde von seiner Verlobung mit Frau von Cintré nicht recht an die Oeffentlichkeit wollten und derselben in ihrem ausgewählten Kreise nur einen gedämpften Widerhall gestatten würden; und er gefiel sich in dem Gedanken, daß, wenn er sich die Mühe dazu nähme, er — wie er sich ausdrückte — ‚alle Fenster einzuwerfen‘ im Stande sei. Kein Mann liebt es, sich verschmährt zu sehen; und dennoch war Newman, so wenig er sich durch dieses Benehmen geschmeichelt fühlte, gleichwohl nicht gekränkt. Er hatte diesen guten Vorwand nicht für seinen etwas aggressiven Drang, sein Glück laut und weit und breit zu verkünden; seine Empfindung war von anderer Art. Er wünschte sich jetzt einmal den Häuptern des Hauses derer von Bellegarde fühlbar zu machen; wußte er ja nicht, wann sich ihm die Gelegenheit hiezu wieder bieten würde. Er hatte während der letztvergangenen sechs Monate das unbestimmte Gefühl gehabt, als liebten die alte Dame und ihr Sohn ihn über die Achsel zu behandeln; und er war fest entschlossen, die Herrschaften jetzt etwas nach seiner Weise und zwar keinen Contre-danse, sondern einen Hopswalzer tanzen zu lassen.

„'s ist grade so als ob ich eine Flasche leeren sähe, aus

der der Wein zu langsam tropft," sagte er zu Frau Tristram. „Ich verspür' ein Lüstchen, ihnen in die Ellbogen zu kneifen und sie so zum Ausschütten ihres Weines zu nöthigen.“

Auf diese Worte antwortete Frau Tristram, daß er besser thäte, sie sich selbst zu überlassen und sich nicht drein zu mischen, wenn sie nach ihrer eigenen Weise zu handeln und vorzugehen beliebten. „Sie müssen ihnen Manches zu gute halten," sagte sie. „'s ist wohl natürlich genug, daß sie nachträglich noch diese und jene unangenehme Empfindung fühlen und äußern und noch etwas unentschlossen sind. Diese Leute waren der Ansicht, daß Sie sie acceptirten, als Sie Ihren Wunsch um Frau von Cintré zu freien aussprachen, aber sie sind keine Menschen von Einbildungskraft, sie vermochten es nicht, sich in die Zukunft hineinzudenken, und werden jetzt wieder von vorne anzufangen haben. Aber Leute von Ehre sind sie — das steht außer aller Frage — und werden Alles thun, was nothwendig ist.“

Newman verharrte, seine Augen enger schließend, eine kurze Weile in stillem Nachsinnen. „Ich bin nicht ohne Rücksicht gegen sie," sagte er dann, „und um das zu beweisen, will ich sie alle zu einem großen Feste einladen.“

„Zu einem Feste?“

„Sie haben über meine großen goldtapezierten Zimmer den ganzen Winter hindurch gelacht; ich will ihnen jetzt zeigen, daß sie doch zu Etwas gut sind. Ich werde eine Gesellschaft geben. Was ist denn das Großartigste, das man hier

anstellen kann? Ich will die ersten Sänger der Oper miethen, und die bedeutendsten Künstler vom Théâtre français, und will einen Unterhaltungsabend veranstalten."

"Und wen wollen Sie einladen?"

"Sie zuerst von Allen. Und dann die alte Dame und ihren Sohn. Und dann alle ihre Freunde und Bekannte, denen ich in ihrem Hause oder sonst anderswo begegnet bin, Jedermann, der mir das Minimum von Höflichkeit erwiesen hat, jedes Herzöglein von ihnen mit seiner Herzogin. Und dann alle meine Freunde, ohne Ausnahme: Miß Kitty Upjohn, Miß Dora Finch, General Packard, C. B. Hatch und all' die Andern. Und alle Welt soll wissen, um was es sich handelt: nämlich, um meine Verlobung mit der Comtesse de Cintré festlich zu begehen. Was halten Sie von dieser Idee?"

"Ich denke, sie ist niederträchtig!" antwortete Frau Tristram. Aber einen Augenblick darauf rief sie aus: "O es ist ein köstlicher Gedanke."

Und am nächstfolgenden Abend begab sich Newman in Frau von Bellegarde's Salon, wo er die alte Dame umgeben von ihren Kindern antraf, und bat sie, seine geringe Wohnung an einem gewissen Abend über vierzehn Tage durch ihre Anwesenheit ehren zu wollen.

Die Marquise war einen Moment lang wie versteinert. "Verehrtester," rief sie auf, "was wollen Sie mir thun?"

"Ich will Sie mit einigen ehrbaren Leuten bekannt

machen, und Sie dann in einen bequemen Armstuhl setzen und Ihnen von Signora Frezzolini etwas vorsingen lassen.“

„Sie wollen einen Concert-Abend geben?“

„Etwas von dieser Sorte.“

„Und werden eine Menge Menschen bei sich haben?“

„All' meine Freunde, und — so hoff' ich — auch die Ihrigen und die Ihrer Tochter. Ich wünsche meine Verlobung zu feiern.“

Es schien Newman, als ob Frau von Bellegarde erblaßte. Sie öffnete ihren Fächer, einen schönen, antiken, bemalten Fächer des vergangenen Jahrhunderts, und blickte auf das Gemälde, das eine *fête champêtre* darstellte — eine Dame, zur Guitarre singend, und eine Gruppe Tänzer, die sich in lustigem Kreise um eine ephau-umwundene Hermes-säule drehen.

„Wir gehen so wenig aus,“ sprach leise der Marquis, „seitdem mein Vater das Zeitliche gesegnet hat.“

„Aber mein Vater ist noch am Leben, lieber Freund,“ rief seine Gattin. „Ich warte einzig und allein auf meine Einladungskarte, um zuzusagen,“ und sie heftete einen Blick freundlichen Zugeständnisses auf Newman. „Es wird prächtig sein; das weiß ich schon im Voraus ganz sicher.“

Es thut mir leid, selbst auf die Gefahr hin, Newman's Ritterlichkeit gegen das schöne Geschlecht in ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen, hier bemerken zu müssen, daß dieser Dame Einladung nicht sofort stattfand; sondern daß er

all' seine Aufmerksamkeit auf die alte Marquise concentrirte. Diese blickte endlich lächelnd auf und sagte: „Es kann keine Rede davon sein, daß ich mir von Ihnen eine fête anbieten lasse, ehe ich Ihnen eine solche geboten habe. Wir wünschen, Sie unsern Freunden vorzustellen; wir werden sie zu diesem Behufe sämmtlich zu uns laden. Wir wünschen dies angelegentlichst. Wir müssen die Sachen der Reihe nach und wie es der Anstand gebietet, thun. Besuchen Sie mich also am 25. ungefähr; den Tag selbst werde ich Ihnen in kürzester Frist genau bezeichnen. Wir werden zwar freilich Madame Frezzolini nicht zugegen haben; aber doch recht gute Gesellschaft. Alsdann mögen Sie von Ihrem Feste reden.“ Die alte Dame sprach mit einem gewissen lebhaften Ungeßüm, und zeigte, je länger sie sprach, ein desto angenehmeres Lächeln.

Es dünkte Newman ein recht hübscher Vorschlag zu sein, und dergleichen Vorschläge fanden immer Anklang bei seinem gutmüthigen Temperament. Er erwiderte Frau von Bellegarde, daß er sehr erfreut sein würde, sie am 25. oder an jedem andern Tage besuchen zu dürfen, und daß ihm sehr wenig daran liege, ob er seine Freunde in ihrem oder in seinem eigenen Hause antreffe. Wir haben wiederholt bemerkt, daß Newman ein scharfer Beobachter war; es muß jedoch zugegeben werden, daß er bei dieser Gelegenheit einen gewissen heimtückischen Blick zu bemerken ermangelte, der zwischen Frau von Bellegarde und dem Marquis ausgetauscht wurde, und den wir als einen Commentar auf die in

diesem letzten Satze seiner Rede entfaltete Naivetät anzusehen nicht Unrecht haben werden. —

Valentin verließ an diesem Abend mit Newman zusammen den Salon, und als sie die Rue de l'Université in gewisser Entfernung hinter sich hatten, sagte er nachdenklich zu Newman: „Meine Mutter ist sehr gewandt — wirklich sehr gewandt.“ Dann fuhr er als Antwort auf eine fragende Geberde Newman's fort: „Sie war in die Enge getrieben, aber Sie würden es nie auch nur im Entferntesten gewahrt haben. Ihre fête am 25. war eine Erfindung des Augenblicks. Sie hatte nicht die geringste Absicht, ein Fest zu geben. Sobald sie sich aber klar geworden, daß dies das einzige Mittel sei, um Ihrem Vorschlag aus dem Wege zu gehen, faßte sie — verzeihen Sie den Ausdruck — die bittere Pille fest in's Auge — und verschluckte sie, wie Sie sahen, ohne einen Muskel zu verziehen. O, sie ist eine ganze Frau!“

„Du lieber Himmel!“ rief Newman aus, dessen Empfindung getheilt war zwischen Belustigung und Mitleid. „Ich scher' mich keinen Pfifferling um ihre fête; ich will gern den guten Willen für die That nehmen.“

„Nein, nein!“ rief Valentin mit einem kleinen inconsequenten Anflug persönlichen Stolzes, „die Sache wird jetzt gethan werden — und so wie sich's gehört, gethan werden.“

XV.

Die Mittheilung Valentin's, daß Mademoiselle Nioche das Haus ihres Vaters verlassen, sowie die unehrerbietigen Reflexionen des jungen Mannes über das Verhalten dieses ängstlich besorgten Vaters einer so ernststen Katastrophe gegenüber erhielten einen praktischen Commentar durch die Thatfache, daß Herr Nioche sich nicht im mindesten beeilte, eine vertrauliche Unterredung mit seinem früheren Schüler zu suchen. Es hatte Newman viel Ueberwindung gekostet, der halb cynischen Auslegung, welche Valentin der Philosophie des alten Mannes gab, zuzustimmen, und wenn auch die Verhältnisse dazuthun schienen, daß Herr Nioche nicht die Beute einer edlen Verzweiflung geworden war, so wollte es Newman doch möglich dünken, daß der alte Mann einen viel größeren Schmerz empfand, als es den Anschein hatte. Es war Herrn Nioche's Gewohnheit gewesen, Newman alle zwei bis drei Wochen einen kurzen Anstandsbesuch abzustatten; und sein nunmehriges Wegbleiben konnte ebensowohl für einen Beweis seiner gänzlichen Niedergedrücktheit gelten, wie als ein Wunsch angesehen werden, den Erfolg, mit welchem er seine Betrübniß nieder-

gekämpft, zu verheimlichen. Newman erfuhr jetzt von Valentin so manche Einzelheiten bezüglich dieser neuen Phase in Mademoiselle Noémie's Lebenslauf.

„Ich sagte Ihnen ja früher schon, daß diese junge Dame eine ganz außerordentliche Person sei,“ erklärte dieser scharfsinnige Analytiker, „und die Art und Weise, in welcher sie dieses Stückchen ausgeführt hat, beweist die Richtigkeit meiner Aussage. Es sind ihr andere Chancen zu Gebot gestanden; aber sie war fest entschlossen, von allen nur die beste für sich zu ergreifen. Sie hat Ihnen die Ehre erwiesen, eine Zeit lang zu denken, Sie dürften diese beste Chance sein, Sie waren es jedoch nicht; und so raffte sie all' ihre Geduld zusammen und wartete noch eine Weile länger. Schließlich trat dann die ersehnte günstige Gelegenheit an sie heran, und nun that sie ihren Zug mit weit offenen Augen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß sie keine Unschuld zu verlieren hatte, dagegen einen bis dahin unbescholtenen Ruf. Für wie unsicher und zweifelhaft Sie auch sonst die kleine Person gehalten haben mögen, sie hatte sich doch einen festen Halt an ihrem guten Ruf gewahrt; man konnte keine Beweise gegen sie vorbringen, und sie war fest entschlossen, ihrem Leumund nicht nahe treten zu lassen, ehe sie nicht ein Aequivalent für eine Trübung desselben erlangt hatte. Ueber die Beschaffenheit dieses Aequivalents wohnten gar hochtrabende Ideen in ihrem Köpfchen. Augenscheinlich ist ihrem Ideal Gerechtigkeit geworden. Fünfzig Jahre alt, fahlköpfig und taub ist er zwar, ihr Erwähl-

ter: aber überaus zugänglich und tractabel in Geld-Angelegenheiten.“

„Und wo in aller Welt haben Sie diese schätzbare Kunst aufgesucht?“ fragte Newman.

„Im Gespräche — bitte sich meiner frivol=leichtlebigen Gewohnheiten zu erinnern — im Gespräch mit einem jungen Frauenzimmer, das dem bescheidenen Gewerbe des Handschuhwaschens obliegt und einen kleinen Laden in der Rue St. Roch hält. Herr Rioche wohnt sechs Treppen hoch über'm Hof drüben in dem Hause, durch dessen schlecht gefehrten Thorweg Mademoiselle Noémie die letzten fünf Jahre ein- und ausgegangen ist. Die kleine Handschuh=Wäscherin ist eine alte Bekannte von mir; sie hatte früher einmal ein Verhältniß mit einem meiner Freunde, dessen Thorheiten nunmehr — der arme Junge! — im Hafen der Ehe eingekullt sind. Ich habe sie oft in seiner Gesellschaft gesehen. Und kaum hatte ich sie hinter ihrer spiegelblanken kleinen Fenster Scheibe erspäht, so erkannte ich sie wieder. Ich hatte ein Paar tadellos saubere Handschuhe an, trat aber dennoch in den Laden, hielt ihr meine Hände hin und sagte: ‚Liebes Fräulein, was rechnen Sie für das Waschen dieser Handschuhe?‘ — ‚Werther Herr Graf,‘ antwortete sie ohne Zögern, ‚Ihnen wasche ich sie umsonst.‘ Sie hatte mich sogleich erkannt und ich mußte die Geschichte ihres Lebens während der letztverfloßenen sechs Jahre geduldig anhören. Als sie aber damit zu Ende war, brachte ich die Rede auf ihre Nachbarn. Sie kennt und liebt

Noémie sehr und hat mir erzählt, was ich Ihnen vorhin mitgetheilt.“

Ein Monat verstrich, ohne daß sich Herr Nioche wieder hätte sehen lassen, und Newman, welcher jeden Morgen die Berichte von zwei oder drei Selbstmorden im „Figaro“ las, fing an zu argwöhnen, der alte Mann möchte, als sich die Demüthigung von nachhaltiger Wirkung erwies, lindernden Balsam für seinen beleidigten Stolz in den Fluthen der Seine gesucht haben. Er hatte sich die Wohnungsadresse des Herrn Nioche in seinem Notizbuch aufgezeichnet, und als er sich eines Tages zufällig in jenem Stadtviertel befand, faßte er den Entschluß, so weit als erreichbar sich über seine Zweifel Aufklärung zu verschaffen. Er lenkte also seine Schritte nach dem Hause in der Rue St. Roch, welches die betreffende Nummer trug, und bemerkte in einem Souterrain-Gewölbe eines Nachbarhauses, hinter einer hin- und herschwankenden Reihe hübsch arrangirter Handschuhe, das aufmerksame Gesicht von Bellegarde's Berichterstatterin, die, eine blasse in einen Morgenrock gehüllte Person, unverwandten Blickes auf die Straße hinausjah, als ob sie die Erwartung hegte, daß dieser lebenswürdige seine Herr noch einmal vorbei kommen werde. Aber nicht an sie wandte sich Newman; er fragte einfach die Portiersfrau des Hauses, ob Herr Nioche zu Hause sei. Sie rief, nach der unwandelbaren Gewohnheit der Portiersfrauen, aus ihrer Loge heraus, daß ihr „Logisherr“ vor kaum drei Minuten ausgegangen sei; nachdem sie jedoch durch das kleine

viereckige Gitterloch im Schalter an Newman's Erscheinung den Maßstab für seine Vermögensverhältnisse gefunden und durch ein nicht specificirtes Verfahren bemessen hatte, daß hier sich eine Gelegenheit darbiete, die Dürren und Leeren, welche sich im Dienste von Herren, die den fünften Stock im Hofgebäude bewohnen, unfehlbar einstellen müssen, in etwas auszugleichen, fühlte sie sich bemüßigt, noch hinzuzusetzen, daß Monsieur Nioche gerade Zeit gehabt haben dürfte, das Café de la Patrie zu erreichen, um die zweite Ecke links, in welchem er regelmäßig seine Nachmittage verbrächte. Newman dankte ihr für die gegebene Auskunft, bog um die zweite Ecke links und hatte bald das Café de la Patrie erreicht. Einen Augenblick lang war es ihm, als sage ihm sein Inneres, er solle nicht hineingehen; war es nicht kleinlich, dem armen, alten Nioche wegen dieser Sache so „auf den Pelz zu rücken?“ Dann aber erschien vor seinem Geiste das Bild eines hageren, kleinen siebzigjährigen Greises, der in langsam gemessenen Zügen aus einem Glase Zuckerwasser schlürfte, ohne indeß in dem schwachen Getränke ein Lethes für seine düstere Verzweiflung zu finden. Er öffnete die Thür und trat ein, erblickte aber zuerst nichts als eine dichte Tabakswolke. Nach kurzer Zeit jedoch bemerkte er in einer Ecke die Gestalt des Herrn Nioche, der eben damit beschäftigt war, den Inhalt eines tiefen Glases sehr sorglich umzurühren; den Platz ihm gegenüber hatte eine Dame inne. Diese saß mit dem Rücken gegen Newman gekehrt; Herr Nioche er aberblickte und erkannte seinen Besucher sehr bald.

Newman war auf ihn zugehritten, worauf der alte Mann sich erhob und ihn mit einem noch größeren Ausdruck von Zerknirschtheit, als gewöhnlich auf seinem Gesichte zu bemerken war, anstarrte.

„Wenn Sie noch heißen Punsch zu trinken vermögen,“ begann Newman, „so darf ich wohl annehmen, Sie sind nicht todt. Soweit also hat's keine Gefahr. Bitte, lassen Sie sich nicht stören, — behalten Sie Platz.“

Herr Rioche blieb starren Blickes und mit verlegenem Gesichte stehen; er getraute sich nicht seinem Besucher die Hand entgegen zu strecken. Die ihm gegenüber sitzende Dame drehte sich jetzt auf ihrem Stuhle um und blickte mit einem lebhaften Zurückwerfen ihres Kopfes in die Höhe, wobei die angenehmen Züge von Mademoiselle Rioche's Antlitz sichtbar wurden. Das Mädchen blickte Newman prüfend an, um zu sehen, welchen Blick er ihr vergönnen werde; dann — ohne daß ich sagen könnte, welche Wahrnehmung sie gemacht — sagte sie grazios: „Wie geht's Ihnen, Monsieur? Wollen Sie nicht in unserem Eckchen da Platz nehmen?“

„Sind Sie — sind Sie meinetwegen hergekommen?“ fragte Herr Rioche mit einem sehr weichen Ausdruck seiner Stimme.

„Ich war nach Ihrem Hause gegangen, um dort zu sehen, was eigentlich aus Ihnen geworden. Ich sagte mir, Sie könnten krank geworden sein,“ entgegnete Newman.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, wie man's immer

von Ihnen gewohnt ist," sagte darauf der alte Mann. „Nein, ich bin nicht wohl. Ja, ich bin krank.“

„So bitte doch Monsieur, Platz zu nehmen," bemerkte Mademoiselle Nioche. „Gargon, einen Stuhl!"

„Wollen Sie uns die Ehre erweisen, Platz zu nehmen?" fragte Herr Nioche furchtsam, und ein doppelt fremdartiger Ton klang aus seiner Stimme. Newman sagte sich, daß es das Beste sei, wenn er sich die Sache vollends mit ansehe, und nahm deßhalb unten am Tische Platz, mit Mademoiselle Nioche zu seiner Linken und deren Vater auf der anderen Seite. „Sie nehmen doch eine Kleinigkeit, nicht wahr?" fragte Mademoiselle Noémie, die behaglich ein Glas Madeira schlürfte. Newman lehnte ab, worauf sie sich lächelnd zu ihrem Papa wandte. „Welch' eine Ehre! nicht wahr? Er ist einzig und allein unseretwegen hierher gekommen." Herr Nioche leerte sein Glas mit einem langen Zuge und seine Augen zeigten darauf einen noch weinerlicheren Ausdruck als vordem. „Aber Sie sind nicht meinetwegen hergekommen, eh?" wandte sich Mademoiselle Nioche fragend an ihn. „Sie haben nicht mich hier zu finden erwartet?"

Newman nahm die Veränderung wahr, die in ihrer Erscheinung vorgegangen. Sie trug sich sehr elegant und war noch hübscher als früher; sie sah ein bis zwei Jahre älter aus, und es war unverkennbar, daß sie für das Auge an Achtbarkeit eher gewonnen: sie hatte jetzt das Aussehen einer ‚vornehmen Dame.' Sie war in ruhige Farben gekleidet und

trug ihr verschwenderisch reiches und darum doch nicht prahlerisches Costüm mit einer Anmuth, die man als eine Folge langjähriger Gewohnheit hätte ansehen können. Ihre gegenwärtige Selbstbeherrschung und ihr aplomb übten auf Newman einen wirklich infernalischen Eindruck, und er war sehr geneigt, der Ansicht Valentin de Bellegarde's sich anzuschließen, daß diese junge Dame eine sehr außergewöhnliche Person sei. „Nein, um die Wahrheit zu gestehen,“ antwortete er, „Ihretwegen bin ich nicht hierher gekommen. Man sagte mir,“ fügte er einen Augenblick später hinzu, „daß Sie Ihren Vater verlassen hätten.“

„Quelle horreur!“ rief Mademoiselle Nioche aus, und lächelnd kräuselten sich ihre Lippen. „Verläßt man denn seinen Vater? Sie haben den Beweis für das Gegentheil.“

„Ja, überzeugenden Beweis,“ meinte Newman, indem er seinen Blick auf Herrn Nioche richtete. Der alte Mann mit seinen wässerigen, flehenden Augen wich diesem Blicke aus und stellte sich, indem er sein leeres Glas zum Munde führte, als trinke er wieder.

„Wer hat Ihnen das erzählt?“ fragte Noémie. „Ich weiß es sehr wohl. Monsieur de Bellegarde ist's gewesen. Warum sagen Sie nicht Ja? — Sie sind nicht höflich.“

„Ich bin nur verlegen,“ sagte Newman.

„Da geb' ich Ihnen ein besseres Beispiel. Ich weiß, daß Herr von Bellegarde es Ihnen gesagt hat. Er weiß viel, sehr viel über mich — oder glaubt es wenigstens zu wissen.“

Er hat sich gar manche Mühe gegeben, das Alles zu erfahren — aber die Hälfte von dem, was er sagt, ist nicht wahr. Erstlich habe ich meinen Vater nicht verlassen; dafür hänge ich mit viel zu großer Liebe an ihm. Nicht so, Papa'chen? ... Herr von Bellegarde ist ein charmanter junger Mann; er ist auch ein grundgescheidter Mann, und 's ist kaum möglich, pffiffiger zu sein als er. Ich weiß aber ebenfalls gar Vieles über ihn, — was Sie ihm mittheilen können, sobald Sie mit ihm wieder zusammentreffen.“

„Nein,“ antwortete Newman, mit einem derben Lächeln um seine Lippen; „ich danke dafür, Botschaften für Sie zu bestellen.“

„Ganz wie Sie belieben,“ versetzte Mademoiselle Nioche. „Ich bin nicht auf Sie angewiesen, noch ist es Herr von Bellegarde. Er interessirt sich ungemein für mich; man kann ihn daher ganz gut sich selbst rathen lassen. Er ist der vollständige Gegensatz zu Ihnen.“

„O, daß er das ist, bezweifle ich gar nicht,“ erwiderte Newman. „Aber ich verstehe nicht ganz, wie Sie das meinen.“

„Nun folgendermaßen: Vor allen Dingen hat er sich niemals erboten, mir zu einer Mitgift und einem Gatten zu verhelfen.“ Und nach diesen Worten machte Mademoiselle Nioche eine Pause. „Ich möchte nicht sagen, daß dies zu seinen Gunsten spricht; denn ich will Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter der Hand gefragt: was hat Sie denn

bewogen, mir einen so curiosen Antrag zu stellen? Sie fühlten doch kein Interesse für mich."

"O doch! ich fühlte Interesse für Sie," versetzte Newman.

"Und wie das?"

"Es hätte mir wirkliches Vergnügen gemacht, Sie mit einem achtungswerthen jungen Mann verheirathet zu sehen."

"Mit sechstausend Francs Einkommen!" rief Mademoiselle Noëmie aus. "Kennen Sie das ,Interesse für mich fühlen? — Ich fürchte fast, Sie kennen die Frauen zu wenig. O, Sie sind nicht galant gewesen, nicht so gewesen, wie Sie hätten sein können."

Newman's Gesicht röthete sich leicht in zorniger Erregung. "Aber erlauben Sie," rief er, "das ist stark. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß ich mich so schäbig benommen."

Mademoiselle Noëmie griff unter Lächeln nach ihrem Muffe. "Es ist doch wenigstens Etwas, daß ich Sie ein bißchen geärgert habe."

Ihr Vater saß noch, beide Ellbogen auf den Tisch gestützt, auf seinem alten Plaze, und sein vornüber geneigter Kopf ruhte auf seinen Händen, deren dünne weiße Finger an die Ohren gepreßt waren. In dieser Stellung verharrte er, ohne sich zu bewegen, und blickte unverwandt auf den Boden seines leeren Glases, so daß Newman annahm, er höre nicht zu. Mademoiselle Noëmie knöpfte ihre pelzverbrämte Jacke zu und schob ihren Stuhl zurück, während sie einen der reichen Eleganz ihrer Erscheinung sich vollbewußten Blick zuerst

hernieder auf ihre Küsschen und Falbeln, und dann hinauf zu Newman gleiten ließ.

„Sie hätten besser gethan, ein braves, rechtschaffenes Mädchen zu bleiben,“ meinte Newman ruhig.

Herr Nioche starrte noch immer unverwandt auf den Boden seines Glases, und seine Tochter erhob sich, noch immer kühn und zuversichtlich lächelnd.

„Sie wollen damit sagen, daß ich aussehe wie ein solches? Nun, das ist mehr, als die Frauen unserer Tage vermögen. Bitte vor der Hand noch nicht den Stab über mich zu brechen,“ setzte sie hinzu. „Ich will mein Ziel erreichen; das hab’ ich mir fest vorgenommen. Ich verlasse Sie; ich wünsche vor Allem, nicht in Cafés gesehen zu werden. Ich kann nicht begreifen, was Sie von meinem armen Vater wollen; er ist jetzt ganz behaglich situiert. Daran trägt er indessen keine Schuld. Au revoir, Papa’chen,“ und bei diesen Worten tappte sie den alten Mann leicht mit dem Muffe auf den Kopf. Darauf blieb sie einen Augenblick lang stehen, den Blick fest auf Newman gerichtet. „Sagen Sie dem Herrn von Bellegarde, daß, wenn er Neuigkeiten über mich erfahren will, er sich dieserhalb doch direct zu mir bemühen und mich selbst darum befragen möge.“ Damit drehte sie sich um und schritt zur Thüre, welche der weißbeschnürzte Kellner mit tiefer Verbeugung weit vor ihr öffnete.

Herr Nioche blieb regungslos sitzen, und Newman wußte kaum, was er zu ihm sagen sollte. Der alte Mann

sah bemitleidenswerth albern aus. „Sie haben sich also doch entschlossen, sie nicht zu erschießen?“ fragte Newman endlich.

Ohne seine Stellung zu verändern, schlug Herr Rioche die Augen auf und richtete einen langen, sonderbaren Blick auf ihn. Dieser Blick schien Alles einzugeschehen, ohne indessen um Mitleid zu flehn, noch andererseits Anspruch darauf zu erheben, daß er rauh genug sei, um auch ohne dasselbe sich wohl zu fühlen. Dieser Blick mochte den Gemüthszustand eines harmlosen, flachleibigen Insects ausdrücken, das sich des nahen Tretes einer Stiefelsohle bewußt ist und Trost in dem Gedanken findet, daß es vielleicht zu flach sei, um zertreten werden zu können. Herrn Rioche's Blick war das offene Bekenntniß moralischer Flachheit. „Sie haben einen furchtbaren Abscheu vor mir,“ sagte er, und seine Stimme klang so leise, daß Newman sie kaum deutlich hörte.

„O ganz und gar nicht,“ entgegnete Newman, „mich geht die Geschichte nichts an. Man thut stets am klügsten, alle Sachen von der leichten Seite zu nehmen.“

„Ich habe Ihnen zu viel hochtrabende Redensarten vorgefaset,“ sprach Herr Rioche weiter. „Doch damals war's mir Ernst damit.“

„Ich versichere Sie meiner aufrichtigen Freude darüber, daß Sie Ihre Tochter nicht erschossen haben,“ sagte Newman. „Ich hatte Angst, daß Sie sich am Ende selbst das Hirn ausgeblasen haben könnten; und das hat mich bewogen,

nach Ihnen zu sehen.“ Und hierauf schickte er sich an, seinen Rock zuzufnöpfen.

„Keines von beiden,“ sagte Herr Rioche. „Sie verabscheuen mich, und ich bin nicht im Stande, Ihnen Aufklärungen zu geben. Ich hatte gehofft, daß ich Ihnen nie wieder begegnen würde.“

„Nun, das ist erbärmlich genug,“ antwortete Newman. „Sie sollten Ihre Freunde nicht auf solche Weise aufgeben. — Nebenbei gesagt: als Sie das letzte Mal bei mir waren, schienen Sie mir eigenthümlich aufgeräumt.“

„Ja, ich entsinne mich,“ antwortete Herr Rioche nachdenklich; „ich hatte damals Fieber; wußte nicht, was ich sagte, was ich that. Es war Delirium.“

„So, so! nun jetzt scheinen Sie still zu sein.“

Herr Rioche schwieg einen Augenblick lang. „So still wie das Grab,“ sprach er dann leise.

„Sind Sie sehr unglücklich?“ fragte Newman.

Herr Rioche fuhr sich langsam über die Stirn und schob sogar seine Perücke ein wenig nach hinten, während er sein leeres Glas von der Seite anschielte. „Ja, ja — aber das ist eine alte Geschichte. Ich bin allezeit unglücklich gewesen. Meine Tochter macht mit mir, was sie will. Ich nehme, was sie mir gibt, Gutes oder Böses. Ich habe keinen Gribß im Kopfe, und wer den nicht hat, muß sich still verhalten. Ich werde Sie niemals wieder belästigen.“

„Mein Herr,“ erwiderte Newman, der an des alten

Mannes leichtfertig bequemer Manier, zu philosophiren, nicht sonderlich Gefallen fand, „das kann man halten wie man will.“

Es hatte den Anschein, wie wenn Herr Nioche nichts Anderes als Abscheu erwartet habe; aber gleichwohl machte er eine leichte Anstrengung, gegen das eben von Newman erhaltene schwache Lob Verwahrung einzulegen. „Sie ist und bleibt doch immer meine Tochter,“ sagte er, „und ich kann noch immer auf sie Acht geben. Wenn sie Unrecht thun will, nun so wird sie es eben thun. Aber es gibt dazu gar verschiedene Wege, wie's auch gar viele Stufen gibt. Ich kann ihr den Vortheil — ihr den Vortheil,“ — und Herr Nioche stockte bei diesen Worten, indem er Newman hohlen Blickes anstierte, der seinerseits anfang zu argwöhnen, daß bei dem Alten eine Gehirn = Erweichung eingetreten sei, — „ich kann ihr den Vortheil meiner Erfahrung zu gute kommen lassen,“ fügte Herr Nioche hinzu.

„Ihrer Erfahrung?“ fragte Newman, belustigt und erstaunt zugleich.

„Ja, meiner Geschäfts = Erfahrung,“ antwortete Herr Nioche ernsthaft.

„Ach ja, ja,“ rief Newman lachend, „die wird ihr von großem Nutzen sein.“ Und dann sagte er ihm Adieu und reichte dem armen, thörichten Alten die Hand.

Herr Nioche ergriff dieselbe und lehnte sich, sie einen kurzen Augenblick in der seinen haltend und seinen Blick auf Newman heftend, an die Wand zurück.

„Nicht wahr, Sie glauben, daß mich mein Verstand verlassen,“ sprach er. „Könnt' gar leicht möglich sein; ich fühle einen beständigen Schmerz in meinem Schädel. Das ist's ja eben, warum ich Ihnen keine Aufklärung geben, keine Mittheilung machen kann. Und sie ist stark und kräftig; sie zwingt mich zu laufen, wie und wohin sie will. Aber die Sache verhält sich eigentlich anders, ganz anders.“ Er hielt inne; seine kleinen weißen Augen aber stierten noch immer fort auf Newman; sie wurden größer und größer und funkelten einen Moment wie Rakenaugen im Dunkeln. „Es ist nicht so, wie es zu sein scheint. Ich hab' ihr nicht verziehen. O, nein!“

„Das ist recht und in Ordnung; verzeihen Sie ihr nicht!“ sagte Newman; „es ist eine recht schlimme Geschichte mit ihr.“

„Es ist schrecklich, es ist fürchterlich!“ rief Herr Nioche; „aber begehren Sie die Wahrheit zu hören? — Ich hasse sie! Was sie mir gibt, das nehme ich, und hasse sie darum nur mehr! Heut' hat sie mir dreihundert Francs gebracht; da stecken sie in meiner Westentasche. Und jetzt hass' ich sie rasend. Nein, nein, ich hab' ihr nicht verziehen!“

„Warum haben Sie dann das Geld von ihr angenommen?“ forschte Newman.

„Hätt' ich's nicht genommen,“ antwortete Herr Nioche, „so hätte ich sie noch mehr gehaßt. So ist's eben, wenn man im Elend ist. Nein, ich hab' ihr nicht verziehen.“

„Geben Sie nur Acht, daß Sie ihr kein Leidß zufügen,“ sagte Newman, auf's Neue lächelnd, und damit verabschiedete er sich. Als er auf der Straße draußen an der Fensterfront des Café's entlang ging, gewahrte er, wie der wunderliche Alte mit einer melancholischen Geberde den Kellner aufforderte, sein Glas nochmals zu füllen. . . .

Eines Tages, ungefähr eine Woche nach seinem Besuche im Café de la Patrie, machte Newman Valentin von Bellegarde einen kurzen Besuch und war so glücklich, denselben zu Hause zu treffen. Er erzählte von seiner Unterredung mit Herrn Nioche und dessen Tochter, und sprach die Befürchtung aus, daß Valentin den alten Mann richtig beurtheilt habe; er hätte das Paar in der freundschaftlichsten und animirtesten Unterhaltung mit einander angetroffen, hätte sie mit den Gläsern anstoßen sehen, und dergleichen mehr; die Strenge des alten Mannes werde nur in der Theorie ausgeübt. Newman bekannte, daß er enttäuscht gewesen sei; er hätte die Erwartung gehegt, Herrn Nioche auf erhabenem Terrain sich bewegen zu sehen.

„Auf erhabenem Terrain, mein Bester?“ fragte Valentin lachend. „Für ihn gibt's kein erhabenes Terrain zu occupiren. Die einzige Erhöhung, die sich im Gesichtsfreife des Herrn Nioche bemerklich macht, ist Montmartre, und das ist bekanntlich kein sehr erbauliches Viertel. Man kann in einem Flachlande nicht Bergsteigen.“

„Er bemerkte übrigens mit Nachdruck,“ erzählte New-

man weiter, „daß er ihr nicht verziehen habe. Aber sie wird das niemals wahrnehmen.“

„Wir müssen ihm insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir annehmen, die ganze Geschichte gefällt ihm nicht sehr,“ versetzte Valentin. „Mademoiselle Nioche gleicht den großen Künstlern, die, wie wir in ihren Biographien lesen, am Beginn ihrer Laufbahn Anfechtungen aller Art im Kreise ihrer Familie zu überwinden hatten. Ihr Beruf fand dort niemals Anerkennung; aber die Welt ließ ihnen Gerechtigkeit zu Theil werden. Mademoiselle Nioche ist berufen.“

„Ach hören Sie doch auf,“ fiel ihm Newman ungeduldig in's Wort, „Sie nehmen die kleine Person viel zu ernsthaft.“

„Ich weiß recht wohl, daß ich das thue; aber wenn man sonst über nichts nachzudenken hat, so denkt man an solche kleine Personen. Ich meine, es ist besser, über Kleinigkeiten ernst zu sein, als gar nicht ernst zu sein. Diese kleine Person amüsirt mich.“

„O, das hat sie bereits herausgefunden. Sie weiß, daß Sie ihr nachgeseht und sich nach ihr erkundigt haben. Sie fühlt sich dadurch äußerst geschmeichelt. Das ist aber doch ziemlich belästigend.“

„Belästigend, mon cher?“ lachte Valentin; „nicht im Geringsten.“

„Soll mich der Henker holen, wenn ich den Wunsch fühlte, daß eine kleine Abenteurerin, wie diese, darum wisse, daß ich mir solche Mühe wegen ihr gemacht,“ sagte Newman.

„Ein hübsches Frauenzimmer ist immer etwas Mühe werth,“ machte Valentin geltend. „Mir recht, wenn sich Mademoiselle Rioche durch meine Neugier geschmeichelt fühlt und wenn sie weiß, daß es mir schmeichelt, wenn sie sich geschmeichelt fühlt. Sie ist übrigens, nebenbei bemerkt, gar nicht so sehr geschmeichelt.“

„Sie thäten besser, zu ihr hinzugehen und ihr das zu sagen,“ meinte Newman. „Sie hat mir eine Botschaft an Sie aufgetragen, die ungefähr darauf hinzielte.“

„Gott segne Ihre nüchterne, ruhige Phantasie,“ sagte Valentin, „ich habe ihr Besuche gemacht — dreimal in fünf Tagen. Sie ist eine charmante Wirthin; wir plaudern von Shakespeare und den Tagesneuigkeiten durcheinander. Sie ist außerordentlich gescheidt und ein ganz merkwürdiger Charakter; keine Spur von Rohheit oder eines Bedürfnisses, roh zu sein, fleht ihr an, sie hat sich fest vorgenommen, nie roh zu erscheinen, und wird allezeit streng auf ihrer Hut sein. Sie beherrscht sich vollkommen, sie ist von so hartem und festem Stoff wie nur eine kleine Wassernixen-Figur in einer antiken Gemme, und ich will mich dafür verbürgen, daß sie nicht ein Körnchen mehr Herz oder Gefühl hat, als wenn sie aus einem Amethyst-Klumpen geschnitten wäre. Man kann sie selbst mit einem Diamanten nicht ritzen. Außerst hübsch — wahrlich, wenn man sie kennt, ist sie ganz wunderbar hübsch — intelligent, entschieden, ehrgeizig, scrupellos, fähig, einen Menschen erdrosseln zu sehen, ohne die Farbe zu

wechseln, kurz, mein Ehrenwort darauf, eine höchst amüsante Person.“

„Schöne Liste von Reizen das,“ meinte Newman, „sie würden einem Geheimpolizisten als Signalement eines Hauptspitzbuben zu dienen im Stande sein. Ich möchte sie in einem andern Wort als ‚amüsant‘ zusammenfassen.“

„Ah! Das ist just der passende Ausdruck dafür. Ich mag nicht behaupten, daß sie lobenswerth oder liebenswerth sei. Ich möcht’ sie nicht zur Gattin oder Schwester haben. Aber sie ist ein höchst sonderbares und geniales Maschineriesstück; es ergötzt mich, sie in Bewegung zu sehen.“

„Nun, ich habe auch schon manche curiose Maschinen gesehen,“ meinte Newman; „und ein Mal, in einer Nadel-fabrik war’s, war ich Augenzeuge, wie ein Gentleman aus der City, der auch solch’ einem Maschin’chen allzu nahe getreten war, so rasch als sei er auf einer Gabel aufgespießt, emporgehoben, dann geradewegs hinuntergeschluckt und zu lauter kleinen Stücken zermalmt wurde.“

*

*

*

Als Newman zu später Abendstunde in seine Wohnung zurückkehrte, drei Tage nachdem Frau von Bellegarde ihren Handel mit ihm — der Ausdruck ist vollkommen correct — betreffs der Abendgesellschaft, bei welcher sie ihn vorstellen wollte, abgeschlossen, fand er auf seinem Tische eine Karte von umfangreichen Dimensionen, durch welche ihm mitgetheilt

wurde, daß besagte Dame am 27. des laufenden Monats um 10 Uhr Abends die Gesellschaft und somit auch ihn empfangen werde. Er steckte diese Karte in den Rahmen seines Spiegels und schaute sie mit sichtlichem Wohlbehagen an, sie erschien ihm wie ein befriedigendes Triumph-Emblem — wie eine urkundliche Beglaubigung, daß sein Preis gewonnen sei. In einen Stuhl zurückgelehnt, betrachtete er sie liebäugelnd, als sich die Thür öffnete und Valentin von Bellegarde in das Zimmer trat. Valentin's Auge folgte sogleich der Richtung, in welcher Newman blickte, und er gewahrte die Einladungskarte seiner Mutter.

„Und was hat man in der Ecke vermerkt?“ fragte er. „Nicht das gewöhnliche ‚Musik‘, ‚Tanz‘ oder ‚lebende Bilder‘? Man hätte zum mindesten hineinschreiben sollen: ‚Ein Amerikaner‘.“

„O, es werden verschiedene von meinen Landsleuten dort sein,“ erwiderte Newman. „Mrs. Tristram theilte mir heute mit, daß sie eine Karte erhalten und zusagend beantwortet habe.“

„Ah! dann werden Sie an Mrs. Tristram und ihrem Gemahl eine Stütze finden. Dann hätte meine Frau Mutter auf ihrer Karte bemerken können: ‚Drei Amerikaner.‘ Aber ich vermuthe, daß es an Unterhaltung nicht fehlen wird. Sie werden eine Menge von den angesehensten Leuten Frankreichs antreffen. Ich meine die langen Ahnenlisten, die hochgetragenen Nasen, und was dergleichen mehr. Manche von ihnen sind gräßliche Idioten; ich rathe Ihnen, sich mit Vorsicht zu nähern.“

„Nun, es will mich bedünken, als würden sie mir gefallen,“ meinte Newman. „Ich bin bereit, während dieser Zeit Gefallen an Jedermann und Allem zu finden. Ich bin in dem höchsten Stadium von guter Laune.“

Valentin sah ihn einen Augenblick schweigend an und warf sich dann mit einem an ihm ungewohnten Ausdruck von Abspannung in den Sessel. „Glücklicher Mensch!“ rief er mit einem Seufzer. „Hüten Sie sich, daß Sie nicht anstößig werden!“

„Wem es gefällt, Anstoß an mir zu nehmen, der mag es thun. Ich hab’ ein gut Gewissen,“ sagte Newman.

„Sie fühlen also wirklich Liebe zu meiner Schwester?“

„Gewiß, mein Herr!“ erwiderte Newman nach kurzer Pause.

„Und sie erwidert Ihre Liebe?“

„Ich vermuthe, daß sie mich gern hat,“ antwortete Newman.

„Welcher Zauberkünste haben Sie sich dann bedient?“ fragte Valentin. „Wie machen Sie denn einer Dame den Hof?“

„O, ich habe hierfür keine allgemeinen Regeln,“ antwortete Newman. „Auf jede Art, die mir schicklich scheint.“

„Ich argwöhne, daß, wenn man davon Kenntniß hätte,“ rief ihm Valentin lachend zu, „Sie als ein gefährlicher Patron angesehen würden. Sie schreiten ja in Siebenmeilenstiefeln voran.“

„Mit Ihnen ist heut Abend Etwas nicht ganz in Ordnung,“ gab hierauf Newman zur Antwort. „Sie sind malsciös. Verschonen Sie mich mit allen disharmonischen Klängen bis nach meiner Hochzeit. Nachher, wenn ich mir mein Nest gemacht habe, werde ich besser im Stande sein, die Dinge so zu nehmen, wie sie gerade kommen.“

„Und wann findet Ihre Vermählung statt?“

„In etwa sechs Wochen.“

Valentin sah einige Augenblicke still vor sich hin und fragte dann: „Und Sie fühlen sich rücksichtlich Ihrer Zukunft ganz beruhigt?“

„Vollkommen. Ich wußte genau, was ich begehre, und weiß genau, was ich bekomme.“

„Sie sind sicher, glücklich zu werden?“

„Sicher?“ fragte Newman. „Eine so alberne Frage verdient eine ebenso alberne Antwort. Ja!“

„Und hegen keinerlei Befürchtungen?“

„Was sollte ich denn befürchten? Man kann mir nichts zu Leide thun, außer man tödtet mich auf irgend welche gewaltsame Art. Dann wäre ich allerdings böß angeführt. Ich will leben, und der Rufus soll mich holen, wenn ich's nicht durchführe. An einer Krankheit kann ich nicht sterben: dazu bin ich zu verteufelt zäh; und jene Zeit, wo man an Altersschwäche stirbt, wird noch geraume Jahre nicht an mich herantreten. Meine Frau kann ich nicht verlieren, denn ich werde sie hüten wie meinen Augapfel. Ich kann am Ende wohl

mein Geld, oder einen großen Theil desselben verlieren; das hat aber nichts zu sagen, denn ich werde doppelt so viel wieder gewinnen. Was also sollte ich befürchten?"

„Befürchten Sie nicht, daß es vielleicht ein Mißgriff sei für einen amerikanischen Geschäftsmann, eine französische Gräfin zu heirathen?"

„Für die Gräfin vielleicht, nicht aber für den Geschäftsmann, — heißt das, wenn Sie mich meinen! Meine Gräfin aber soll eine Enttäuschung nicht erfahren; ich garantire für den Artikel!" Und als ob er seiner Zuversicht Ausdruck durch ein Freudenfeuer verleihen wollte, schritt er zum Kamin und warf noch einige Scheite auf den bereits glühenden Herd. Valentin betrachtete eine Zeit lang die frisch aufblühende Flamme und stieß dann, indem er seinen Kopf in die Hand stützte, einen melancholischen Seufzer aus.

„Haben Sie Kopfschmerz?" fragte Newman.

„Je suis triste," entgegnete Valentin schlicht.

„Sie sind traurig — eh? Wegen der Dame etwa, von der Sie gestern Abend sagten, Sie beteten sie an, könnten sie aber nicht heirathen?"

„Hab' ich das wirklich gesagt? Mir war's nachher, als seien diese Worte mir entchlüpft. Claire gegenüber war das tactlos. Aber mich erfüllten düstere Gedanken, als ich so sprach, und ich fühle mich noch niedergedrückt. Warum haben Sie mich jemals diesem Mädchen vorgestellt?"

„Ah! Mademoiselle Rioche ist's? Der Herr erlöse uns! Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie nach der Liebeskrank sind?“

„Liebeskrank, nein; 's ist keine tiefe Leidenschaft. Aber der fischblütige kleine Dämon sitzt mir im Kopfe; sie hat mich mit ihren regelmäßigen kleinen Zähnen gebissen; mir ist, als ob ich rasend werden und etwas Tolles, Wahnsinniges vollführen könnte. 's ist sehr wenig fein von mir, ich geb' es zu, 's ist schrecklich wenig fein, denn sie ist die berechnendste, geldgierigste kleine Hummel in ganz Europa. Und dennoch stört sie wirklich die Ruhe meines Gemüths; sie rennt mir immerfort im Kopf herum. 's ist ein drastisches Gegenstück zu Ihrer edlen und tugend samen Neigung, — ein ganz infamer Gegensatz. Es ist mehr als bedauerlich, daß dies das Beste sein sollte, was ich in meinem jetzigen gesezten Alter für mich zu thun vermöchte. En somme bin ich doch ein ganz charmanter Mensch, nicht wahr? Für meine Zukunft aber können Sie nicht solche Bürgschaft leisten, wie für Ihre eigne.“

„Lassen Sie das Mädchen fahren, ohne alles Bedenken,“ sagte Newman, „versuchen Sie nie wieder, sich ihr zu nähern, dann wird sich Ihre Zukunft schon machen. Kommen Sie herüber nach Amerika, dort werd' ich Ihnen einen Posten bei einem Bank-Institut verschaffen.“

„'s ist leicht gesagt, das Mädchen fahren lassen,“ entgegnete Valentin mit leichtem Lachen. „So 'was ist jedoch bei einem hübschen Frauenzimmer, wie diesem, nicht leicht gethan.“

Die Höflichkeit muß man immer wahren, auch Mademoiselle Nioche gegenüber. Ueberdies möcht' ich nicht die Meinung bei ihr aufkommen lassen, als ob ich mich vor ihr fürchtete."

"Und so wollen Sie, halb aus Höflichkeit halb aus Eitelkeit, noch tiefer in den Sumpf versinken? Sparen Sie doch beide Eigenschaften für etwas Besseres auf. Erinnern Sie sich auch, daß ich es nicht gewünscht habe, Sie ihr vorzustellen; Sie aber bestanden darauf. Es war mir nicht ganz wohl dabei."

"O, ich mache Ihnen keine Vorwürfe," sagte Valentin. "Bewahr' mich der Himmel! Ich möchte um Alles in der Welt nicht versäumt haben, sie kennen zu lernen. Sie ist wirklich ein außergewöhnliches Geschöpf. Die Art und Weise, in der sie ihre Schwingen schon jetzt entfaltet hat, ist staunenerregend. Ich wüßte nicht, daß ein Weib mich je köstlicher amüsirt hätte. Aber verzeihen Sie mir," fügte er einen Augenblick später hinzu; „das Mädchen amüsirt Sie nur in zweiter Linie, und obendrein ist ein solches Gesprächsthema nicht ganz säuberlich. Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen." Und Valentin sprach von anderen Dingen; nach fünf Minuten aber schon bemerkte Newman, wie dieser mit einer kühnen Wendung die Rede wieder auf Mademoiselle Nioche gelenkt hatte, Schilderungen von ihren Gewohnheiten und Manieren und Proben ihrer Wortspiele und Bonmots gab. Dieselben waren äußerst witzig und für ein junges Frauenzimmer, das noch vor sechs Monaten die kunstlosesten

Madonnenbilder gemalt hatte, in erschreckender Weise cynisch. Geraume Zeit noch bewegte sich seine Unterhaltung auf diesem Gebiete, endlich aber hielt er kurz abbrechend inne, wurde nachdenklich und sprach mehrere Minuten hindurch kein Wort. Und als er sich nachher erhob, um fortzugehen, war es augenscheinlich, daß seine Gedanken noch immer mit Mademoiselle Rioche beschäftigt waren. „Ja, ja, sie ist ein fürchterliches kleines Ungeheuer!“ sagte er.

XVI.

Die nun folgenden zehn Tage waren die glücklichsten, welche Newman jemals erlebt hatte. Er sah Frau von Cintré an jedem Tage, und traf niemals weder Frau von Bellegarde, noch den älteren seiner Schwäger in spe. Frau von Cintré schien es schließlich für schicklich zu erachten, die stete Abwesenheit derselben mit ein paar Worten zu entschuldigen. „Sie sind so ungemein in Anspruch genommen,“ sagte sie, „durch die Verpflichtung, dem Lord Deepmere Paris zu zeigen.“ Und ein Lächeln trat auf ihre Lippen trotz allen Ernstes, mit welchem sie diese Erklärung abgab, und stärker noch kam dies zum Ausdruck, als sie hinzusetzte: „Er ist unser Vetter im siebenten Gliede, müssen Sie wissen, und Blut ist dicker als Wasser. Und dann ist er auch ein höchst interessanter Mensch!“ und bei diesen Worten lachte sie herzlich.

Newman traf die junge Frau von Bellegarde zwei- bis dreimal, und immer streifte sie herum in unmuthevoller Ungewißheit, wie auf der Suche nach einem unerreichbaren Ideale von Amusement. Sie erinnerte ihn immer lebhaft an ein kunstvoll bemaltes Parfüm-Flacon, das einen Sprung hat; aber er hatte sich daran gewöhnt, ihr ein freundschaftliches

Gefühl entgegenzubringen, welches darauf basirt sein möchte, daß sie in ehelicher Unterthanenpflicht zu Urbain de Bellegarde stand. Er bemitleidete Herrn von Bellegarde's Gemahlin, vornehmlich weil sie eine alberne, schmachkend-lächelnde kleine Brünette war, bei deren Anblick man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß ihr Herz nicht richtig regulirt sei. Die kleine Marquise blickte ihn bisweilen an mit einem Blicke, der zu intensiv war, um nicht unschuldig zu sein, denn Koketterie zeigt sich geschickter verhüllt. Sie hatte augenscheinlich den Wunsch, ihn nach etwas zu fragen oder ihm etwas zu erzählen; er war neugierig, was es wohl sein könnte. Aber er hütete sich, ihr eine Gelegenheit dazu an die Hand zu geben, weil, wenn ihre Mittheilung sich auf die Leere in ihrer ehelichen Verbindung bezöge, er nicht wußte, wie er ihr helfen könnte. Es schwebte ihm indessen vor, als würde sie eines schönen Tages zu ihm herantreten und (nachdem sie sich zuvor behutsam umgesehen) ihm mit einem halb leidenschaftlichen Gezißel sagen: „Ich weiß, Sie verabscheuen meinen Gemahl; gewähren Sie mir die Freude, Ihnen die Versicherung geben zu dürfen, daß Sie im Recht sind. Haben Sie Mitleid mit einem armen Weibe, das an einen Automaten aus papier-mâché verheirathet ist!“ Da ihm aber, in Ermangelung einer competenten Kenntniß der Anforderungen der Etikette, ein scharf ausgeprägtes Gefühl gegen die ‚Gemeinheit‘ gewisser Handlungen innewohnte, so schien es ihm, als erfordere es seine Stellung, sorgfältig auf der Hut zu sein; er

wollte diesen Leuten keine Gelegenheit geben, von ihm sagen zu können, daß er unter ihrem Dache irgend etwas Unziemliches gethan habe. So wie die Dinge jetzt standen, pflegte Frau von Bellegarde ihre Mittheilungen darauf zu beschränken, was für ein Kleid sie bei seiner Vermählungsfeier zu tragen gedenke, wiewohl es ihrer schöpferischen Einbildungskraft, trotz mannigfacher Unterredungen mit ihrem Tailleur, noch nicht gelungen war, dessen künstlerische Totalität festzustellen. „Ich sagte Ihnen schon, blaßblaue Schleifen an den Ärmeln, um die Ellbogen,“ sagte sie. „Aber heute sehe ich von meinen blauen Schleifen nicht das Geringste. Ich weiß nicht, wo sie hingekommen sind. Heut seh’ ich Rosa — ein zartes Rosa. Und dann gleite ich durch sonderbare, leere Phasen, in denen weder Blau, noch Rosa mich anspricht. Und doch muß ich die Schleifen haben.“

„Nehmen Sie grüne oder gelbe,“ sagte Newman.

„Malheureux!“ rief dann die kleine Marquise. „Grüne Schleifen würden Ihr Eheband zerreißen — Ihre Kinder würden illegitim sein!“

Frau von Cintré genoß vor der Welt eines ruhigen Glückes, und Newman lebte der seligen Zuversicht, daß dieselbe, allein mit ihm und abgesondert von der Welt, ganz ausgelassen glücklich sei. Sie sagte ihm sehr zärtliche Dinge. „Ich habe gar keine Freude an Ihnen. Sie geben mir niemals Gelegenheit, Sie auszuschelten, Sie zurechtzuweisen. Das hatte ich mir eigentlich ausbedungen und mich so recht

darauf gefreut. Aber Sie vollführen gar nichts Schreckliches; Sie sind ganz unausstehlich gutmüthig. Das ist recht albern; 's ist gar nichts vorhanden, das mich aufregen könnte; es wäre am Ende gerade so gut, ich heirathete irgend wen andern."

"Ich fürchte, daß es das Schlimmste ist, was ich thun kann," antwortete darauf dann Newman. "Seien Sie nachsichtig gegen dies Gebrechen." Und dann versicherte er sie, daß er seinerseits wenigstens sie nie schelten würde; sie genüge ihm vollkommen so wie sie sei. "Wenn Sie nur wüßten," sagte er dann noch, "wie Sie so ganz das sind, was ich mir gewünscht habe. Und ich fange allmählig an zu verstehen, warum ich es so wünschte; daß ich jetzt habe, was ich wünschte, das macht den ganzen Unterschied, den ich erwartete. Nie war ein Mann zufriedener mit seinem Handel; nie war ein Mann gewisser überzeugt, hochfeiner Waare sich versichert zu haben."

"Ah! also bin ich 'hochfeine Waare'?" fragte Frau von Cintré lächelnd.

"Sie sind der beste Artikel im Markte. Das war's, was ich zu acquiriren wünschte. Seit einer Woche schon tragen Sie Ihren Kopf ganz so, wie ich ihn von meiner Frau getragen zu sehen wünschte. Sie sagen genau die Sachen, welche ich wünschte, daß meine Frau sagen soll. Sie gehen genau so durch das Zimmer, wie ich sie gehen zu sehen wünschte. Sie haben genau den Geschmack in Ihrer

Toilette, wie ich ihn bei meiner Frau zu finden wünschte. Kurz und gut, Sie entsprechen meinen Wünschen vollkommen und, ich darf Ihnen das sagen, meine Wünsche reichten hoch hinauf.“

Diese Bemerkungen schienen Frau von Cintré etwas ernst zu stimmen. Endlich sagte sie: „Verlassen Sie sich darauf, ich entspreche Ihren Wünschen nicht ganz; Ihre Wünsche reichen zu hoch. Ich bin nicht Alles das, was Sie sich denken; ich bin viel weniger. 's ist ein erhaben prächtiges Weib, Ihr Ideal. Bitte, sagen Sie mir doch, wie hat sie zu solcher Vollkommenheit gelangen können?“

„Sie ist von jeher so gewesen,“ antwortete Newman.

„Ich glaube wirklich,“ fuhr Frau von Cintré fort, „daß sie besser ist als mein eigenes Ideal. Wissen Sie, daß dies ein sehr hübsches Compliment ist? Nun, wissen Sie was, mein Herr — ich will mir all' die Vorzüge Ihres Ideals zu eigen machen!“ . . .

Mrs. Tristram kam nach ihrer lieben Claire sehen, als Newman seine Verlobung angezeigt hatte, und am darauffolgenden Tage erzählte sie unserem Helden, daß sein großes Glück einfach absurd sei. „Denn das Lächerlichste dabei ist,“ meinte sie, „daß Sie ganz unfehlbar ebenso glücklich sein werden, als wenn sie eine simple Miß Smith oder Miß Thompson zu heirathen im Begriffe ständen. Ich nenne das eine äußerst glänzende Partie für Sie, aber Sie bekommen diesen Glanz und diese Pracht, ohne Steuer dafür bezahlen

zu müssen. Dergleichen Dinge sind sonst in der Regel ein Compromiß; hier in diesem Falle aber erhalten Sie Alles, und nichts drängt irgend etwas Anderes heraus. Sie werden trotz allen Glanzes doch glücklich sein."

Newman dankte ihr für die feine und liebenswürdige Weise, wie sie das Alles sage; kein Weib vermöge geistvoller zu nuanciren, als sie es gethan. Tristram's Art sich auszusprechen, war ganz verschieden; er hatte seine Frau auf einem Besuch bei Frau von Cintré begleitet und sein Bericht über die Expedition lautete ungefähr wie folgt:

"Dazu kriegen Sie mich nicht heran, diesmal meine Ansicht über Ihre Gräfin abzugeben," sagte er; „ich bin schon einmal auf den Leim gegangen. 's ist eine verd—heimtückische Manier, so um die Ecke herum einen arglosen Menschen über die Frau, die man heirathen will, auszuhorchen. Natürlich verdienen Sie Alles, was Sie zu hören bekommen. Nachher haben Sie aber nichts Eiligeres zu thun, als fortzustrürmen und ihr die ganze Geschichte brühwarm zu erzählen; und die Dame läßt sich's dann angelegen sein, dem armen böshafsten Wicht bei erster bester Gelegenheit, wo er ihr in den Wurf kommt, ziemlich böß mitzuspielen. Ich will jedoch zu Ihrer Ehre bekennen, daß, wie es scheint, Sie bisher Frau von Cintré noch nichts berichtet haben; oder sie müßte, wenn Sie es doch gethan, ganz ungewöhnlich edelherzig sein. Sie war äußerst liebenswürdig und fürchterlich höflich. Sie und Lizzie saßen auf dem Sopha, drückten einander die Hand und

nannten einander *chère belle*; Frau von Cintré warf mir bei jedem dritten Wort ein bezauberndes Lächeln zu, als ob sie sagen wollte, daß auch ich ein lieber netter Kerl sei. Sie hat — das kann ich Sie versichern — ihre frühere Vernachlässigung meiner Wenigkeit glänzend wieder gut gemacht; sie war überaus liebenswürdig und entgegenkommend. Nur in einem bösen Augenblick kam es ihr in den Kopf zu sagen, daß sie uns ihrer Mutter vorstellen müsse — ihre Mutter wünsche, die Bekanntschaft Ihrer Freunde zu machen. Ich für mein Theil hatte durchaus kein Verlangen, die Mutter kennen zu lernen, und stand eben im Begriffe, Lizzie zu sagen, sie solle nur allein hineingehen und mich draußen auf sie warten lassen. Lizzie aber, mit ihrer gewohnten infernalischen Pfiffigkeit, errieth sofort, was ich beabsichtigte, und bannte mich durch einen Blick ihrer Augen fest. So stolzirten sie denn Arm in Arm voran, und ich folgte so gut ich konnte. Wir trafen die alte Dame in ihrem Armstuhl sitzend an, damit beschäftigt, ihre aristokratischen Daumen um einander zu drehen. Sie musterte Lizzie von Kopf bis Fuß; in diesem Manöver aber war Lizzie — diese Gerechtigkeit muß ich ihr widerfahren lassen — der Alten hinlänglich gewachsen. Meine Frau sagte ihr, daß wir mit Herrn Newman sehr befreundet seien. Die Marquise starrte einen Augenblick lang vor sich hin und sagte dann: „Ah, Mr. Newman! — Meine Tochter hat sich entschlossen, einen Mr. Newman zu heirathen!“ Darauf fing Frau von Cintré wieder an, Lizzie zu liebkoosen, und meinte,

daß sie die liebe, gute Dame wäre, welche die Partie ausgedacht und beider Herzen zusammengeführt habe. „O, Sie also sind es, der ich für meinen amerikanischen Schwiegersohn meinen Dank abzustatten habe!“ sagte die alte Gräfin zu Mrs. Tristram. „Es war ein sehr, sehr kluger Einfall von Ihnen. Seien Sie meiner Dankbarkeit versichert.“ Und dann fing sie an, mich zu mustern, und fragte endlich: „Bitte, sind Sie bei irgend welcher Fabrikbranche engagirt?“ Ich wollte ihr eben die Antwort geben, daß ich Besenstiele fabricire, auf welchen alte Herren zum Tanzplatz reiten könnten; aber Vizzie kam mir zuvor. „Mein Gemahl, gnädige Frau Marquise,“ sagte sie, „gehört zu jener höchst unglücklichen Menschenklasse, die weder ein Handwerk noch ein Geschäft betreiben, und demnach sehr wenig Gutes in der Welt stiften.“ Um ihr Muthchen an der alten Dame zu fühlen, fragte sie nicht darnach, in welche Klasse sie mich warf. „Du lieber Himmel,“ antwortete ihr die Marquise, „wir haben eben Alle unsere Pflichten.“ „Es thut mir leid, daß mich die meinigen zwingen, Ihnen Lebewohl zu sagen,“ rief ihr Vizzie zu. Und damit trollten wir uns wieder hinaus. Sie aber haben eine Schwiegermutter in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

„Nicht doch,“ antwortete Newman, „meine Schwiegermutter wünscht nichts sehnlicher, als mich ungeschoren zu lassen.“

Am Abend des siebenundzwanzigsten erschien er frühzeitig auf dem von Frau von Bellegarde veranstalteten Balle.

Das alte Gebäude in der Rue de l'Université strahlte in einem eigenartigen Glanze. Innerhalb des durch das Außen-
 thor dringenden Lichtkreises standen eine Menge Leute, welche
 die heranfahrenden Carossen mit dem lebhaftesten Interesse
 anschauten. Der Hof war von lodernden Fackeln erleuchtet
 und der Eingang erschien mit carmoisinrothen Teppichen be-
 legt. Als Newman das Haus betrat, waren erst wenige
 Personen anwesend. Die Marquise und ihre beiden Töchter
 standen oben auf dem Treppensflur, von wo aus die in der
 Ecke postirte verblichene alte Nymphe durch eine Laube exo-
 tischer Gewächse herniederlugte. Frau von Bellegarde, mit
 Purpur und feinen Spitzen angethan, sah aus wie eine von
 van Dyk gemalte alte Dame; Frau von Cintré war weiß
 gekleidet. Die alte Marquise begrüßte Newman mit maje-
 stätischer Förmlichkeit, und rief, indem sie sich rasch umblickte,
 einige der ihr zunächst stehenden Personen heran. Es waren
 ältliche Herren, welche nach der Beschreibung, die Valentin
 von Bellegarde von ihnen gegeben, unter die Kategorie der
 „Hochnäsigen“ gehörten; zwei bis drei derselben trugen Ordens-
 bänder und Sterne. Sie näherten sich mit gemessener Rasch-
 heit, und die Marquise theilte ihnen mit, daß sie ihnen Herrn
 Newman vorzustellen wünsche, welcher ihre Tochter heirathen
 werde. Dann stellte sie der Reihe nach drei Herzöge, drei
 Grafen und einen Baron vor. Diese Herren verneigten sich
 alle sehr verbindlich und lächelten sehr liebenswürdig. New-
 man seinerseits erging sich in einer Reihe unparteiischer

Händedrucke, die er mit einem „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr!“ begleitete. Er blickte nach Frau von Cintré hinüber, die seinen Blick jedoch nicht erwiderte. Wäre sein persönliches Selbstbewußtsein von einer solchen Art gewesen, daß er bei jeder Gelegenheit, wo er in Gesellschaft mit ihr erschien, sie als Richterin darüber angerufen hätte, wie er seine Rolle spiele — so würde er es als schmeichelnden Beweis ihres Vertrauens haben betrachten können, daß er niemals ihre Augen auf sich gerichtet fand. Die Betrachtung, welche wir hier einschalten, wurde zwar von Newman nicht angestellt; wir möchten uns dieselbe jedoch unsrerseits gleichwohl gestatten, ohne befürchten zu müssen irre zu gehen — daß nämlich trotz des erwähnten Umstandes Frau von Cintré jede Bewegung seines kleinen Fingers wahrnahm. Die jüngere Frau von Bellegarde erschien in einer kühnen Toilette von carmoisinrothem Crêpe, die mit umfangreichen silbernen Monden — schmalen Sicheln und ganzen Scheiben — besäet war.

„Sie sagen mir ja gar nichts über mein Kleid,“ wandte sie sich im Gespräch zu Newman.

„Mir ist, als schaue ich Sie durch ein Teleskop an,“ erwiderte dieser. „Es ist höchst sonderbar.“

„Wenn es sonderbar ist, so paßt es vortrefflich zu der heutigen Gelegenheit. Aber ein Himmelskörper bin ich nicht.“

„Ich habe noch nie zur Mitternachtszeit den Himmel in dieser rothen Farbe gesehen,“ sagte Newman.

„Darin beruht gerade meine Originalität. Blau hätte Jedermann wählen können. Meine Schwägerin hätte sicherlich ein zartes Mattblau mit vielleicht einem Duzend lieblicher kleiner Monde gewählt. Ich halte jedoch carmoisinroth für weit interessanter. Das ist wenigstens meine Idee, und ich drücke sie einmal aus auf die Gefahr hin, daß man sie für ‚Mondschein‘ erklären mag.“

„Mondschein und Blutvergießen!“ ergänzte Newman.

„Ein Mord bei Mondschein,“ lachte Frau von Bellegarde. „Welch’ herrlicher Vorwurf für eine Toilette! Und um das Ganze vollständig erscheinen zu lassen, steckt, wie Sie sehen, ein silberner Dolch in meinem Haare. Doch hier kommt Lord Deepmere,“ fügte sie einen Augenblick später hinzu.

„Ich muß hören, was er mir darüber sagen wird.“ Lord Deepmere, auf dessen stark geröthetem Gesicht ein mildes Lächeln spielte, trat herzu. „Lord Deepmere kann sich nicht recht klar werden darüber, welche von uns beiden er vorzieht: meine Schwägerin oder mich,“ sagte Frau von Bellegarde.

„Claire gefällt ihm, weil sie seine Cousine ist, und ich gefalle ihm, weil ich es nicht bin. Aber er hat nicht das Recht, Claire die Cour zu machen, während ich doch vollständig disponible bin. Es ist sehr unrecht, einer Dame die Cour zu machen, die verlobt ist, aber ebenso unrecht ist es, einer verheiratheten Dame die Cour nicht zu machen.“

„O, es ist überaus nett, verheiratheten Damen die Cour zu machen,“ meinte Lord Deepmere, „weil die doch

nicht von einem verlangen können, daß man sie heirathen soll."

"Thun denn das die anderen, die ledigen Frauenzimmer?" fragte Newman.

"Ei natürlich," erwiderte Lord Deepmere; "in England liegen unsereinem die Mädchen alle in den Ohren, man möge sie doch heirathen."

"Und ihr spröden Herren lehnet natürlich ohne Barmherzigkeit ab!" sagte die junge Frau von Bellegarde.

"Ei meine Gnädige, man kann doch wahrhaftig nicht alle Mädchen heirathen, die einen gerne heirathen möchten," entgegnete Seine Lordschafft selbstgefällig.

"Die Gräfin hat's nicht auf Sie abgesehen, beruhigen Sie sich darüber," antwortete Frau von Bellegarde. "Die Gräfin reicht Mr. Newman ihre Hand."

"Ja, das ist freilich ein ander Ding," lachte Lord Deepmere.

"Die Gräfin wäre Ihnen wohl recht gewesen als Heiraths-Bittstellerin, sollte ich denken. Das läßt mich hoffen, daß Sie am Ende mir doch noch den Vorzug geben werden."

"O, bei hübschen Sachen, wissen Sie, ziehe ich keine der anderen vor," lachte der junge Engländer; "ich nehme sie dann alle!"

"Ah, wie abscheulich! In dieser Weise lasse ich mich nicht nehmen! Ich will apart gehalten sein!" rief Frau von Bellegarde. "Da ist Herr Newman um Vieles besser; er

weiß, wie er seine Wahl zu treffen hat. Ja, ja, Monsieur Newman wählt so sorglich, als fädele er eine Nadel ein. Er gibt Frau von Cintré vor jedem andern denkbaren Geschöpfe auf der Welt den Vorzug.“

„Nun Sie können wenigstens nicht verhindern,“ lachte Lord Deepmere gegen Newman gewandt mit aufrichtiger Fröhlichkeit, „daß ich ihr Cousin bin.“

„O nein, das kann ich allerdings nicht,“ gab Newman lachend zur Antwort, „noch kann es meine Braut verhindern.“

„Und Sie können nicht verhindern, daß ich mit ihr tanze,“ sagte Lord Deepmere in derber Schlichtheit.

„Das könnte ich nur dadurch verhindern, daß ich selbst mit ihr tanzte,“ sagte Newman. „Zu meinem Unglück verstehe ich jedoch diese Kunst nicht.“

„O, man kann auch tanzen, ohne daß man es versteht; was meinen Sie, Mylord?“ fragte Frau von Bellegarde. Darauf erwiderte jedoch Lord Deepmere, „daß man das Tanzen freilich verstehen müsse, wenn man sich nicht in Anderer Augen zum Narren machen wolle.“ In diesem Moment trat langsamen Schrittes, mit auf den Rücken gelegten Händen, Urbain de Bellegarde an die Gruppe heran.

„Dies ist wahrhaftig eine ganz prächtige Unterhaltung,“ sagte Newman vergnügt. „Das alte Haus sieht heute sehr glänzend aus.“

„Wenn Sie sich heut gefallen, so sind wir befriedigt,“ sagte der Marquis, indem er seine Schultern in die Höhe reckte und nach vorn neigte.

„Nun, ich schätze, daß Jedermann erfreut ist,“ erwiderte hierauf Newman. „Wer könnte denn anders als erfreut sein, da doch das Erste, das ihm beim Eintritt in das Haus vor Augen kommt, Ihre Schwester ist, die dort lieblich wie ein Engel steht!“

„Ja, ja, sie ist sehr schön,“ versetzte der Marquis ernst. „Daraus werden jedoch erklärlicher Weise andere Leute keine so große Befriedigung schöpfen wie Sie.“

„Ja, ich bin zufrieden, Marquis, ich bin sehr zufrieden,“ sagte Newman in seinem gedehnten Stimmklang. „Und jetzt, Herr Marquis,“ fügte er, mit einem Blicke rund um sich her, hinzu, „zeigen Sie mir, bitte, einige Ihrer Freunde.“

Herr von Bellegarde überblickte gesenkten Hauptes stillschweigend die versammelten Personen, indem er seine Hand bedächtig zur Unterlippe führte und dieselbe langsam rieb. Ein wahrer Strom von Menschen hatte sich in den Salon ergossen, in welchem Newman mit seinem Wirth stand; die Räume füllten sich, und der Anblick, den das Ganze bot, gewann in jedem Augenblick an Pracht. Seinen vornehmlichsten Glanz erhielt er durch die blendenden Schultern und strahlenden Juwelen, mit denen die Damenwelt in verschwenderischer Weise paradirte, wie durch die voluminöse Eleganz der Toiletten. Uniformen waren nicht vertreten, da Frau

von Bellegarde die Thore ihres Hauses unerbittlich den Myrmidonen des Usurpators verschlossen hielt, welcher damals Frankreichs Geschichte leitete; und die große Gesellschaft lachender und plaudernder Gesichter war nicht eben häufig durch wirklich harmonische Schönheit geziert. Es ist indeß nichtsdestoweniger bedauerlich, daß Newman kein Physiognomist war, denn gar viele der Gesichter waren in ihrer Disharmonie dennoch angenehm, ausdrucksvoll und Gedankenanregend. Wäre die Gelegenheit, bei welcher er sie sah, eine andere gewesen, so würden sie ihm schwerlich Gefallen abgewonnen haben; er hätte dann ohne Zweifel gefunden, daß die Frauen nicht hübsch genug und die Männer von allzu einfältigen Manieren seien; an diesem Abend aber befand er sich gerade in einer Stimmung, die keine anderen als angenehme Eindrücke in seinem Gemüthe Eingang finden ließ, und er faßte keine Person, keinen Gegenstand schärfer in's Auge, als lediglich um zu bemerken, daß jeder Einzelne in seiner Art glänze und strahle, und um dem angenehmen Gefühle sich zu überlassen, daß die Summe ihres Glanzes einen Theil des Ansehens bilde, welches ihm gezollt würde.

„Ich will Sie einigen der Herrschaften vorstellen,“ sagte der Marquis nach einer Weile. „Richtiger gesprochen, ich will mir eine Pflicht daraus machen. Sie gestatten es mir doch wohl?“

„O, ich will ja gern einem Jeden die Hand schütteln, den Sie mir nennen,“ entgegnete Newman. „Ihre Frau

Mutter hat mich soeben einem halben Duzend älterer Herren vorgestellt. Sehen Sie sich vor, daß wir nicht noch einmal bei ihnen anlegen.“

„Welches sind die Herren, denen meine Mutter Sie vorgestellt hat?“

„Auf mein Wort, die Namen hab' ich vergessen,“ antwortete Newman lachend. „Die Leute sehen hier einander alle gar so sehr ähnlich.“

„Ich vermuthe, daß Sie von ihnen nicht vergessen worden sind,“ meinte der Marquis. Und er begann, die Räume zu durchschreiten. Newman, um ihm in dem Gedränge nicht von der Seite zu kommen, nahm seinen Arm; worauf der Marquis eine ganze Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, sein Vorwärtsschreiten fortsetzte. Endlich, als sie am äußersten Ende der langen Flucht von Empfangszimmern angelangt waren, sah sich Newman einer Dame von ungeheuren Proportionen gegenüber, die in einem sehr umfangreichen Lehnstuhle saß, während mehrere Personen im Halbkreis um sie herumstanden. Diese kleine Gruppe hatte sich getheilt, als der Marquis auf sie zugeschritten kam, und Marquis von Bellegarde trat jetzt heran und stand einen Moment lang schweigend und ehrerbietig still, während er den Hut bis zur Höhe seiner Lippen erhoben hielt, gerade so wie Newman Männer hie und da in Kirchen hatte stehen sehen, sobald sie in ihre Stühle eingetreten waren. Die Dame hatte in der That eine sehr große Aehnlichkeit mit

einem Heiligenbild in einer götzendienerischen Bet-Capelle. Sie war von monumentalem Leibesumfang und von unerschütterlich ernstfeierlicher Haltung. Ihr Anblick war Newman nahezu entsetzlich; er wurde sich in undeutlicher Weise eines dreifachen Sinnes, kleiner stechender Augen, einer großen Fläche unbedeckten Busens, einer nickenden und funkelnden Tiara von Federn und Edelgestein, und einer unermesslichen Peripherie von Atlasgewändern bewußt. Mit ihrem an Zahl so geringen Zuschauerkreise erinnerte diese bemerkenswerthe Frau Newman an die bekannte „Kiesendame“ auf Volks- und Jahrmarkts-Festen. Sie hielt ihre kleinen Augen fest auf die beiden neuen Ankömmlinge geheftet.

„Theure Herzogin,“ sagte der Marquis, „gestatten Sie mir, Ihnen unsern lieben Freund, Herrn Newman, vorzustellen, von welchem Sie uns bereits haben sprechen hören. Da wir wünschen, Herrn Newman mit denjenigen Personen bekannt zu machen, die uns lieb und theuer sind, so konnte ich unmöglich verfehlen, mit Ihnen, theure Herzogin, den Anfang zu machen.“

„Entzückt, verehrter Marquis; entzückt, Monsieur,“ erwiderte die Herzogin mit einer Stimme, die, wenn auch dünn und schrill, dennoch nicht unangenehm klang, während Newman seine pflichtschuldige Verbeugung machte. „Ich bin lediglich zu dem Zwecke hierher gekommen, den Herrn zu sehen. Ich hoffe, er weiß das Compliment und das Opfer, welches ich gebracht habe, indem ich mich innetwegen in Be-

wegung setzte, zu würdigen. Sie brauchen mich nur anzusehen, um zu verstehen, wie schwer mir das geworden ist, mein Herr," fuhr sie fort, während sie ihre Gestalt mit einem viel umfassenden Blicke überflog. Newman wußte kaum, was er sagen sollte, obwohl es ihm dünkte, als lasse sich einer Herzogin, die über ihre Corpulenz Späße mache, fast Alles und Jedes sagen. Als die sie umstehenden Herren vernahmen, daß die Frau Herzogin einzig und allein deshalb hierher gekommen sei, um Newman zu sehen, wandten sie sich alle nach ihm um und blickten ihn mit sympathischer Neugierde an. Der Marquis nannte ihm mit übernatürlicher Grandezza den Namen jedes Einzelnen, während jeder der Herren, sobald er sich nennen hörte, sich höflich verbeugte; sie trugen alle was man in Frankreich beaux noms nennt. „Es war mir überaus wünschenswerth, Sie zu sehen," fuhr die Herzogin fort. „C'est positif. In erster Linie liegt mir die Person, die Sie zu heirathen im Begriffe stehen, unendlich am Herzen; sie ist unzweifelhaft das reizendste Wesen in ganz Frankreich. Haben Sie wohl Acht, daß Sie sie gut behandeln, sonst bekommen Sie's mit mir zu thun. Aber Sie sehen ganz so aus, als ob Sie ein guter Mensch wären. Man hat mir gesagt, Sie seien sehr absonderlich. Ich habe allerhand außerordentliche Dinge über Sie vernommen. Voyons — sind dieselben alle wahr?"

„Ich weiß nicht, was Ihnen zu Ohren gekommen sein kann," versetzte Newman.

„O, Monsieur, Sie haben Ihre légende; wir haben vernommen, daß Ihr Lebenslauf einer der wechselvollsten, bizarrsten gewesen sei. Wie verhält es sich denn mit der Stadt, die Sie vor einigen zehn Jahren im fernen Westen gegründet haben? sie soll ja heute eine halbe Million Einwohner zählen. War es nicht eine halbe Million, messieurs? Sie sind der ausschließliche Eigenthümer dieser blühenden Niederlassung und sind in Folge dessen fabelhaft reich; Sie würden aber noch viel reicher sein, wenn Sie nicht allen Neu-Ankömmlingen, die sich verpflichten, niemals Cigarren zu rauchen, pacht- und miethsfrei Landbesitz und Wohngebäude zusicherten. Infolge dieses Coups sollen Sie, wie uns erzählt wurde, in drei Jahren Aussicht haben, zum Präsidenten von Amerika gewählt zu werden.“

Die Herzogin recitirte diese erstaunliche „Legende“ mit einer glatten Selbstbeherrschung, die ihren Worten in Newman's Augen das Ansehen gab, als seien sie ein scherzhafter Dialog aus einem Lustspiele, der von einer erfahrenen, langgeübten „komischen Alten“ gesprochen worden. Noch ehe sie zu sprechen aufgehört hatte, war er in ein lautes, ununterdrücktes Gelächter ausgebrochen. „Liebste Herzogin, theuerste Herzogin!“ begann der Marquis in begütigendem Tone zu flüstern. Zwei bis drei Personen kamen an die Thüre des Gemaches, um zu sehen, wer die Herzogin auslache. Diese Dame aber fuhr in der sanften, gelassenen Sicherheit einer Person fort, die, als Herzogin, sich bewußt war angehört zu wer-

den, und, als geschwätziges Weib, über die Meinungen und Ansichten ihrer Zuhörer erhaben war. „Ich weiß,“ sagte sie, „daß Sie ein höchst ungewöhnlicher Mensch sind. Sie müssen es sein, da Sie sich bei diesem guten Marquis und seiner vortrefflichen Mutter beliebt machen konnten. Diese beiden schenken nicht Jedermann ihre Achtung; sie sind überaus wählerisch. Bin ich doch bis zu dieser Stunde nicht ganz sicher, ihre Achtung zu besitzen. Eh, Marquis? Nicht wahr, um Ihre volle Zufriedenheit zu erlangen, muß man amerikanischer Millionär sein? Aber Ihr wahrer Triumph, verehrter Herr, liegt darin, daß Sie der Gräfin zu gefallen wußten, die doch so difficil ist, wie eine Prinzessin in einem Feenmärchen. Ihr Erfolg ist ein wahrhaftes Wunder. Welcher Natur ist denn Ihr Geheimniß? welchen Talisman besitzen Sie denn? Ich begehre nicht, daß Sie ihn vor allen den Herren hier preisgeben; aber ich bitte Sie, Monsieur, mich bald einmal zu besuchen und mir eine Probe Ihres Talents zu geben.“

„Das Geheimniß ist auf Seiten von Frau von Cintré,“ entgegnete Newman. „An sie müssen Sie sich dieserhalb wenden. Es beruht einfach darauf, daß sie einen hohen Grad von Nachsicht besitzt!“

„Recht hübsch!“ bemerkte die Herzogin. „Für den Anfang ist das eine allerliebste Probe. Aber, Marquis, Sie wollen doch Monsieur nicht schon wieder entführen?“

„Ich habe einer Pflicht zu genügen, verehrteste Freun-

din," antwortete der Marquis, indem er auf die anderen Gruppen deutete.

„Ah, ich weiß was das für Sie heißen will. Nun, ich habe Monsieur gesehen; mein Wunsch ist somit erfüllt. Er kann mich nicht überzeugen, daß er's nicht dick hinter den Ohren hat. Leben Sie wohl!“

Während Newman mit seinem Wirth weiter schritt, fragte er diesen, wer die Herzogin sei. „Die größte Dame in ganz Frankreich," lautete die Antwort. Der Marquis von Bellegarde stellte sodann seinen zukünftigen Schwager noch weiteren zwanzig bis dreißig Personen beiderlei Geschlechtes vor, die alle ihres typisch erhabenen Standpunktes in der Gesellschaft wegen hierzu auserlesen zu sein schienen. In manchen Fällen war dieser Standpunkt in kräftigen deutlichen Zügen auf die Stirne seines Trägers geschrieben; in anderen Fällen war Newman für die Hülfe dankbar, welche ihm seines Begleiters eindrucklich kurze Fingerzeige zum Herausfinden desselben boten. Da waren große majestätische und kleine demonstrative Männer untereinander; häßliche Damen in gelben Blonden und seltsamen Juwelen, und hübsche Damen mit blendendweißen Schultern, denen Juwelen und jeder andere derartige Schmuck fehlten. Jedermann erzeigte Newman die höchste Aufmerksamkeit; Jedermann lächelte; Jedermann war entzückt, seine Bekanntschaft zu machen; Jedermann blickte ihn an mit jener milden, der guten Gesellschaft eigenen Härte, welche die Hand wohl darreicht, über der darin liegenden Münze

jedoch die Finger fest geschlossen hält. Wohl schien der Marquis die Rolle des Bärenführers zu spielen; wohl fanden sich witzige Zungen, welche darauf hinwiesen, daß die Fabel von der ‚Prinzessin und dem Bären‘ hier ein Seitenstück gefunden; aber der allgemeine Eindruck schien doch dahin zu gehen, daß dieser Bär eine sehr gelungene Menschen-Nachahmung sei. Newman fand, daß ihm die Freunde des Marquis in höchst ‚angenehmer‘ Weise entgegenkamen; mehr hätte er darüber nicht sagen können. Es war angenehm, mit so viel ausgesuchter Höflichkeit behandelt zu werden; es war angenehm, wohlgelegte Höflichkeitsphrasen, die einen leichten Aufguß von Esprit trugen und unter wohlgepflegten zarten Schnurrbärtchen hervorquollen, an sich gerichtet zu sehen; es war angenehm, wahrzunehmen wie witzig und gewandte Französinen — denn witzig und gewandt schienen sie eigenthümlicherweise alle zu sein — ihren Partners den Rücken kehrten um den fremden Amerikaner, dem Claire de Cintré ihre Hand zu reichen Willens war, in vollen Augenschein zu nehmen und dann den Gegenstand der Schaustellung mit einem bezaubernden Lächeln zu belohnen. Als unser Held sich endlich vor einer Batterie süßlächelnder Blicke und anderer sehr angenehmen Dinge zurückzog, begegnete sein Auge demjenigen des Marquis, das voll und schwer auf ihm ruhte, was zur Folge hatte, daß er sich einen Moment lang sammelte. „Betrage ich mich etwa wie ein hohler Fant?“ fragte er sich. „Stolzire ich am Ende herum wie ein Pinscher auf seinen Hinterpfoten?“

In diesem Augenblick gewahrte er Frau Tristram am entgegengesetzten Ende des Salons und schritt, dem Marquis mit der Hand zum Abschied zuwinkend, auf dieselbe zu.

„Trage ich etwa meinen Kopf zu hoch?“ fragte er. „Sehe ich vielleicht aus, als hätte ich das untere Ende eines Flaschenzuges um mein Kinn befestigt?“

„Sie sehen, wie alle glücklichen Menschen, sehr lächerlich aus,“ antwortete ihm Frau Tristram. „’s ist so, wie das in solchen Fällen immer ist. Ich habe Sie die letzten zehn Minuten hindurch beobachtet, und habe auch den Marquis von Bellegarde beobachtet. Ihm macht die Geschichte keinen Spaß.“

„Um so lobenswerther für ihn, daß er sie dennoch durchführt,“ erwiderte Newman. „Aber ich will großmüthig sein; ich will ihm nicht länger mehr zur Last fallen. Sie haben übrigens Recht, ich fühle mich wirklich sehr glücklich. Still auf einem Fleck stehen kann ich jetzt nicht. Bitte, nehmen Sie meinen Arm; wir können dann ein wenig promeniren.“

Er geleitete Frau Tristram durch sämtliche Räume. Es waren deren eine beträchtliche Anzahl, und heute, wo sie für das in ihnen begangene Fest decorirt waren und eine stattliche Menschenmenge sich in ihnen bewegte, hatte ihr etwas verblichener Adelsglanz seinen alten Schimmer wieder erlangt. Frau Tristram ließ, während ihre Blicke im Zimmer umhersehnten, eine Reihe leicht spöttelnder Bemerkungen über die Fest-Theilnehmer fallen. Newman aber gab abschwei-

fende Antworten; er hörte kaum, was sie sagte, seine Gedanken weilten anderswo, sie schwelgten im freudvollen Rausche des Erfolges, Gewinnes und Sieges. Seine augenblickliche Besorgniß, ob er aussehe wie ein Fant, schwand — und hinterließ in ihm einfach ein reiches Gefühl von Zufriedenheit. Was er wünschte, hatte er erreicht. Die Würze des Erfolges war ihm von jeher in hohem Grade angenehm gewesen, und er war des Glückes theilhaftig geworden, dieselbe zum öftern kosten zu dürfen. Aber niemals zuvor war sie ihm so süß erschienen, niemals mit solchem Glanz und solcher Pracht gepaart, niemals so vielverheißend und anregend. Die Lichter, die Blumen, die Musik, das Gedränge und Gewoge des Festes, die herrlichen Frauen, die Juwelen und Edelsteine, das Eigenartige sogar in dem allgemeinen Gekramme der wohlklingenden fremdländischen Sprache um ihn her, waren alles unverkennbare Zeichen und Beweise dafür, daß er seinen Zweck richtig erfaßt und in der vorgezeichneten Bahn auch richtig verfolgt hatte. Wenn Newman's Lächeln freier war als gewöhnlich, so war der Grund davon nicht etwa geschmeichelte Eigenliebe; er hatte durchaus nicht den Wunsch, daß mit Fingern auf ihn gezeigt werde, noch daß ihm ein persönlicher Erfolg zu Theil werde. Wenn er, ohne selbst gesehen zu werden, von einer Luke im Dache aus auf die Scene hier unten hätte herniederblicken können, so würde er sich an ihrem Anblick in genau demselben Maße erfreut haben. Sie würde ihm erzählt haben

von seinem eigenen Wohlergehen, von seinen in jeder Hinsicht glücklichen Verhältnissen; sie würde jenes zwanglose Denken und Fühlen über Leben und Lebensweise, welchem er, früher oder später, alle seine Erfahrungen nutzbar zu machen gewöhnt war, in ihm noch tiefer gefestigt haben. In diesem Augenblicke schien ihm der Becher voll zu sein bis zum Rande.

„'s ist eine recht hübsche Gesellschaft,“ meinte Mrs. Tristram, nachdem sie eine Weile gegangen waren. „Ich habe bis jetzt nichts Anstößiges wahrgenommen, mit Ausnahme meines Gatten, der sich dort an die Wand lehnt und mit einem Individuum spricht, welches er, wie ich vermuthe, für einen Herzog hält, der mir aber der Functionär zu sein scheint, welcher für die ordnungsmäßige Beleuchtung der Zimmer sorgt. Glauben Sie, daß Sie die Beiden auseinander bringen könnten? Werfen Sie einmal eine Lampe um!“

Ich bezweifle, ob Newman, welcher nichts Unschickliches darin fand, daß Tristram sich mit einem talentvollen Mechaniker unterhielt, diesem Begehren Folge gegeben hätte; in diesem Moment aber trat Valentin von Bellegarde zu ihnen heran. Newman hatte einige Wochen vorher Frau von Cintré's jüngeren Bruder Frau Tristram vorgestellt, für deren treffliche Eigenschaften Valentin eine besondere Vorliebe an den Tag gelegt und dieselbe aus diesem Grunde wiederholt besucht hatte.

„Haben Sie jemals ‚Belle dame sans merci‘ von Keats gelesen?“ fragte Frau Tristram jetzt. „Sie rufen mir den Helden der Ballade in Erinnerung:

„Was fehlt dir, o mein Rittersmann!

Allein und irre wandernd?“

„Wenn ich allein bin, so ist's nur deshalb, weil mir Ihre Gesellschaft vorenthalten war,“ antwortete Valentin. „Uebrigens steht es keinem andern Manne als Newman zu, ein glückliches Aussehen zu zeigen. Das Alles hier ist ihm zu Ehren in Scene gesetzt. Er ist der Held, der sich triumphirend verbeugt; weder Sie noch ich sind vor den Vorhang gerufen.“

„Sie haben mir im letztvergangenen Frühjahr prophezeit,“ wandte sich Newman zu Frau Tristram, „daß ich sechs Monate nach jener Zeit in eine schreckliche Wuth gerathen würde. Es scheint mir als ob diese stipulirte Zeit um sei, und dennoch kann ich trotz der größten Mühe nichts Gefährlicheres thun, als Ihnen einen café glacé anbieten.“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß wir die Sache pompös machen würden,“ meinte Valentin. „Ich meine nicht im Entferntesten damit die cafés glacés. Aber ein Jeder von den Geladenen ist hier, und meine Schwester hat mir soeben mitgetheilt, daß Urbain die Liebenswürdigkeit selbst gewesen sei.“

„Er ist ein braver Kerl, er ist ein braver Kerl,“ antwortete Newman. „Ich liebe ihn wie einen Bruder. Da fällt mir gerade ein, daß ich auch Ihrer Frau Mutter ein paar höfliche Worte sagen sollte.“

„Lassen Sie es nur 'was recht Höfliches sein,“ sagte

Valentin. „Es könnte sein, daß dies das letzte Mal wäre, wo Sie sich so stark dazu angeregt fühlen möchten.“

Newman schritt hinweg, beinahe in der Stimmung, um die alte Frau von Bellegarde um die Taille zu fassen. Er durchschritt mehrere Gemächer und fand endlich die alte Marquise in dem ersten Salon, wo sie neben ihrem jungen Verwandten Lord Deepmere auf einem Sopha saß. Der junge Mann sah ziemlich gelangweilt aus; seine Hände staken in den Hosentaschen und seine Augen waren auf die Spitzen seiner weit von sich gestreckten Stiefel gerichtet. Es hatte den Anschein, als habe Frau von Bellegarde soeben eine eindringliche Ansprache an ihn beendet und warte nun auf die Antwort darauf oder wenigstens auf ein Zeichen, daß die Wirkung ihrer Worte befunde. Ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schooße, und sie betrachtete Seiner Lordschaft einfältige Physiognomie mit einer Miene von höflich unterdrücktem Aerger.

Lord Deepmere schaute auf, als Newman sich näherte; der beiden Männer Blicke kreuzten sich, und Seiner Lordschaft Gesicht änderte die Farbe.

„Ich fürchte fast, eine interessante Unterredung gestört zu haben,“ begann Newman.

Frau von Bellegarde erhob sich, und da ihr Gesellschafter zugleich mit ihr seinen Sitz verließ, so legte sie ihre Hand in seinen Arm. Im ersten Augenblicke antwortete sie nichts, als jedoch der junge Lord in seinem Schweigen verharrte, versetzte sie lächelnd: „Es wäre sehr höflich von Lord Deep=

mere, zu sagen, daß ihm unsere Unterredung interessant gewesen.“

„O, es ist durchaus nicht meine Art, höflich zu sein!“ rief Seine Lordschaft. „Aber insofern haben Sie vollkommen Recht: die Unterhaltung war wirklich interessant.“

„Frau von Bellegarde hat Ihnen wohl gute Rathschläge gegeben, eh?“ bemerkte Newman; „hat Ihnen ein wenig Raison beigebracht?“

„Ich habe ihm einen vortrefflichen Rathschlag gegeben,“ sagte die Marquise, ihre scharfen, kalten Augen auf ihn heftend. „Es ist jetzt ihm überlassen, ob er ihn befolgen will!“

„Befolgen Sie ihn, mein Herr — befolgen Sie ihn, nur frisch zu,“ rief Newman aus. „Ein jeder Rath, den Ihnen die Marquise heute Abend gibt, muß gut sein. Denn heute Abend, Frau Marquise, sprechen Sie ja aus einem freudigen, zufriedenen Herzen, und ein solches Herz gibt guten Rath. Sie sehen, wie Alles um Sie her so prächtig und erfolgreich von Statten geht. Ihr Gesellschaftsabend ist von ganz ungewöhnlicher Pracht; es war ein äußerst glücklicher Gedanke. Es ist viel besser, als was ich hätte zuwege bringen können.“

„Wenn Sie zufrieden sind, so ist das Alles, was ich wünsche,“ antwortete Frau von Bellegarde. „Mein Wunsch ging nur dahin, Sie zufrieden zu stellen.“

„Wollen Sie mich noch zufriedener machen?“ fragte Newman. „Dann geben Sie unsern Freund, den Lord,

frei; ich bin überzeugt, daß er gern fortmöchte, um sich ein wenig im lustigen Kreis der Tanzenden zu drehen. Sie nehmen dann, wenn ich Sie bitten darf, meinen Arm und promeniren mit mir durch die Zimmer."

"Es war mein Wunsch, Sie zufrieden zu stellen," wiederholte die alte Dame. Und sie gab Lord Deepmere's Arm frei, während Newman sich im Stillen über ihre Willfährigkeit verwunderte. „Wenn dieser junge Mann klug und verständig ist, so wird er sich zu meiner Tochter begeben und sie zum Tanze auffordern."

"Ich bin vorhin für Ihren Rath Bürge geworden," sagte Newman, indem er sich lächelnd verbeugte, „und darf mich deshalb auch jetzt nicht auflehnen, so schwer mir's wird."

Lord Deepmere wischte sich die Stirn ab und entfernte sich, während Frau von Bellegarde Newman's Arm nahm.

"Wirklich, dies ist eine äußerst angenehme und gesellige Unterhaltung," erklärte der Letztere, während sie ihren Rundgang durch die verschiedenen Gemächer antraten. „Alle Welt scheint einander zu kennen und erfreut zu sein, einander zu sehen. Der Marquis hat mich mit einer Menge von Leuten bekannt gemacht, und ich habe ganz das Gefühl, als ob ich schon lange zu der Familie gehörte. Das ist heute ein Tag," fuhr Newman fort, der etwas durch und durch Schmeichelfhaftes zu sagen wünschte, „dessen ich mich jederzeit erinnern und mit Freuden erinnern werde."

"Es ist allerdings ein Tag, den Niemand von uns

allen vergessen wird," erwiderte die Marquise mit der ihr eigenen reinen und scharfen Aussprache.

Viele der Gäste traten bei Seite, um die Marquise vorüber zu lassen; andere wandten sich um und schauten ihr nach; eine große Menge von Begrüßungen und Händedrücker wurde ihr zu Theil, die sie alle mit der zartesten Würde entgegennahm. Obgleich sie indessen für Jedermann ein Lächeln hatte, so sprach sie doch nicht früher ein Wort, als bis sie das letzte der Gemächer erreicht hatte, in welchem sie ihren ältern Sohn antraf. Dann wandte sie sich mit den in gemessener Sanftheit gesprochenen Worten: „Dies ist genügend, mein Herr!“ zu Newman, und schritt allein dem Marquis entgegen. Dieser streckte ihr seine beiden Hände entgegen und ergriff die ihrigen, indem er sie mit dem Ausdrücke der hingebungsvollsten Ehrerbietung auf einen Sitz niederzog. Es war ein Familienbild von vollständiger Harmonie, und Newman zog sich zartfühlend zurück. Er promenirte noch einige Zeit länger durch die Räume, indem er sich, die meisten der Anwesenden durch seine beträchtliche Größe überragend, frei und ungenirt bewegte, die Bekanntschaft mit dieser und jener der Gruppen erneuerte, denen er von Urbain de Bellegarde vorgestellt worden, und seinem Vollgefühl von Frohsinn und Heiterkeit nach jeder Seite Luft machte. Er fuhr fort, Alles äußerst angenehm zu finden; aber selbst die angenehmsten Dinge nehmen ein Ende, und auch die Lustbarkeit an diesem Festabend fing an, sich ihrem Ende

zuzuneigen. Die letzten Töne der Musik schwirrten durch die Räume, und allgemein sah man sich nach der Marquise um, um sich bei ihr zu verabschieden. Es schien mit einer gewissen Schwierigkeit verknüpft, sie aufzufinden; und Newman hörte sagen, daß sie den Ball verlassen, da sie sich nicht ganz wohl gefühlt habe. „Sie ist den Aufregungen des heutigen Abends erlegen,“ vernahm er aus einer Dame Munde. „Arme gute Marquise! ich kann mir wohl denken, wie wichtig alles dies auf sie eingewirkt hat!“ Unmittelbar darauf aber vernahm er, daß sie sich wieder erholt habe und daß sie in einem Armstuhl nahe der Thüre Platz genommen habe, wo sie die Abschiedscomplimente der anwesenden vornehmen Damen entgegennehme, die allgemein darauf bestanden, daß sie nicht aufstehen solle. Er selbst machte sich auf, um Frau von Cintré zu suchen. Er hatte dieselbe zu verschiedenen Malen in den raschen Umdrehungen eines Walzers an sich vorüberreisen sehen; eingedenk aber ihrer ausdrücklichen Weisung hatte er noch kein Wort mit ihr seit dem Beginne des Fest-Abends gewechselt. Da das ganze Haus sich an diesem Abend für die Gäste aufgethan hatte, so waren auch die weiten Räumlichkeiten des Erdgeschoßes zugänglich, wenn sich auch nur eine kleinere Anzahl Personen daselbst versammelt hatte. Newman durchstreifte diese Räume, hie und da auf ein vereinzeltes Paar stoßend, dem diese verhältnißmäßige Abgeschlossenheit willkommen erschien, und erreichte endlich ein kleines Gewächshaus, das auf den Garten hinausging.

Das Ende des Gewächshauses wurde von einer hellen, durch Pflanzen nicht maskirten Glaswand gebildet, und gestattete dem Lichte des sternklaren Winterhimmels einen so freien, unbehinderten Eingang, daß man, wenn man den Raum betrat, der Meinung sein konnte, in den freien Garten hinauszutreten. Zwei Personen standen jetzt in diesem Raume, eine Dame und ein Herr; in der Dame erkannte Newman, obgleich sie in ziemlicher Entfernung von ihm stand und ihm den Rücken zugekehrt hatte, auf der Stelle Frau von Cintré. Er zögerte, unschlüssig ob er weiter vorwärts treten sollte; aber noch während er sich besann, blickte sie sich um, als habe sie seine Anwesenheit gefühlt. Sie ließ ihren Blick einen Moment lang auf ihm ruhen und wandte sich dann dem neben ihr stehenden Herrn wieder zu.

„Es thut mir beinahe leid, daß Mr. Newman nichts davon erfahren soll,“ sprach sie weich, aber in einem Tone, daß Newman ihre Worte deutlich verstehen konnte.

„Sagen Sie es ihm, wenn Sie wollen!“ antwortete der Herr, an dessen Stimme Newman Lord Deepmere erkannte.

„O! sag' es mir unter allen Umständen!“ rief Newman vortretend.

Lord Deepmere war, wie Newman wahrnahm, sehr roth im Gesicht, und hatte seine Handschuhe fest übereinander gewunden, als habe er sie ausgepreßt. Dies waren muthmaßlich Zeichen von heftiger Erregung, und es wollte

auch Newman bedünken, als stünden auf Frau von Cintré's Angesicht die deutlichen Spuren einer entsprechenden Aufregung zu lesen. Die Beiden waren offenbar in einer sehr lebhaften Unterredung begriffen gewesen.

„Was ich dir sagen sollte, gereicht dem Lord nur zur Ehre!“ sagte Frau von Cintré, mit einem trotz aller Erregung freimüthigen Lächeln.

„Und doch würde es ihm darum nicht besser gefallen!“ bemerkte der Lord mit seinem läppiſchen Lachen.

„Ich bitte, ſage mir, um welches Geheimniß es ſich hier handelt,“ begehrte Newman. „Kläre mich auf. Ich bin kein Freund von Geheimniſſen.“

„Wir müſſen manche Dinge hinnehmen, die wir nicht gern haben, und andere entbehren, die wir gern hätten,“ meinte der junge Edelmann mit dem rothen Geſichte, noch immer lachend.

„Um was es ſich handelt, gereicht Lord Deepmere, nicht aber gewiſſen Anderen zur Ehre,“ wandte ſich jetzt Frau von Cintré an Newman, „und darum werde ich nichts davon ſagen. — Sie mögen deſſen verſichert ſein,“ ſetzte ſie dann hinzu, dem Engländer ihre Hand reichend, welche dieſer halb ſchüchtern, halb ungeſtüm ergriff. „Und jetzt gehen Sie und tanzen Sie!“

„O ja gewiß! es iſt mir recht um's Tanzen!“ rief dieſer. „Ich werde mich am Büſſet ein wenig anheiteren!“ Und er entfernte ſich mit einer Art von verſtimmtem Lachen.

„Was ist zwischen Euch zwei vorgegangen?“ fragte Newman.

„Ich kann es dir nicht sagen — nicht jetzt sagen,“ antwortete Frau von Cintré. „Nichts was dich beunruhigen darf.“

„Hat der kleine Engländer etwa versucht, dir die Cour zu machen?“

Sie zögerte ein paar Augenblicke, und dann stieß sie ein ernstes „Nein!“ hervor und setzte dann hinzu: „Er ist ein durchaus ehrenwerther Mensch!“

„Aber du bist erregt. Etwas ist vorgefallen!“

„Nichts, ich wiederhole es, was dich bekümmern darf. Meine Erregung ist vorüber. Später einmal will ich dir sagen, wovon zwischen uns die Rede war; jetzt, in diesem Augenblicke, nicht. Ich kann jetzt nicht davon sprechen!“

„Nun, ich gestehe,“ erwiderte Newman, „ich fühle kein Verlangen, irgend etwas Unangenehmes zu hören! Ich bin mit All’ und Jedem zufrieden — vor allem aber mit dir! Ich habe alle die Damen hier gesehen, und mit vielen von ihnen gesprochen — aber ich bin zufrieden, bin glücklich, daß du die Meine bist!“ Frau von Cintré umfaßte ihn einen Moment lang mit ihrem großen, sanften Blicke, und wandte ihre Augen dann weg nach dem sternbesäeten Himmel. So standen sie schweigend, Seite an Seite, eine kurze Weile. „O, sag’ auch du mir, daß du mit mir zufrieden bist!“ bat Newman.

Die Antwort erfolgte nicht sogleich; endlich aber drang sie zu seinen Ohren, leise zwar, doch deutlich und bestimmt: „Ich bin recht, recht glücklich!“

Und hierauf ertönten aus einem anderen Munde von der Richtung der Thüre her einige wenige Worte, durch welche das Paar veranlaßt wurde, sich umzudrehen. „Ich fürchte sehr, meine Herrin möchte sich erkälten. Ich habe es gewagt, ihr einen Shawl zu bringen.“ Mrs. Bread stand zärtlich besorgt mit einem weißen Tuch auf dem Arme, ein paar Schritte von ihnen entfernt.

„Ich danke Ihnen,“ wandte sich Frau von Cintré an sie. „Der Anblick jener kalten Sterne dort oben verursacht in der That ein Gefühl von Frost und Kälte. Ihren Shawl will ich nicht nehmen, aber in's Haus wollen wir uns zurück begeben.“

Sie verließ das Gewächshaus und Newman folgte, während Mrs. Bread respectvoll zur Seite trat, um sie vorbei zu lassen. Newman blieb einen Augenblick lang vor der alten Frau stehen, und sie blickte ihn an mit wortlosem Gruße. „O gewiß,“ sagte er, „Sie müssen zu uns kommen und bei uns wohnen.“

„Nun, mein Herr, wenn Sie das wollen,“ antwortete sie, „so haben wir heute nicht das letzte Wort zusammen gesprochen!“

XVII.

Newman war ein großer Freund von Musik und besuchte darum oft die Oper. Ein paar Abende nach dem Balle bei Frau von Cintré wohnte er — zum ersten Mal in seinem Leben — der Aufführung von Mozart's „Don Juan“ bei, welchem Meisterwerk zu Ehren er lange vor Aufzug des Vorhanges schon seinen Sitz im Parterre eingenommen hatte. Zum öftern miethete er eine geräumige Loge und lud eine Gesellschaft seiner Landsleute ein, sich dort einzufinden, — eine Art von Erholung, die er sehr liebte und sich gern und viel vergönnte. Es gewährte ihm ein großes Vergnügen, dergleichen Gesellschaften aus der Zahl seiner Freunde zu bilden und in's Theater zu geleiten, oder sie auf hohen Wagen spazieren zu fahren, oder in entfernt gelegenen Restaurants zu Mittag zu bewirthten. Es gefiel ihm, Gelegenheiten zu veranstalten, bei denen er gezwungen war, für andere Leute zu bezahlen; die ungeschminkte Wahrheit ist, daß er sich daran ergözte, sie zu „tractiren.“ Das kam nicht etwa daher, weil er mit seinem Geldbeutel zu renommiren liebte; auffälliges Hantiren mit Geld in Gegenwart Anderer

war ihm vielmehr entschieden zuwider; es wohnte ihm in dieser Hinsicht eine Art persönlicher Bescheidenheit inne, die jenem Gefühl vergleichbar gewesen wäre, daß er empfunden haben würde, wenn er vor Zuschauern seine Toilette hätte machen sollen. Aber gerade so wie es ihm eine Befriedigung gewährte, in hübscher und geschmackvoller Kleidung zu erscheinen, gerade so gewährte es ihm eine persönliche Befriedigung (an der er sich ganz im Verborgenen weidete), bei Vergnügungs=Projecten in pecuniärer Hinsicht den Vermittler zu machen. Eine zahlreiche Schaar von Menschen in Bewegung zu setzen und auf eine gewisse Distanz zu transportiren, Extra=Fuhrgelegenheiten zu benützen, Eisenbahn=Waggon's und Dampfboote zum ausschließlichen Gebrauch zu miethen, dergleichen Dinge standen im Einklange mit seiner Vorliebe für kühne Unternehmungen und ließen die Gastfreundschaft mehr im praktischen Lichte, mehr als dem Zwecke angepaßt erscheinen. Ein paar Abende vor der Gelegenheit, von welcher ich jetzt spreche, hatte er verschiedene Damen und Herren zum Besuche der Oper eingeladen, um Madame Alboni zu hören; zu dieser Gesellschaft gehörte auch Miß Dora Finch. Es ereignete sich indessen, daß Miß Dora Finch, die nahe bei Newman in der Loge saß, nicht allein während der Zwischenacte, sondern auch während der schönsten Partien der Vorstellung in brillanter Weise conversirte, so daß Newman das Theater in gereizter Stimmung und in der Meinung verließ, daß Madame Alboni eine dünne, frei-

schende Stimme habe und daß ihre musikalische Sprache vielfach mit einem dem Richern verwandten Lachen durchsetzt sei. Nach dieser Erfahrung hatte er sich gelobt, eine Zeit hindurch die Oper allein zu besuchen.

Als der Vorhang nach dem ersten Act von „Don Juan“ gefallen war, drehte er sich um auf seinem Plaze, um das Haus zu beobachten. Da gewahrte er in einer der Logen Urbain von Bellegarde mit Gemahlin. Die kleine Marquise musterte das Haus sehr geflissentlich mit ihrem Operngucker, und Newman, der annahm von ihr gesehen worden zu sein, faßte den Entschluß, in ihre Loge zu treten und ihnen guten Abend zu wünschen. Der Marquis stand regungslos gegen eine Säule gelehnt und blickte gerade vor sich hin; die eine seiner Hände saß in dem Flügel seiner weißen Weste, die andere hielt seinen Hut an seine Hüfte gestemmt. Newman war eben im Begriffe, seinen Plaz zu verlassen, als er in jener „obsuren Region,“ in welcher die kleinen Logen belegen sind, die in Frankreich — nicht unbezeichnend — vom Volksmunde „Badewannen“ getauft worden, ein Antlitz bemerkte, dem selbst die trübe Beleuchtung und die ziemlich beträchtliche Entfernung nicht ganz sein scharfes Gepräge zu nehmen vermochten. Es war das Antlitz eines jungen und hübschen Frauenzimmers, überragt von einer reizenden Coiffüre künstlicher, mit Diamanten durchflochtener Rosen. Diese Person ließ ihre Blicke rund durch das Haus schweifen; ihr Fächer bewegte sich auf und nieder mit der geübtesten Grazie; als

sie denselben niederseufzte, sah Newman ein Paar volle weiße Schultern und den Saum eines rosafarbenen Kleides. Neben ihr, sehr dicht an ihren Schultern, mit augenscheinlich ernstesten Worten zu ihr sprechend, die sie kaum zu würdigen liebte, saß ein junger Mann mit rothem Gesicht und sehr weit ausgeschnittenem Hemdkragen. Einen Moment lang blickte Newman hin zu dem Paare, und das hatte ihm genügt, um jeden Zweifels überhoben zu sein: das hübsche Frauenzimmer war Noémie Nioche. Er blickte aufmerksam in die Tiefen ihrer Loge, in der Meinung, daß vielleicht ihr Vater sie begleitet habe; aber soweit er bemerken konnte, hatte des jungen Mannes Beredsamkeit keinen weiteren Zuhörer. Newman trat endlich seinen Gang an und schritt hierbei unter der kleinen Loge, in welcher Mademoiselle Nioche saß, vorüber. Sie wurde ihn gewahr, als er sich näherte, und begrüßte ihn mit einem Kopfnicken und einem Lächeln, welches eine Versicherung auszudrücken schien, daß sie, trotz ihres beneidenswerthen Emporkommens in der „Welt,“ doch immer noch ein gutherziges Mädchen sei. Newman trat in den Foyer und schritt hindurch. Plötzlich blieb er einem Herrn gegenüber stehen, der auf einem der Divans saß. Die Ellenbogen dieses Herrn waren auf seine Kniee gestützt; er war nach vorne geneigt und starrte den Fußboden an, offenbar in Betrachtungen von etwas bedrückender Natur versunken. Trotz seiner gebeugten Stellung aber hatte Newman ihn erkannt und sich im nächsten Augenblick zu ihm niedergesetzt. Darauf hin

endlich sah der Mann in die Höhe und zeigte nun das ausdrucksvolle Gesicht Valentin's von Bellegarde.

„Worüber in aller Welt grübeln Sie so eifrig nach?“ fragte Newman.

„Ueber einen Gegenstand, der das schärfste Nachdenken erfordert, um ihm gerecht zu werden,“ entgegnete Valentin.

„Ueber meine grenzenlose Dummheit nämlich.“

„Was gibt's denn jetzt?“

„Daß ich jetzt wieder ein Mann und nicht länger ein größerer Narr als gewöhnlich bin. Aber ich war ver-teufelt nahe daran, dieses Mädchen au sérieux zu nehmen.“

„Sie meinen die junge Dame, die eine Treppe weiter unten im Rosafleide in einer baignoire sitzt?“ fragte Newman.

„Haben Sie bemerkt, welch' ein herrliches Rosa es ist?“ fragte Valentin, anstatt zu antworten. „Es läßt sie so weiß wie Milch erscheinen.“

„Weiß oder schwarz, wie Sie belieben. Aber Sie haben aufgehört, ihr Besuche zu machen?“

„O Gott behüte! nein! Warum sollte ich denn das thun? Ich bin andern Sinnes geworden, nicht aber sie,“ sagte Valentin. „Ich sehe jetzt ein, daß sie doch nur eine gewöhnliche kleine Canaille ist. Aber sie ist so amüſant wie nur je, und man muß nun einmal Amüſement haben!“

„Nun, mich freut es, daß das Mädchen Ihnen plötzlich eine so unangenehme Empfindung verursacht,“ erwiderte

Newman. „Ich vermuthe, Sie haben alle jene schönen Worte, die Sie vor ein paar Abenden über sie gesprochen, verschluckt. Sie verglichen sie damals mit einem Saphir, oder einem Topas, oder einem Amethyst — mit irgend einem kostbaren Steine; was war's doch gleich für einer?“

„Ich weiß es nicht mehr,“ sagte Valentin; „es kann ein Sardonyx gewesen sein! Aber es wird ihr jetzt nicht gelingen einen Narren aus mir zu machen. Sie besitzt keinen factischen Reiz. Es ist schrecklich geschmacklos, sich über ein Geschöpf dieser Art zu täuschen.“

„Ich beglückwünsche Sie,“ erklärte Newman, „daß Ihnen die Schuppen von den Augen gefallen sind! Es ist ein großer Triumph; Sie sollten sich besser gestimmt fühlen.“

„Ja, es stimmt mich besser,“ erwiderte Valentin lustig. Und dann, seiner Fröhlichkeit Zügel anlegend, blickte er Newman von der Seite an. „Ich glaube beinahe, Sie lachen über mich. Wenn Sie nicht ein Glied der Familie wären, so würde ich mich dadurch beleidigt finden.“

„O nein, ich lache nicht, ebensowenig als ich ein Glied der Familie bin. Sie machen mir Herzeleid. Sie sind ein zu tüchtiger Bursche, sind aus zu gutem Stoffe, um Ihre Zeit mit dem Hin- und Hertaxiren solcher Handelsartifel zu verändeln. Wie mag sich auch ein vernünftiger Mensch in Haarspältereien einlassen wegen einer Mademoiselle Nioche! Mir kommt das fürchterlich albern vor. Sie sagen, Sie hätten davon abgelaßen, sie ernsthaft zu nehmen; aber Sie

nehmen sie so lange ernsthaft als Sie überhaupt nur an sie denken.“

Valentin drehte sich auf seinem Plaze herum und sah Newman eine Weile lang an, indem er seine Stirn in Falten zog und seine Kniee rieb. „Sie sprechen das reine Gold. Aber sie hat wunderbar schöne Arme. Würden Sie mir es glauben, daß ich das bis heute Abend nicht gewußt habe?“

„Aber sie ist doch eine gewöhnliche kleine Canaille trotz alledem,“ sagte Newman, Valentin's Worte von vorhin wiederholend.

„Wohl; jüngst war sie so geschmacklos, daß sie in meiner Gegenwart ihren Vater in's Gesicht zu schmähen anfang. Ich hätte das nicht von ihr erwartet; es war eine Enttäuschung für mich; ha ha!“

„Um, sie achtet ihren Vater nicht höher als ihren Thürvorleger,“ sagte Newman. „Das habe ich das erste Mal bereits entdeckt, wo ich sie gesehen.“

„O, das ist ein ander Ding; sie mag von dem armen alten Bettler denken, was sie will. Aber es war ordinär von ihr, ihm Schimpfnamen in's Gesicht zu sagen; ich hätte das nie von ihr geglaubt. Es handelte sich dabei um einen gefräuſelten Unterrock, den er von der Waschfrau hätte holen sollen; er schien diese liebliche Obliegenheit vernachlässigt zu haben. Sie hat ihn beinahe geohrfeigt. Er stand ruhig da, starrte sie an mit seinen kleinen weißen Augen und glättete seinen alten Hut mit seinem Rockschöße. Zuletzt

machte er Kehrt und schritt hinaus, ohne ein Wort zu sprechen. Hierauf sagte ich ihr, es sei sehr geschmacklos, in solcher Weise zu seinem Papa zu sprechen. Sie erwiderte mir, daß sie mir dankbar sein würde, wenn ich sie in jedem Falle, wo sie gegen den guten Geschmack verstoße, aufmerksam machen wollte; sie hätte immenses Zutrauen zu meinem Geschmack. Ich bemerkte ihr, daß ich mich nicht damit befassen könne, ihr gute Manier beizubringen; ich hätte die Meinung gehabt, daß sie solche schon besäße, daß ihr Geschmack nach den besten Modellen gebildet sei. Sie hat mich enttäuscht. Aber ich werde das schon verwinden," meinte Valentin lustig.

"O, die Zeit heilt Alles!" antwortete Newman mit launiger Nüchternheit. Hierauf schwieg er einen kurzen Augenblick und setzte dann in verändertem Tone hinzu: "Ich wünschte, daß Sie daran dächten, was ich Ihnen vor ein paar Tagen sagte. Kommen Sie mit uns hinüber nach Amerika, und ich will Sie in den Stand setzen, ein gutes Geschäft zu machen. Sie haben einen ganz guten Kopf, wenn Sie ihn nur anwenden wollten."

Valentin zog eine heitere Grimasse. "Mein Kopf ist Ihnen ungemein verbunden. Meinen Sie den Posten in der Bank?"

"Es gäbe dort verschiedene Posten; aber ich vermuthe, daß Sie den in der Bank für den aristokratischsten halten würden."

Valentin brach in Lachen aus. "Mein lieber Freund!

bei Nacht sind alle Ragen grau! Wenn man rückwärts schreitet, gibt's keine Gradstufen mehr."

Newman antwortete eine Minute lang nichts. Dann sagte er mit einer gewissen Trockenheit: „Ich denke doch, daß Sie erfahren werden, wie es auch im Erfolg Gradstufen gibt.“

Valentin hatte sich wieder mit auf die Kniee gestützten Ellenbogen nach vorn geneigt und kratzte jetzt auf dem Steinboden mit seinem Spazierstocke. Endlich sagte er, indem er aufblickte: „Meinen Sie im Ernst, ich solle etwas arbeiten?“

Newman legte seine Hand auf den Arm seines Gefährten und sah ihn einen Augenblick mit leicht zusammengekniffenen Augenlidern an. „Versuchen Sie es nur, und urtheilen Sie dann selbst. Sie sind nicht ganz so tauglich, wie es nothwendig ist; aber wir werden ein Uebriges thun.“

„Glauben Sie im Ernst, ich könnte etwas Geld verdienen? Ich möchte doch wissen, wie es thut, wenn man so 'n bißchen Geld hat!“

„Thun Sie, was ich Ihnen sage, und Sie werden reich werden,“ antwortete Newman. „Denken Sie darüber nach.“ Er blickte auf seine Uhr und schickte sich an, seinen Weg nach Frau von Bellegarde's Loge fortzusetzen.

„Mein Wort darauf! ich will über die Sache nachdenken,“ rief ihm Valentin nach. „Ich will mir jetzt noch Mozart eine halbe Stunde anhören — bei Musik kann ich immer besser denken — und mich des Ernstesten mit dieser Sache beschäftigen.“

„.m.“ „.m.“

„ „.m.“ „ „.m.“ „ „
„ „.m.“ „ „.m.“ „ „

Der Marquis stand bei seiner Gemahlin, als Newman in die Loge trat. Er war mild, zurückhaltend und untadelhaft correct wie immer, oder — wie es Newman scheinen wollte, sogar noch mehr als sonst.“

„Wie finden Sie die Oper?“ fragte unser Held. „Wie gefällt Ihnen der Don?“

„Wir kennen alle Mozart und wissen ihn zu würdigen,“ entgegnete der Marquis; „der Eindruck, den die Musik auf uns macht, datirt nicht erst von heute Abend. Mozart ist Jugend, Frische, Pracht, Leichtigkeit — vielleicht ein wenig zu große Leichtigkeit. Die Ausführung aber ist hier und da bedauerlich grob.“

„Ich bin sehr neugierig, wie es endigen wird,“ meinte Newman.

„Sie sprechen, als handelte sich's um ein Feuilleton im ‚Figaro‘,“ bemerkte der Marquis. „Sie haben sicherlich die Oper schon früher gehört?“

„Niemals,“ sagte Newman, „sonst würde ich mich darauf sicherlich besinnen. Donna Elvira erinnert mich an Frau von Cintré; ich meine das nicht in Bezug auf ihre Verhältnisse und Lebensumstände, sondern auf die Lieder, die sie singt.“

„Das ist eine ganz allerliebste Unterscheidung,“ lachte der Marquis leicht. „Es ist jedoch, denke ich mir, keine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Frau von Cintré verlassen werden wird.“

„Entschieden nicht!“ antwortete Newman. „Aber was wird aus dem Don?“

„Der Teufel fährt hernieder — oder herauf — und schleppt ihn weg,“ sagte Frau von Bellegarde. „Ich vermuthe, Zerline erinnert Sie an mich.“

„Ich will mich auf ein paar Augenblicke nach dem Foyer begeben,“ sagte der Marquis; „Sie haben inzwischen Gelegenheit zu der Bemerkung, daß der Commandeur — der steinerne Gast — mir ähnlich ist.“ Und er schritt aus der Loge.

Die kleine Marquise blickte einen Augenblick lang auf die mit Sammet überzogene Logenbrüstung und murmelte dann: „Rein steinerne Mann, aber ein hölzerner Mann!“ Newman hatte auf dem leeren Stuhle ihres Gemahls Platz genommen. Sie erhob hiegegen keinen Einwand, und wandte sich dann plötzlich zu ihm, indem sie ihren zusammengeklappten Fächer auf seinen Arm legte. „Ich freue mich recht sehr, daß Sie in unsere Loge gekommen sind,“ sagte sie. „Ich will Sie nämlich um eine Gefälligkeit ersuchen. Ich wollte es schon am Donnerstag auf dem Balle meiner Schwiegermutter thun, aber Sie gaben mir keine Gelegenheit dazu. Sie waren an jenem Abend in so guter Laune, daß ich dachte, Sie würden mir die kleine Gefälligkeit nicht verweigern; nicht daß ich sagen will, Sie sehen jetzt besonders niedergeschlagen aus. Sie müssen mir etwas versprechen; jetzt ist der richtige Zeitpunkt, Sie zu fassen. Wenn Sie erst verheirathet sind,

dann sind Sie zu nichts mehr zu brauchen. Also! versprechen Sie 's mir!"

„Ich unterzeichne nie ein Papier, ohne es zuvor gelesen zu haben,“ erwiderte Newman. „Zeigen Sie mir Ihr Document!"

„Nein! Sie müssen mit verbundenen Augen unterzeichnen; ich werde Ihnen die Hand führen. Versprechen Sie es mir, ehe Sie Ihren Kopf in die Schlinge gelegt haben. Sie sollten mir eigentlich dankbar dafür sein, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, etwas Lustiges auszuführen.“

„Wenn es etwas so Lustiges ist,“ sagte Newman, „so wird die Gelegenheit dazu weit günstiger sein, nachdem ich verheirathet bin.“

„Mit anderen Worten,“ rief Frau von Bellegarde, „dann werden Sie es gar nicht thun. Sie werden sich vor Ihrer Frau fürchten.“

„O, wenn die Geschichte von innen heraus ungeziemend ist,“ sagte Newman, „so lasse ich mich gar nicht darauf ein. Wenn sie es nicht ist, so stehe ich nach meiner Verheirathung zu Diensten.“

„Sie sprechen wie ein Tractat über Logik, und noch dazu englische Logik!“ rief Frau von Bellegarde. „Versprechen Sie 's also für die Zeit nach Ihrer Vermählung. Es wird mir im Grunde genommen doch Freude machen, Sie bei Ihrem Worte zu halten.“

„Gut also, wenn ich verheirathet bin,“ meinte Newman gelassen.



Die kleine Marquise zauderte einen Augenblick; sie schaute ihn an, und er war begierig, was nun kommen werde. „Ich vermuthe, Sie wissen, welches Leben ich führe,“ sagte sie jetzt. „Ich habe kein Vergnügen, ich sehe nichts, ich thue nichts. Ich lebe in Paris, wie ich in Angoulême leben würde. Meine Schwiegermutter nennt mich — wie war doch gleich das hübsche Wort? — eine Bagabundin! beschuldigt mich, unerhörte Orte zu besuchen, und meint, es sollte mir Freude genug gewähren, daheim zu sitzen und meine Ahnen an den Fingern herzuzählen. Aber weßhalb sollte denn ich mich um meine Ahnen kümmern? Ich bin überzeugt, daß sie sich nie um mich gekümmert haben. Ich habe nicht im Sinne, mit einem grünen Schirm vor den Augen durch das Leben zu wandeln; ich bin der Ansicht, daß die Dinge geschaffen worden sind, damit man sie ansehe. Mein Mann ist, wie Sie wissen, Principienreiter, und sein vornehmlichstes Princip ist, daß die Tuilerien schrecklich vulgär sind. Mögen die Tuilerien immerhin vulgär sein, seine Principienreiterei ist sicherlich langweilig. Wenn ich wollte, könnte ich mich gerade so gut wie er auf Principien steifen. Wenn solche Dinge auf einem Stammbaum wüchsen, so brauchte ich den meinigen nur zu schütteln, um eine Unmasse der schönsten und besten am Boden zu finden. Auf jeden Fall ziehe ich verschmißte Bonapartes dummen Bourbonen vor.“

„O, ich begreife! Sie möchten an den Hof gehen,“ sagte

Newman, welchem eine unbestimmte Ahnung aufging, daß sie den Wunsch haben dürfte, er möchte sich bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten verwenden, um ihr den Weg zu den kaiserlichen Gemächern zu bahnen.

Die Marquise ließ ein kurzes scharfes Lachen hören. „O, Sie schießen tausend Meilen weg vom Ziel! Was die Tuilerien anbetrifft, so will ich mein Interesse schon selbst wahren; den Tag, wo ich mich entschließen werde, sie zu betreten, werden die Herrschaften dort froh sein, mich zu den ihrigen zählen zu dürfen. Früher oder später werde ich doch in einer kaiserlichen Quadrille tanzen. Ich weiß, was Sie sagen wollen: ‚Wie dürfen Sie es wagen wollen?‘ Aber ich werde es wagen. Ich habe Furcht vor meinem Gatten: er ist sanft, glatt, untadelhaft, Alles was man nur will — Sie kennen ihn ja — aber ich habe Furcht — entsetzliche Furcht vor ihm; und dennoch werde ich in die Tuilerien gelangen. Aber es wird nicht in diesem, vielleicht auch noch nicht im nächsten Winter geschehen; und inzwischen muß ich doch leben. Für den Augenblick wünsche ich wo anders hin zu gehen, wünsche es leidenschaftlich. Ich möcht’ einmal den Bal Bullier besuchen.“

„Den Bal Bullier!“ wiederholte Newman, dem diese Worte zuerst nichts zu bedeuten schienen.

„Nun, den Ball im Quartier Latin, den die Studenten mit ihren Freundinnen besuchen. Sie werden mir doch nicht etwa sagen wollen, daß Sie noch nicht von ihm gehört haben?“

„O ja,“ antwortete Newman, „ich habe von ihm spre-

chen hören; ich besinne mich jetzt. Ich bin sogar schon einmal dort gewesen. Und dorthin wünschen Sie zu gehen?"

„'s ist einfältig, 's ist ordinär, 's ist — was Sie eben wollen. Aber ich möchte nun einmal hingehen. Verschiedene meiner Freundinnen sind dort gewesen und haben mir gesagt, es sei überaus drollig. Meine Freundinnen gehen überall hin; nur ich muß immer und ewig in meinen vier Pfählen sitzen und Trübsal blasen.“

„Mir scheint als seien Sie jetzt eben nicht in Ihren vier Pfählen,“ meinte Newman, „und ich möcht' auch nicht gerade sagen, daß Sie Trübsal bliesen.“

„Ich langweile mich zum Sterben. Während der letzten acht Jahre bin ich in der Woche zweimal in der Oper gewesen. Jedesmal wenn ich einen Wunsch äußere, so stopft man mir den Mund mit: ‚Bitte, Madame, haben Sie denn nicht eine Loge in der Oper? Kann eine Dame von Geschmack mehr verlangen?‘ Erstlich einmal — war meine Loge in der Oper in meinem Ehe-Contract ausbedungen; man mußte sie mir zugestehen. Und heute Abend zum Beispiel wäre ich tausendmal lieber in's Palais Royal gegangen. Mein Herr Gemahl aber will nicht dorthin gehen, weil dort die Damen vom Hofe so viel verkehren. Sie mögen darnach erwägen, ob er mich auf den Bal Bullier führen würde; er sagt, es sei bloße Nachäfferei — und noch dazu eine schlechte — von dem, was man bei der oder jener bonapartistischen Prinzessin thut. Da ich nun aber zu bonapartistischen Prinzess-

sinnen nicht gehe, so ist das nächstbeste Ding, welches ich thun kann, daß ich den Bal Bullier besuche. Auf jeden Fall ist es nun einmal ein Lieblingsgedanke von mir — eine fixe Idee. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir Ihren Arm hierzu leihen; mit Ihnen compromittire ich mich weit weniger als mit irgend jemand anders. Ich weiß nicht warum; aber es ist so. Es wird sich ganz gut machen lassen; ich werde Sorge dafür tragen. Ich wage zwar dabei so Manches, aber das ist meine eigene Sache. Uebrigens ist dem Muthigen das Glück hold. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab; es ist mein sehnlichstes Verlangen.“

Newman lachte laut heraus. Es dünkte ihm kaum der Mühe werth, die Gemahlin des Marquis von Bellegarde, die Tochter eines Geschlechtes aus der Zeit der Kreuzfahrer, die Erbin von sechs Jahrhunderten des Ruhmes und der Traditionen zu sein, um den Mittelpunkt all' seines Strebens und Trachtens im Anblick von ein paar hundert jungen Damen zu finden, die jungen Männern die Hüfte mit dem Fuß herunter schlagen. Es wollte ihn unwillkürlich bedünken, als sei dies ein ergiebiges Thema für einen Moralisten; er aber hatte keine Zeit, darüber zu moralisiren. Der Vorhang ging wieder in die Höhe; Marquis von Bellegarde kehrte zurück, und Newman begab sich auf seinen Platz im Parterre zurück.

Er bemerkte, daß Valentin in der Loge, wo Mademoiselle Rioche mit ihrem Gesellschafter saß, Platz genommen hatte, und zwar hinter diesem Pärchen, so daß er nur zu sehen war,

wenn man sorgfältig nach ihm hinblickte. Im nächsten Acte traf ihn Newman in der Vorhalle und fragte ihn, ob er über seine Auswanderung nachgesonnen habe. „Wenn Sie wirklich im Sinne hatten, darüber nachzudenken,“ sagte er, „so hätten Sie dazu einen besseren Platz wählen können.“

„O, der Platz war nicht so übel,“ entgegnete Valentin. „An das Mädchen habe ich gar nicht gedacht. Ich lauschte der Musik, und ohne auf das Spiel zu achten oder auf die Bühne zu blicken, habe ich Ihren Vorschlag von allen Seiten in Betracht gezogen. Zuerst kam mir die Sache ganz phantastisch vor. Und dann fing eine gewisse Geige im Orchester — ich hörte es ganz deutlich — unter den Bogenstrichen an zu fragen: ‚Warum nicht? warum nicht?‘ Und hierauf stimmten, in jener raschen Weise, alle Geigen ein, und des Dirigenten Tactstock schien es in der Luft zu schlagen: ‚Warum nicht? warum nicht?‘ Ich kann darauf entschieden nicht antworten! Ich seh’ nicht ein, warum es nicht geschehen sollte. Es scheint mir wirklich, als wär’ der Gedanke gar nicht so übel. Meine jetzige Lebensweise ist allerdings sehr abgedroschen. Und dann könnt’ ich ja mit einem Koffer voller Dollars zurückkommen! Nebenbei fände ich es vielleicht auch amüsant. Man nennt mich einen raffiné; wer weiß, ob ich nicht am Ende einen unvermutheten Reiz darin fände einen Kramladen zu halten? Es würde das wirklich eine gewisse romantische, malerische Seite haben; es würde sich in meiner Biographie prächtig ausnehmen. Es würde so aussehen, als wenn ich

ein willensstarker Mann, ein wahres Muster von einem Mann wäre, ein Mann, welcher die äußeren Verhältnisse beherrschte.“

„Rehren Sie sich nicht daran, wie es aussehen würde,“ sagte Newman. „Es sieht allezeit gut aus, eine halbe Million Dollars zu haben. Es gibt gar keinen Grund, warum Sie sie nicht besitzen sollten, wenn Sie Acht geben wollen auf das, was ich Ihnen sage — ich allein — und mit Niemand weiter davon reden wollen.“ Er schob seinen Arm in den seines Gefährten, und so schritten sie beide eine Zeit lang auf und nieder in einem der weniger besuchten Corridore. Newman's Phantasie erglühete bei dem Gedanken, seinen aufgeweckten, aber unpraktischen Freund in einen Geschäftsmann allerersten Ranges umzuwandeln. Er fühlte für den Augenblick eine Art geistlichen Eifers, den Eifer des Proselytenmachers. Sein Feuer war zum Theil die Folge jenes allgemeinen Mißbehagens, das durch den Anblick unverwerthet liegenden Capitals jederzeit in ihm wachgerufen wurde. Eine so hohe und scharfe Intelligenz, wie die Bellegarde's, hätte seinen Zwecken gewidmet werden sollen. Die feinsten Zwecke, mit welchen Newman's Erfahrung denselben bekannt gemacht hatte, waren gewisse scharfsinnige Speculationen mit Eisenbahn-Fonds. Und fernerhin wurde sein Feuer-Eifer für Valentin noch durch die persönliche Zuneigung, die er für seinen jungen Freund empfand, angespornt; er empfand eine Art von Mitleid für ihn, das er dem Comte de Bellegarde freilich niemals be-

greiflich machen zu können sich sehr wohl bewußt war. Er konnte sich nie einer Regung mitleidigen Bedauerns entschlagen, wenn er dachte, daß Valentin wirklich ein inhaltvolles, wichtiges Leben zu führen wähnen sollte, wenn er sich in Lackstiefeln zwischen der Rue d'Anjou und der Rue de l'Université hin und her bewege, mit einem gelegentlichen Abstecher nach dem Boulevard des Italiens, da man doch drüben in Amerika zur Promenade einen ganzen Continent habe und der Boulevard für Spaziergänger sich drüben von New-York bis nach San Francisco erstreckte. Es kränkte ihn obendrein empfindlich, denken zu müssen, daß Valentin Mangel an Geld leide; in diesem Umstand besonders lag etwas ganz absonderlich Groteskes, zu Schmerz und Betrübniß Herausforderndes. Es berührte ihn dies ungefähr so wie ihn die Unwissenheit eines in anderer Hinsicht tadellosen Genossen in einem der Anfangsgründe elementaren Wissens berührt haben würde. Es gab doch eine Menge Dinge, die man — wie er in diesem Falle sagen würde — bei Jedermann als gekannt voraussetzen für eine ganz selbstverständliche Sache ansehen könne. Genau ebenso sei es selbstverständlich, daß, wenn man behaupte, sorgenfrei in der Welt zu stehen und ganz à son aise leben zu können, man auch das nothwendige Geld dazu besitzen und dieses Geld sich erworben haben müsse. Es lag für Newman etwas beinahe lächerlich Anomales darin, wenn er Jemand große Ansprüche an's Leben erheben sah und diese Ansprüche nicht gleichzeitig von weit-

umfassenden Geldanlagen in Eisenbahn=Unternehmungen begleitet waren; ob wir gleich hinzusetzen dürfen, daß er durchaus nicht die Behauptung aufgestellt haben würde, solche Geldanlagen seien an sich selbst schon ein entsprechender Grund, um Ansprüche erheben zu dürfen. „Ich werde Ihnen eine passende Stellung verschaffen,“ sagte er zu Valentin. „Ich will Ihnen schon durchhelfen. Mir sind ein halbes Duzend Geschäfte bekannt, in denen wir einen Platz für Sie besorgen können. Da sollten Sie einmal sehen, was Arbeiten heißt. Eine kurze Zeit lang wird's Ihnen hart ankommen, sich an dies Leben zu gewöhnen, es wird aber nicht gar so lange dauern, bis Sie eingearbeitet sind; nach Verlauf von sechs Monaten — wenn Sie erst ein paar Dinge auf eigne Faust unternommen haben werden — gefällt es Ihnen bereits. Und dann wird's Ihnen ja überaus angenehm sein, Ihre Schwester drüben zu haben; wie es auch für diese angenehm sein wird, daß Sie dort sind. Ja, ja, Valentin,“ fuhr Newman fort, indem er seines Freundes Arm mit Wärme drückte, „ich denke, ich sehe die richtige Chance, das geeignete Feld für Sie. Verhalten Sie sich nur ruhig, und ich will Sie schon in's richtige Fahrwasser bringen.“

Newman setzte dieses ihn ansprechende Thema noch einige Zeit länger fort. Die beiden Männer schlenderten so eine Viertelstunde ungefähr herum. Valentin hörte zu und fragte, und gar manche seiner Fragen veranlaßten Newman zu lautem Lachen über die Naivetät seines Gefährten in

Bezug auf die gewöhnlichen Wege und Mittel, „Geld zu machen“; wobei denn auch Valentin selbst gar oft ein halb ironisches, halb neugieriges Lächeln zeigte. Dennoch aber dachte dieser sehr ernst über die Angelegenheit; Newman's klare, ungekünstelte Version der Legende vom Eldorado hatte ihn bezaubert und hingerissen. Indessen erheischt die Wahrheit, hier zu bemerken, daß, wenngleich es ihm als kühn, originell und in seinen Folgen auch äußerst angenehm erschien, ein solches „geeignetes Feld“ in einem amerikanischen Geschäftshause zu finden und auszubeuten, er dennoch nicht so recht im Stande war, sich objectiv in diese neue Lage hineinzudenken; so daß, als das Läuten der Glocke den Schluß der Zwischenpause verkündete, ein gewisser komischer Heroismus in seinen Worten lag, wie er mit seinem strahlenden Lächeln sagte: „Nun gut denn, so helfen Sie mir durch! stoßen Sie mich in den Strudel des geschäftlichen Lebens! Ich gebe mich ganz und voll in Ihre Hände! Tauchen Sie mich hinein in den Zauber-Kessel und verwandeln Sie mich in Gold!“

Sie waren in den Corridor getreten, welcher sich um die Reihe der baignoires herum zog, und Valentin blieb vor der düsteren kleinen Loge stehen, in welcher Fräulein Nioche sich niedergelassen hatte, und legte seine Hand an den Thürknopf. „Aber bitte, wollen Sie denn wieder dahinein gehen?“ fragte Newman.

„Mon Dieu, oui,“ rief Valentin.

„Haben Sie keinen anderen Platz?“

„O ja, meinen gewöhnlichen Sitz im Parquet.“

„So wäre es gewiß klüger, sich dorthin zu setzen.“

„Ich sehe sie auch von dort aus sehr gut,“ entgegnete Valentin in heiterem, gemüthlichem Tone, „und heut ist sie des Anschauens werth. Aber,“ setzte er einen Augenblick später hinzu, „ich habe einen besondern Grund, gerade jetzt wieder zurück in die Loge zu gehen.“

„O, Valentin, ich gebe Sie wirklich auf,“ sagte Newman; „Sie sind verblendet und bethört.“

„Nein, nein, es handelt sich nur darum: in der Loge drinnen sitzt ein junges Bürschchen, das sich über meinen Eintritt weidlich ärgern wird; und ich will den Monsieur ärgern.“

„Es thut mir leid, daß ich das hören muß,“ erwiderte ihm Newman. „Können Sie den armen Teufel nicht in Ruhe lassen?“

„Nein, er hat mich herausgefordert. Die Loge gehört nicht ihm. Noémie kam allein her in's Theater und nahm allein in der Loge Platz. Ich ging zu ihr und unterhielt mich mit ihr; nach ein paar Augenblicken bat sie mich, hinauszugehen und ihr aus der Tasche ihres Mantels, den die Logenschließerin fortgehängt hatte, ihren Fächer zu holen. Während ich, um diesem Wunsche nachzukommen, abwesend bin, tritt dieser Monsieur herein und flegelt sich auf den Stuhl neben Noémie, den ich vorher inne gehabt. Mein Wieder-Eintreten in die Loge verdrießt ihn, und er ist grob

genug, sich das merken zu lassen. Es fehlte kaum ein Haar breit, so wurde sein Betragen impertinent. Ich weiß nicht, wer er ist; jedenfalls ein ganz gemeiner Wicht. Ich kann nicht begreifen, wo sie derartige Bekanntschaften aufgabelt. Er hat auch ziemlich viel getrunken, aber er weiß noch recht gut, was er thut. Gerade eben im zweiten Act war er wieder ganz ohne alle Manieren. Ich werde ihm den Genuß meiner Gegenwart noch auf zehn Minuten zu Theil werden lassen — Zeit genug, daß er eine Gelegenheit finde, sich zu exponiren, wenn er sonst Lust dazu hat. Ich kann den groben Flegel wahrhaftig nicht glauben lassen, daß er mich aus der Loge fern hielte.“

„Mein Bester,“ sagte Newman mit einer Geberde des Vorwurfs, „welch' eine Kinderei! Sie wollen doch nicht etwa jenes Mädchens halber einen Streit vom Zaune brechen?“

„Das Mädchen hat nichts damit zu schaffen, und ich habe auch nicht die Absicht, einen Streit anzufangen. Ich bin weder ein Kaufdegen, noch ein Feuerfresser. Ich wünsche einfach, mir den Standpunkt zu wahren, den ein Edelmann sich wahren muß.“

„Zum Teufel mit Ihrem Standpunkt!“ rief Newman. „Das ist das reine Leiden mit euch Franzosen; ihr habt in Einem fort Standpunkte zu wahren. Nun,“ setzte er hinzu, „machen Sie's kurz. Wenn Sie sich aber in derartige Geschichten einlassen, so werden wir Sie schon im Voraus nach Amerika spediren müssen.“

„Sehr gut,“ antwortete Valentin, „ich bin zu jeder Zeit bereit, wann immer es Ihnen beliebt. Wenn ich aber nach Amerika gehe, so darf ich diesen Menschen nicht glauben lassen, daß es geschehe, um vor ihm das Weite zu suchen.“

Mit diesen Worten gingen sie auseinander. Beim Schluß des Actes bemerkte Newman, daß Valentin noch immer in der kleinen Loge saß. Er schlenderte in den Corridor hinaus, in der Erwartung, ihn dort zu treffen; und als er nur wenige Schritte noch von Mademoiselle Rioche's Loge entfernt war, sah er seinen Freund in Begleitung des jungen Mannes, der neben der schönen Insassin seinen Platz behauptet hatte, aus derselben heraustreten. Die beiden Herren gingen mit einiger Raschheit nach einem entlegenen Theile der Vorhalle, wo Newman weiterhin bemerkte, daß dieselben stehen blieben und Worte wechselten. Geberden und Wesen beider Herren waren vollkommen ruhig; der Fremde aber, welcher sehr erhitzt aussah, hatte angefangen, sein Gesicht sehr auffällig mit seinem Taschentuch abzuwischen. Während dieser Zeit war Newman der Loge gerade gegenüber angelangt; die Thüre war offen gelassen, und er konnte innerhalb derselben ein Rosa-Gewand erkennen. Er trat ohne Verzug in die Loge. Mademoiselle Rioche drehte sich um und begrüßte ihn mit einem strahlenden Lächeln.

„Ah! also haben Sie sich doch endlich entschlossen, mir einen Besuch abzustatten?“ rief sie aus. „Sie kommen gerade noch zeitig genug, um den Ruf Ihrer Höflichkeit zu

retten. Sie treffen mich gerade in einem prächtigen Augenblicke. Nehmen Sie Platz!" Auf ihren Wangen lag ein leichtes Roth, das ihr allerliebste zu Gesicht stand, und in ihren Augen glühte ein lebhaftes Funkeln. Man hätte annehmen können, daß sie diese oder jene recht angenehme Neuigkeit vernommen.

"Hier ist etwas vorgefallen!" sagte Newman, ohne Platz zu nehmen.

"Sie treffen mich in einem überaus prächtigen Augenblicke," wiederholte sie. "Zwei Herren — der eine von ihnen ist Herr von Bellegarde, dessen mir sehr angenehme Bekanntschaft ich Ihnen verdanke — haben soeben Ihrer unterthänigsten Dienerin wegen einen Wortwechsel, einen sehr heftigen Wortwechsel gehabt. Wird kaum anders als durch Schwerterkreuzen zu schlichten sein. Ein Duell, das ist allerliebste — das wird mir in die Höhe helfen!" rief Mademoiselle Noémie, vergnügt in ihre Händchen klatschend. "C'est ça qui pose une femme!"

"Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß Bellegarde sich Ihre wegen schlagen würde?" rief Newman verdrossen und verächtlich aus.

"Nichts Geringeres!" und sie blickte ihn an mit einem harten kleinen Lächeln. "Nein, nein, Sie sind nicht galant! Und wenn Sie diese Affaire verhindern, so laden Sie ganz entschieden meinen Gross auf sich — und ich werde es Ihnen schon heimzahlen!"

Newman stieß eine Verwünschung aus, die, obgleich kurz und bündig, doch ihrer zweifelhaften Salonfähigkeit halber den vorliegenden Blättern besser ferne bleibt. Er kehrte, ohne alle weiteren Höflichkeitsrückichten, dem Rosa-Kleide den Rücken und schritt aus der Loge hinaus. Im Corridor stieß er auf die ihm entgegenkommenden zwei Herren, Valentin und dessen Begleiter. Der Letztere steckte soeben eine Karte in seine Westentasche. Mademoiselle Noémie's eifersüchtiger Anbeter war ein hochaufgeschossener, robuster junger Mensch mit einer großen dicken Nase, hervorstehenden blauen Augen, einem echt-germanischen Gesicht und einer massiven Uhrkette. Sobald sie die Loge erreicht hatten, trat Valentin mit einer sehr auffälligen Verbeugung zur Seite, um seinen Begleiter zuerst eintreten zu lassen. Newman berührte Valentin's Arm, zum Zeichen, daß er mit ihm zu sprechen wünschte, und Bellegarde gab ihm hierauf zur Antwort, daß er in einem Augenblick zu seiner Verfügung stehen werde. Valentin trat nach dem robusten jungen Mann in die Loge; ein paar Minuten nachher aber erschien er wieder mit einem zufriedenen Lächeln auf seinem Gesichte.

„Sie fühlt sich ganz ungeheuer geschmeichelt,“ sagte er. „Sie sagt, daß wir ihr Glück machen werden. Ich will nicht eingebildet und albern erscheinen, aber ich halte dies für sehr möglich.“

„Sie wollen sich also wirklich schlagen?“ fragte Newman.

„Mon cher! ziehen Sie doch kein so zum Sterben verdrießliches Gesicht! Ich habe mir's ja doch nicht selbst gesucht. Im Uebrigen ist die Sache arrangirt!“

„Ich habe es Ihnen vorausgesagt!“ großte Newman.

„Und ich habe es ihm vorausgesagt!“ erwiderte Valentin lächelnd.

„Was hat er Ihnen gethan?“

„Mein lieber Freund! das thut hier nichts zur Sache, was es war. Er hat sich eine Bemerkung erlaubt — und ich habe sie aufgegriffen.“

„Aber ich bestehe darauf, daß ich es erfahre; ich kann, als Ihr älterer Bruder, nicht zugeben, daß Sie sich in dergleichen Unsinn einlassen.“

„Ich bin Ihnen äußerst dankbar,“ sagte hierauf Valentin. „Ich habe nichts zu verheimlichen; aber in diesem Augenblicke und an diesem Orte kann ich auf Einzelheiten nicht eingehen.“

„So wollen wir diesen Ort verlassen. Draußen können Sie es mir erzählen.“

„O nein! ich kann den Ort jetzt nicht verlassen; warum sollte ich denn mit einem Mal davonrennen? Ich will mich auf meinen Parterre-Sitz verfügen und die Oper zu Ende sehen.“

„Sie werden kein Vergnügen mehr haben; dieser Unsinn wird Ihnen im Kopfe herumgehen.“

Valentin blickte einen Moment lang auf ihn, erröthete

leicht, lächelte und klopfte ihm auf den Arm. „Sie sind zum Entzücken naiv! Vor einem Ehrenhandel erfordert es der Anstand, sich ruhig zu benehmen. Das Ruhigste was ich thun kann, ist, daß ich mich stracks auf meinen Sitz begeben.“

„Ah!“ sagte Newman, „Sie wünschen dort von ihr gesehen zu werden — Sie sammt Ihrer Ruhe! Ich bin nicht so naiv, wie Sie meinen! Die ganze Geschichte ist ein gar armseliges Stück Arbeit!“

Valentin blieb und die beiden Männer warteten, ein jeder auf seinem Plaze, bis die Vorstellung zu Ende war, an der sich in gleicher Weise auch Mademoiselle Rioche und deren ungeschliffener Verehrer ergöhten. Nach Schluß der Oper gesellte sich Newman wieder zu Valentin, und beide traten mit einander auf die Straße. Valentin schüttelte den Kopf zu seines Freundes Vorschlag, in dessen eigenen Wagen einzusteigen, und blieb auf dem Trottoir-Rande stehen. „Ich muß allein von hier gehen,“ sagte er; „ich muß mich nach ein paar Freunden umschauen, die sich mit der Ordnung dieser Angelegenheit befassen werden.“

„Ich will sie in Ordnung bringen,“ erklärte Newman mit Entschiedenheit. „Legen Sie sie in meine Hände!“

„Sie sind überaus gütig, aber das ist kaum möglich. Erstlich einmal sind Sie, wie Sie soeben richtig bemerkten, sozusagen beinah mein Bruder; Sie stehen im Begriffe, meine Schwester zu heirathen. Schon dieser Umstand läßt Sie als ungeeignet erscheinen, denn er gestattet, diese und jene Zweifel in

Ihre Unparteilichkeit zu setzen. Und wenn dem auch nicht so wäre, so würde für mich schon ein hinlänglicher Grund, auf Ihre Hülfe zu verzichten, darin liegen, daß ich Sie stark im Verdacht habe, als mißbilligten Sie die ganze Affaire. Sie würden gewiß alles Mögliche versuchen, um das Zusammentreffen zu verhindern.“

„Natürlich würde ich das thun,“ sagte Newman. „Wer auch Ihre Freunde sind, so hoffe ich, daß sie das Nämliche thun werden.“

„Ganz ohne Frage werden sie das zu thun versuchen. Sie werden die Forderung stellen, daß Entschuldigungen — genügende Entschuldigungen gegeben werden. Aber Sie, mein lieber Freund! Sie wären zu gutmüthigen Temperaments. Sie taugen nicht dazu.“

Newman schwieg einen Augenblick. Er war in hohem Grade ärgerlich; aber er sah ein, daß es verlorene Mühe war, hier eine Einmischung zu versuchen. „Wann soll denn dieses interessante Bühnen-Spiel aufgeführt werden?“ fragte er.

„Je früher, desto besser,“ antwortete Valentin. „Uebermorgen, hoffe ich.“

„Nun,“ sagte Newman, „ich habe doch gewiß ein Recht, zu wissen, wie denn die Sache eigentlich zugegangen. Ich kann nicht darein willigen, beide Augen in dieser Angelegenheit zuzudrücken.“

„Es wird mir sehr viel Vergnügen machen, Ihnen

mitzutheilen, wie's zugegangen ist," entgegnete Valentin.

„Die Umstände waren überaus einfach und sind rasch erzählt. Jetzt aber hängt Alles davon ab, mich ohne Aufschub meiner Freunde zu versichern. Ich werde mich in einen Fiaker werfen; Sie fahren am besten nach meiner Wohnung und erwarten mich dort. Nach Ablauf von ungefähr einer Stunde werde ich dort sein.“

Newman willigte protestirend ein, ließ seinen Freund gehen und begab sich dann nach der malerischen kleinen Wohnung in der Rue d'Anjou. Mehr als eine Stunde verstrich, bevor Valentin zurückkehrte; als derselbe jedoch zu Newman in das Zimmer trat, war er in der Lage mitzutheilen, daß er einen seiner gewünschten Freunde gefunden, und daß dieser es übernommen habe, einen zweiten Zeugen zu besorgen. Newman hatte, ohne Licht anzuzünden, an dem halb verglommenen Kaminfeuer gesessen, auf welches er ein frisches Holzstück geworfen hatte; der Schein der Flamme spielte züngelnd über den reich ausgestatteten kleinen Salon hin und rief phantastische Lichter und Schatten hervor. Unser Freund horchte schweigend auf Valentin's Bericht von dem, was sich zwischen ihm und jenem Herrn, dessen Karte sich in seiner Tasche befand, — einem Herrn Stanislas Rapp aus Straßburg — nach seinem Wiedereintritt in Mademoiselle Noémie's Loge zugetragen hatte. Diese gastfreundliche junge Dame hatte auf der entgegengesetzten Seite des Opernhauses einen Bekannten erspäht und ihr Mißvergnügen darüber

ausgedrückt, daß dieser nicht so viel Höflichkeit besitze, ihr einen Besuch abzustatten. „O lassen Sie ihn laufen!“ hatte Herr Stanislas Rapp hierauf geäußert, „es sind ohnehin schon zu viel Leute in dieser Loge.“ Bei diesen Worten hatte er seine Augen mit einem demonstrativen Blicke auf Herrn von Bellegarde geheftet. Valentin hatte ihm hierauf prompt erwidert, daß, wenn zu viel Leute in der Loge seien, es für Herrn Rapp ein Leichtes wäre, ihre Zahl um Eins zu verringern. „Es soll mir ein ganz außerordentliches Vergnügen gewähren, die Thüre für Sie öffnen zu dürfen!“ hatte ihm Herr Rapp zugerufen. „Und mir soll's eine unendliche Freude machen, Sie in's Parterre hinab zu expediren!“ hatte Valentin's Entgegnung gelautet. „O bitte, machen Sie einen Scandal, damit es in die Zeitungen kommt!“ hatte Mademoiselle Noémie lustig ausgerufen; „Herr Rapp, geleiten Sie den Herrn zur Thüre; oder, Herr von Bellegarde, werfen Sie den Herrn Rapp in's Parterre hinab, oder in's Orchester — ganz gleich, wohin! Es gilt mir gleich viel, wer von Ihnen den Anderen hinauswirft, wenn Sie nur eben eine Scene verursachen!“ Valentin hatte ihr hierauf zur Antwort gegeben, daß sie keine Scene machen würden, aber daß er den neben ihr sitzenden Herrn um die Gefälligkeit bitte, mit ihm in den Corridor hinauszugehen. Im Corridor habe sodann, nach einem kurzen weiteren Austausch von Worten, ein Austausch von Karten stattgefunden. Herr Stanislas Rapp war nicht Willens, etwas zurück-

zunehmen. Es war offenbar seine Absicht, die Beleidigung in nichts abzuschwächen.

„Dieser Mensch war, ohne allen Zweifel, ein unverschämter Patron,“ sagte Newman; „wenn Sie aber nicht in die Loge zurückgegangen wären, so hätte die Geschichte nicht passiren können.“

„Aber bitte, sehen Sie denn nicht ein,“ gab Valentin zurück, „daß der Ausgang der Sache mehr als zur Genüge beweist, wie richtig ich mit meinem Wiederbetreten der Loge gehandelt? Herr Rapp wollte mich provociren; er wartete auf eine sich ihm bietende Gelegenheit. In solchem Falle — das heißt also, wenn einem eine derartige Absicht sozusagen notificirt ist — muß ein Mann von Ehre zur Stelle sein, um die Herausforderung entgegenzunehmen. Mein Ausbleiben hätte ganz einfach die gleiche Bedeutung gehabt, wie wenn ich Herrn Stanislas Rapp gesagt hätte: ‚O, wenn Sie unangenehm werden wollen‘ . . .“

„So müssen Sie eben sehen, wie Sie allein damit fertig werden; mich soll der Teufel holen, wenn ich Ihnen dabei helfe!‘ Das wäre die einzig vernünftige Antwort gewesen, die ihm darauf gehört hätte. Das einzig Anziehende für Sie scheint mir die Aussicht auf Herrn Rapp's Imper-tinenz gewesen zu sein,“ fuhr Newman fort. „Sie haben mir ja gesagt, daß Sie nicht des Mädchens halber zurückgingen.“

„O, erwähnen Sie dieses Mädchens nicht mehr,“ murmelte Valentin. „Ich mag nichts mehr von ihr hören.“

„Von Herzen gern. Wenn Sie aber solcher Art gegen sie gesinnt sind, warum in aller Welt konnten Sie dann nicht von ihr wegbleiben?“

Valentin schüttelte mit einem feinen Lächeln den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Sie das verstehen, und traue mir auch nicht zu, es Ihnen verständlich machen zu können. Sie hat die Situation erfaßt, hat gemerkt, was in der Luft lag, sie war auf der Lauer!“

„Und wenn auch? Sieht doch die Kak' den Kaiser an!“

„Ha! ein Mann darf doch angesichts eines Frauenzimmers nicht feige zurücktreten!“

„Die Person nenn' ich kein Frauenzimmer! — Das ist 'ne nichtsnußige Kröte!“ rief Newman, dessen schlichte Natur angesichts des erbärmlichen Spiels, das mit seinem Freunde getrieben wurde, zu revoltiren begann.

„Nun,“ meinte Valentin, „de gustibus non est disputandum. Das ist Gefühlssache, und läßt sich nur nach dem jedem Einzelnen innewohnenden Ehrgefühl bemessen.“

„Ach! hol' der Henker Sie und Ihr Ehrgefühl!“ rief Newman.

„Das ist Alles müßiges Gerede, was wir hier sprechen,“ sagte Valentin; „die Worte sind gefallen, und die Sache ist im Reinen.“

Newman drehte sich um und griff nach seinem Hute. Dann blieb er stehen, die Hand auf dem Thürknopfe, und fragte: „Welche Waffe denken Sie zu wählen?“

ite: : ite:

: ite: : ite: :

le: : ite: : ite: : 9

„Das hat Herr Stanislas Rapp zu bestimmen, er ist der Geforderte. Meine eigne Wahl würde ein kurzer, leichter Degen sein. Ich führe den Degen sehr gewandt, — bin dagegen kein sonderlicher Schütze.“

Newman hatte seinen Hut aufgesetzt; er schob denselben, indem er sich leicht an der Stirn kratzte, weit nach hinten zurück. „Ich wünschte, es wären Pistolen,“ meinte er. „Dann könnt’ ich Sie lehren, wie man eine Kugel an den richtigen Ort spedirt.“

Balentin brach in lautes Lachen aus. „Was sagt doch gleich irgend ein englischer Poët über die Tugend der Beständigkeit? Sie ist eine Blume, oder ein Stern, oder ein Juwel. Die Ihre hat die Schönheit von allen dreien!“ Er versprach jedoch, Newman am folgenden Tage zu besuchen, nachdem die Einzelheiten bezüglich seines Waffengangs mit Herrn Stanislas Rapp festgesetzt worden.

Im Laufe des Tages erhielt Newman drei Zeilen von Balentin, welche ihm meldeten, daß man sich dahin entschieden habe, den Streit außerhalb von Frankreichs Grenzen auszufechten, und daß Balentin mit dem Nacht-Schnellzug nach Genf reisen werde. Es werde ihm jedoch Zeit bleiben, um mit Newman zu diniren. In den Nachmittagsstunden machte Newman einen jedoch nur kurzen Besuch bei Frau von Cintré. Sie war so anmuthig und innig wie er sie je gefunden: aber sie war traurig gestimmt und bekannte, als Newman ihr wegen ihrer gerötheten Lider zarte Vorwürfe

machte, daß sie geweint habe. Valentin war vor einigen Stunden bei ihr gewesen, und sein Besuch hatte einen schmerzlichen Eindruck in ihrem Gemüth hinterlassen. Er hatte gelacht und geplaudert; er hatte ihr keinerlei betäubende Nachrichten gebracht; er war nur, nach seiner Art, eher liebevoller gewesen als sonst. Seine brüderliche Zärtlichkeit hatte sie in eigenthümliche Rührung versetzt, und beim Abschiede von ihm war sie in Thränen ausgebrochen. Es war ihr so sonderbar weh um's Herz gewesen, als ob etwas Unheimliches, etwas Bitter-Trauriges sich ereignen solle; sie hatte versucht, diese Einbildung mit Vernunftgründen niederzukämpfen, aber diese Anstrengung hatte ihr nur Kopfschmerz zugezogen. Newman war natürlich gezwungen, in Bezug auf Valentin's bevorstehendes Duell seinen Mund zu halten; und andererseits war sein schauspielerisches Talent nicht vollendet genug, um Frau von Cintré's vorahnende Gefühle durch satirische Glossen so treffend zu widerlegen, wie das Gefühl vollständiger Sicherheit es erheischt hätte. Ehe er ging, fragte er Frau von Cintré, ob Valentin bei seiner Mutter vorgesprochen habe.

„Ja,“ antwortete sie, „aber ihr hat er keine Thränen entlockt.“

In Newman's eigener Behausung war es, wo Valentin sein Diner einnahm. Er hatte seinen Mantelsack mit dahin gebracht, damit er unmittelbar von dort nach dem Bahnhof ausbrechen könne. Herr Stanislas Rapp hatte es positiv abgelehnt, den Streit durch entsprechende Entschuldigungen auf

gütliche Weise beizulegen; und Valentin seinerseits hatte selbstverständlich keine Veranlassung zu entgegenkommenden Schritten. Valentin hatte in Erfahrung gebracht, mit wem er eigentlich sein Rencontre zu bestehen habe. „Herr Stanislas Rapp war — so lauteten seine Erkundigungen — Sohn und Erbe eines reichen Straßburger Brauers, ein junges Herrchen von raschem und heißblütigem Temperament, der es sich angelegen sein ließe, die Brauerei seines Vaters durch ein recht flottes, lockeres Leben nach und nach durchzubringen; und obgleich derselbe für gemeinhin als ‚guter Kerl‘ gelte, so habe man doch wahrnehmen wollen, daß er nach Tische sehr leicht händelsüchtig werde.“ „Que voulez-vous?“ sagte Valentin. „Mit Bier großgezogen, kann er eben Champagner nicht vertragen.“ Herr Stanislas Rapp habe Pistolen gewählt. Valentin entwickelte bei Tische einen vortrefflichen Appetit; er ließ es sich, in Anbetracht seiner langen Reise, besonders anlegen sein, Mehr als gewöhnlich zu essen. Er nahm sich die Freiheit, Newman auf eine leichte Modificirung in der Zusammensetzung einer gewissen Fisch-Sauce aufmerksam zu machen; er meinte, daß es sich empfehlen dürfte, sich dieserhalb mit dem Koch in's Benehmen zu setzen. Newman aber hatte jetzt keine Gedanken für Fisch-Saucen; er fühlte sich über alle Maßen unzufrieden und mißmuthig. Während er so dasaß und seinen lebenswürdigen und aufgeweckten Gefährten betrachtete, der sich sein leckeres Mahl mit der wählerischen Bedachtsamkeit erblicher Feinschmeckerei munden ließ,

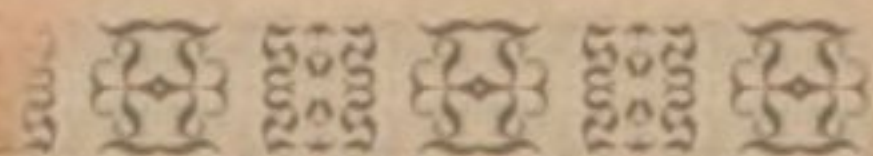
drängte sich ihm mit unwiderstehlicher Macht der Gedanke auf, daß die Tollheit eines so jungen lebenswürdigen Kameraden, weit wegzureisen, um sein angenehmes jugendliches Leben zu Ehren eines Herrn Stanislas Rapp und einer Mademoiselle Noémie auf das Spiel zu setzen, alle Grenzen übersteige. Er hatte Valentin sehr lieb gewonnen, und fühlte erst in diesem Augenblicke so recht, wie sehr ihm der junge Mann an's Herz gewachsen; das Bewußtsein, hier nicht helfend einschreiten zu können, ja halb und halb nicht einschreiten zu dürfen, erhöhte nur den Zustand seiner ohnehin heftigen Erregtheit.

„Nun, diese Art Geschichten mag vielleicht ganz gut sein,“ rief er endlich aus; „ich muß jedoch gestehen, daß ich es nicht einzusehen vermag. Ich kann Ihnen vielleicht nicht Einhalt thun, aber protestiren kann ich zum mindesten. Und das thue ich denn auch mit allem erdenklichen Nachdruck.“

„Mon cher,“ rief Valentin, „machen Sie keine Scene! In derartigen Fällen verrathen Scenen einen sehr ungeläuterten Geschmack!“

„Ihr Duell selbst ist eine Scene,“ entgegnete Newman, „wenn Sie meine Meinung unverblümt hören wollen! 's ist eine höchst jämmerliche Theatergeschichte! Warum nehmen Sie denn nicht gleich ein Musikcorps mit sich? 's ist ganz gottverfl — barbarisch und corrupt, eins wie das andere.“

„O, ich kann zu dieser Tageszeit nicht noch beginnen, die Theorie des Duells zu verfechten,“ sagte Valentin. „Das



Duelliren ist Sitte bei uns und, glaube ich, eine begründete und berechtigte Sitte. Ganz abgesehen von der Güte der Sache, für welche ein Duell ausgesetzt wird, liegt im Duell selbst eine Art romantischen Reizes, der mir in unserem so ordinär prosaischen Zeitalter als ungemein empfehlenswerth erscheint. Es ist ein Ueberbleibsel aus einer ritterlicheren Zeit, aus einer Zeit energischeren Kraftgefühls; man soll und muß an ihm festhalten. Verlassen Sie sich darauf: ein Duell ist niemals unrichtig.“

„Ich verstehe nicht, was Sie unter einer ‚ritterlicheren Zeit‘ meinen,“ erwiderte Newman. „Wenn Ihr Ur-Großvater ein Esel war, ist das ein Grund, warum auch Sie einer sein sollen? Ich meinstheils bin der Ansicht, daß es besser ist, wir lassen unser ‚Kraftgefühl‘ sich um sich selbst kümmern, sich selbst reguliren; im Allgemeinen will es mich bedünken, als sei dasselbe zur Genüge hoch gespannt; ich habe nicht die leiseste Furcht, zu zartbesaitet zu sein. Wenn Ihr Ur-Großvater beispielsweise den Einfall bekommen sollte, sich mir unangenehm zu machen, so glaube ich, daß ich noch immer fertig mit ihm werden würde.“

„Lieber Freund,“ erwiderte Valentin lächelnd, „Sie können nichts erfinden, das die Waffen-Satisfaction für eine geschehene Beleidigung zu ersetzen im Stande wäre. Satisfaction zu fordern und zu geben sind beides gleich vorzügliche Einrichtungen.“

„Nennen Sie solch' eine Narrethei Satisfaction?“

fragte Newman. „Gewährt Ihnen das Satisfaction, den Cadaver jenes rohen Laffen zum Präsent zu erhalten? Befriedigt Sie es, wenn Sie ihm mit dem Ihrigen ein Präsent machen? Wenn Sie Jemand schlägt, so schlagen Sie ihn wieder; wenn ein Mann Sie beschimpft, so verklagen Sie ihn!“

„Ihn verklagen, bei Gericht? O, das wäre äußerst häßlich,“ rief Valentin.

„Was häßlich bei der Sache ist, das liegt auf seiner, nicht auf Ihrer Seite. Und was das anbetrifft, so ist Ihre Handlungsweise durchaus nicht etwa schön. Sie, Valentin, sind zu gut dazu, um sich so wegzuwurfen. Ich will nicht sagen, daß Sie der brauchbarste und nützlichste Mensch oder der klügste oder der liebenswürdigste Mensch auf der Welt sind. Aber Sie sind zu viel werth, um sich einer feilen Dirne halber niederschießen zu lassen.“

Valentin erröthete leicht; er lachte jedoch. „Ich werde mich nicht niederschießen lassen, wenn ich es nur irgend verhindern kann. Obendrein kennt die Mannesehre nicht zweierlei verschiedene Bemessungen. Sie weiß und fühlt nur, daß sie beleidigt ist; sie fragt nicht, wann, oder wie, oder wo.“

„Desto toller, verrückter ist sie!“ rief Newman.

Von Valentin's Gesicht verschwand das Lächeln; er wurde ernst. „Ich bitte Sie, nicht weiter von der Sache zu sprechen,“ sagte er. „Wenn Sie es dennoch thun, so muß ich fast glauben, daß Sie kein sonderliches Gewicht auf — auf —“ und er hielt inne.

„Was? — sprechen Sie zu Ende!“

„Auf diese Charakter-Eigenschaft — auf die Ehre legen.“

„Glauben und denken Sie, was Sie wollen,“ rief Newman. „Denken Sie, weil Sie gerade dabei sind, daran, daß ich mich um Sie sorge und kummere, — obgleich Sie es nicht werth sind. Aber kommen Sie, ohne Schaden genommen zu haben, zurück,“ setzte er einen Augenblick später hinzu, „und ich will Ihnen verzeihen. Dann aber,“ fuhr er fort, während Valentin sich zum Gehen rüstete, „spedire ich Sie auf der Stelle nach Amerika!“

„Einverstanden,“ entgegnete Valentin; „wenn ich nun doch einmal ein neues Blatt in meinem Leben umwenden soll, so mag dieser Handel als Schlußstück für das alte dienen.“ Nach diesen Worten zündete er sich eine frische Cigarrette an und schritt davon.

„Soll der Teufel diesen Balg von einem Frauenzimmer holen!“ brummte Newman, als die Thüre sich hinter Valentin schloß.

XVIII.

Newman verließ am nächsten Morgen seine Wohnung, um Frau von Cintré aufzusuchen. Er hatte seine Zeit so gewählt, daß er nach dem Déjeuner in ihrem Hôtel eintreffen mußte. Im Hofe des Hôtels, vor dem Säulengange, hielt die alte viereckige Carosse der Marquise von Bellegarde. Der Bediente, welcher die Thüre öffnete, beantwortete Newman's Frage mit einem halb verwirrten und häufig unterbrochenen Geflüster; den nächsten Augenblick erschien jedoch, in schwarzer Haube und schwarzem Shawl, Mrs. Bread im Hintergrunde, trüben Antlitzes wie gewöhnlich.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Newman. „Ist die Frau Gräfin zu Hause oder nicht?“

Mrs. Bread trat vor, den Blick fest auf ihn gerichtet; er bemerkte, daß sie einen versiegelten Brief sehr zierlich in ihren Fingern hielt. „Die Gräfin hat eine Botschaft für Sie hinterlassen, mein Herr; dies hier,“ sagte Mrs. Bread, indem sie ihm den Brief reichte, den Newman hastig ergriff.

„Hinterlassen? Ist sie ausgegangen? Ist sie verreist?“

„Sie steht im Begriffe, fortzugehen, mein Herr; sie will Paris verlassen,“ antwortete Mrs. Bread.

„Paris verlassen?“ rief Newman laut. „Was hat sich zugetragen?“

„Es steht mir nicht zu, darüber zu sprechen, mein Herr,“ entgegnete Mrs. Bread, den Blick auf den Boden geheftet. „Aber ich habe es mir gedacht, daß es so kommen würde.“

„Was — kommen würde? bitte!“ fragte Newman. Er hatte das Siegel des Briefes erbrochen, setzte aber seine Fragen noch immer fort. „Sie ist in diesem Augenblick noch im Hause? Kann ich sie sprechen?“

„Ich glaube nicht, daß sie heut Morgen auf einen Besuch von Ihnen gerechnet hat,“ erwiderte die alte Kammerfrau. „Sie wollte sogleich abreißen.“

„Und wohin reißt sie?“

„Nach Fleurières.“

„Nach Fleurières? Aber ich werde sie doch hoffentlich sprechen können?“

Mrs. Bread zögerte einen Moment, und dann ihre beiden Hände in einander legend, sagte sie: „Ich will Sie führen!“ und schritt die Stufen hinauf voran. Auf der Treppe oben angelangt, blieb sie stehen und heftete ihre trockenen, trüben Augen auf Newman. „Seien Sie sehr sanft und mild mit ihr!“ sagte sie; „sie ist namenlos unglücklich!“ Dann schritt sie in der Richtung nach den Gemächern der Frau von Cintré voran; Newman, der verwirrt und beunruhigt war, folgte ihr mit raschen Schritten. Mrs.

Bread öffnete die Thür, und Newman schob hastig die Portière auf der andern Seite ihrer Vertiefung zurück. In der Mitte des Zimmers stand Frau von Cintré, blassen Angeichts und im Reisefleid. Hinter ihr, vor dem Kamine, stand, die Blicke auf seine Fingernägel geheftet, Urbain de Bellegarde; neben dem Marquis saß seine Mutter, in einen Armstuhl vergraben; ihre Blicke hefteten sich unverzüglich fest und scharf auf Newman. Er empfand, sobald er in das Zimmer getreten war, das Gefühl, daß er sich in Gegenwart von irgend etwas Schlimmem, Bösem befand; er war verblüfft und schmerzlich bekümmert, so etwa wie wenn er in der Stille der Nacht einen Hülfschrei vernommen hätte. Er schritt gerade auf Frau von Cintré zu und ergriff ihre Hand.

„Was geht hier vor?“ fragte er in gebietendem Tone; „was trägt sich zu?“

Urbain von Bellegarde blickte verdutzt auf ihn, verließ dann seinen Platz und trat hinter den Sessel seiner Mutter, auf dessen Lehne er sich stützte. Newman's plötzliches Eintreten hatte augenscheinlich beide, Mutter und Sohn, außer Fassung gebracht. Frau von Cintré stand schweigend, mit auf Newman ruhenden Augen da. Sie hatte ihn schon oftmals angeblickt mit, wie es ihm erschienen, ihrer ganzen vollen Seele; in dem Blicke aber, welchen sie in diesem Moment auf ihn gerichtet hielt, lag eine unerforschliche Tiefe. Namenlose Bekümmerniß stand in demselben zu lesen; noch nie seither hatten seine Augen Rührenderes, Ergreifenderes

gesehen. Es schnitt ihm tief in das Herz und seine Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er wollte sich eben mit einer zornigen Aufforderung an ihre Gefährten wenden; Frau von Cintré aber hielt ihn zurück, indem sie seiner Hand, mit der er die ihrige umschlossen hielt, einen leisen Druck gab.

„Etwas sehr Ernstes hat sich zugetragen,“ sagte sie.
 „Ich kann Ihr Weib nicht werden.“

Newman ließ ihre Hand los und starrte erst sie und dann die Anderen an. „Warum nicht?“ fragte er, mit so viel Ruhe als ihm zu zeigen möglich war.

Frau von Cintré verzog den Mund, wie zu einem Lächeln; der Versuch dazu aber war eigenthümlicher Natur.
 „Diese Frage müssen Sie meiner Mutter, meinem Bruder stellen.“

„Warum, bitte! kann sie mein Weib nicht werden?“ fragte Newman, den Blick auf Frau von Bellegarde und den Marquis gerichtet.

Frau von Bellegarde saß bewegungslos auf ihrem Plaze; sie war aber nicht weniger bleich als ihre Tochter. Der Marquis blickte auf sie nieder. Ein paar Secunden lang sprach sie kein Wort; nur ihre stechenden, kalten Augen hielt sie furchtlos auf Newman gerichtet. Der Marquis richtete sich in die Höhe und blickte zur Decke empor. „Es ist unmöglich!“ sagte er sanft.

„Es ist unpassend!“ sagte dann Frau von Bellegarde.

Newman fing an zu lachen. „O, Sie wollen mich für Narren halten!“ rief er laut.

„Liebe Schwester, du hast keine Zeit mehr zu verlieren; du läufst Gefahr, den Bahnzug zu versäumen!“ drängte der Marquis.

„Sprich, ist er toll?“ rief Newman fragend.

„Nein; glauben Sie das nicht,“ antwortete Frau von Cintré, Newman zugewandt. „Aber ich will jetzt gehen.“

„Und wohin?“

„Auf's Land, nach Fleurières; um allein zu sein.“

„Um mich zu verlassen?“ fragte Newman langsam.

„Ich kann Sie jetzt nicht sprechen,“ versetzte Frau von Cintré.

„Mich jetzt nicht sprechen — und warum nicht?“

„Ich schäme mich,“ antwortete Frau von Cintré schlicht.

Newman wandte sich gegen den Marquis. „Was haben Sie mit ihr gemacht — was soll das heißen?“ fragte er, indem er sich noch immer zwang, ruhig zu erscheinen; was ihm infolge seiner steten Gewohnheit, alle Dinge nüchtern und im günstigsten Lichte zu betrachten, auch theilweise gelang. Er war aufgeregt; aber Aufregung war bei ihm nur eine höhere Potenz von Entschiedenheit — zu vergleichen gewissermaßen mit dem Zustande eines seiner Bekleidung ledigen Schwimmers.

„Nichts weiter heißt das, als daß ich auf Ihr ehren-

des Anerbieten Verzicht leiste," antwortete hierauf Frau von Cintré. „Das, und nichts Anderes heißt es."

Auf ihrem Antlitz lagerte ein zu trauriger, schmerzvoller Ausdruck, um ihre Worte nicht zu bestätigen. Newman war im höchsten Grade verletzt; noch immer aber fühlte er keinerlei Regung von Groll oder Unwillen gegen sie. Er war verwirrt, bestürzt, und die Anwesenheit der alten Marquise und ihres Sohnes schien seine Augen zu blenden wie der Lichtschein von eines Nachtwächters Laterne. „Kann ich Sie nicht allein sprechen?" fragte er.

„Das würde nur noch schmerzvoller sein. Ich hatte gehofft, Sie nicht mehr zu sehen — Ihnen aus dem Wege, aus den Augen zu verschwinden. Ich habe Ihnen deshalb geschrieben. Und nun, leben Sie wohl!" Sie streckte ihm in diesem Augenblick wieder ihre Hand entgegen.

Newman schob seine beiden Hände in die Taschen. „Ich werde mit Ihnen gehen," rief er.

Sie legte beide Hände auf seinen Arm. „Wollen Sie mir eine letzte Bitte gewähren?" — und als sie so fragte und ihren Blick wehmüthig auf ihn gerichtet hielt, da füllten ihre Augen sich mit Thränen. „Lassen Sie mich allein gehen — lassen Sie mich in Frieden gehen! Frieden ist's zwar nicht, 's ist Tod. Aber lassen Sie mich in Stille mich begraben! Und nun — leben Sie wohl! leben Sie wohl!"

Newman fuhr sich mit der Hand in's Haar und stand wie an den Boden gewurzelt, indem er sich langsam den Kopf

rieb und durch seine eng zusammengekniffenen Augenlider scharf eine nach der andern der drei vor ihm befindlichen Personen musterte. Seine Lippen waren fest auf einander gepreßt, und die zwei Linien, die sich zu Seiten seines Mundes gebildet, ließen es auf den ersten Blick fast erscheinen, als ob er lächelte. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß Aufregung bei ihm nur ein höherer Grad von Entschlossenheit war; in diesem Augenblicke zeigte seine Miene eine grimmige Energie. „Es hat ganz erheblich den Anschein, als hätten Sie Ihre Finger in der Sache gehabt, Marquis,“ sprach er gedehnt. „Wenn ich mich recht entsinne, so haben Sie mir gesagt, daß Sie sich jeder Einmischung enthalten wollten. Ich weiß recht gut, daß Sie mich nicht leiden mögen; aber das, scheint mir, konnte hierbei durchaus nicht in Betracht kommen. Wenn ich mich recht entsinne, so haben Sie mir das Versprechen gegeben, sich jeder Einmischung enthalten zu wollen. Wenn ich mich recht entsinne, so haben Sie geschworen, auf Ihre Ehre geschworen, sich jeder Einmischung enthalten zu wollen. Entsinnen Sie sich dessen nicht, Marquis?“

Der Marquis zog seine Augenbrauen in die Höhe; aber er war augenscheinlich entschlossen, heute sogar noch höflicher zu sein als gewöhnlich. Er stützte seine beiden Hände auf die Lehne des Sessels, in welchem seine Mutter saß, und beugte sich nach vorn, als lehne er sich über den Rand einer Kanzel oder eines Ratheders. Er lächelte nicht, in seinem Blicke aber lag ein milder Ernst ausgeprägt. „Entschuldigen Sie

an

uv

uv

uv

an

an

an

gefälligst, mein Herr," sagte er, „ich habe Ihnen seiner Zeit die Zusicherung gegeben, daß ich meiner Schwester Entscheidung nicht beeinflussen würde. Ich bin meinem Versprechen bis auf den Buchstaben treu geblieben. Ist dem nicht so, meine Schwester?"

„Du brauchst dich auf Niemand zu berufen, mein Sohn!" schalt die Marquise ein, „dein Wort ist vollständig hinreichend."

„Gewiß — sie hat mir Ihr Jawort gegeben," sagte Newman. „Das ist sehr wahr; ich kann es nicht leugnen. Nicht wahr," setzte er, sich an Frau von Cintré wendend, in einem andern Tone hinzu, „Sie haben mir Ihr Wort gegeben?"

Ein eigenthümlicher Klang, der in diesen Worten lag, schien sie gewaltig zu ergreifen. Sie wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Aber jetzt haben Sie sich doch eingemischt? oder etwa nicht, Marquis?" forschte Newman, dem Herrn von Bellegarde fest in die Augen blickend.

„Weder damals noch jetzt habe ich meine Schwester zu beeinflussen versucht. Ich habe damals keine Ueberredung angewandt, so wenig wie heute."

„Und was haben Sie denn angewandt?"

„Unsere Autorität!" rief Madame de Bellegarde in einer kräftigen, glockenähnlichen Stimme.

„Aha, Autorität haben Sie angewandt?!" rief Newman aus. „Autorität haben sie angewandt?!" fuhr er,

sich zu Frau von Cintré wendend fort. „Und wie haben sie die angewandt? Was soll das heißen?“

„Meine Mutter hat befohlen,“ antwortete Frau von Cintré.

„Ihnen befohlen, mich aufzugeben — ich verstehe. Und Sie gehorchen — das also ist's! Warum aber gehorchen Sie?“ fragte Newman.

Frau von Cintré schaute zu der alten Marquise hinüber; ihre Augen maßen dieselbe von Kopf bis Fuß. „Ich fürchte mich vor meiner Mutter,“ sagte sie dann.

Frau von Bellegarde stand bei diesen Worten mit ungestümer Bewegung auf und rief: „Das ist ein höchst unziemlicher Auftritt!“

„Ich habe nicht den Wunsch, ihn zu verlängern,“ sagte Frau von Cintré, und indem sie sich zur Thüre wandte, reichte sie Newman nochmals die Hand. „Wenn Sie etwas Erbarmen mit mir fühlen können, so lassen Sie mich allein gehen!“

Newman schüttelte ruhig und fest ihre Hand. „Ich werde Sie dort aufsuchen,“ sagte er. Dann fiel die Portière hinter ihr, und Newman sank mit einem tiefen Athemzug in den nächsten Sessel. Er lehnte sich in denselben zurück, während seine Hände auf den Knäufen der Armlehne und seine Blicke auf Frau von Bellegarde und Urbain ruhten. Es währte eine lange, lange Zeit, ehe einer von den drei Anwesenden das Schweigen brach. Frau von Bellegarde und

ihr Sohn standen Seite an Seite, das Haupt hochaufgerichtet, die schönen Augenbrauen in drohende Falten gelegt.

„Also so feine Unterschiede machen Sie?“ wandte sich Newman endlich zu beiden, — „Sie unterscheiden zwischen Ueberreden und Befehlen? Das ist recht nett. Das ist sehr scharfsinnig, schade nur, daß das Mehrgewicht sich nach der Seite des Befehls neigt. Das verdirbt in Etwas diese schöne Unterscheidung.“

„Wir nehmen nicht im mindesten Anstand, unsere Position genau zu definiren,“ erwiderte Herr von Bellegarde. „Wir verstehen sehr wohl, daß im ersten Augenblick dieselbe Ihnen nicht ganz klar erscheinen mag. Ja, wir erwarten gar nicht anders, als daß Sie uns schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen dürften.“

„O, ich werde Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ rief Newman bitter. „Verlassen Sie sich darauf! Fürchten Sie durchaus nicht, daß ich's nicht thun werde; bitte, fahren Sie fort!“

Die Marquise legte ihre Hand auf den Arm ihres Sohnes, als wolle sie den Versuch, ihre Position näher zu beleuchten, als unter der Würde des Hauses liegend zurückhalten. „Es ist vollständig zwecklos,“ sagte sie, „daß wir versuchen sollten diese Angelegenheit so zu arrangiren, daß sie Ihnen angenehm erschiene. Angenehm kann sie Ihnen niemals sein, denn Enttäuschungen sind niemals angenehm, und eine Enttäuschung ist es für Sie. Ich habe mir diese Angelegenheit

reißlich überlegt und mich bemüht, sie besser zu arrangiren; aber ich habe mir dadurch nur Kopfschmerz und schlaflose Nächte zugezogen. Mögen wir sagen was wir wollen, Sie werden nun einmal an der Meinung festhalten, Sie seien ungerecht und schlimm behandelt worden, und werden nicht ermangeln, die Ihnen Ihrer Meinung nach zugefügte Unbill in den Kreisen Ihrer Freunde bekannt zu machen. Allein das macht uns nicht bange. Außerdem sind Ihre Freunde nicht die unsrigen, und es hat also nichts zu sagen, mögen jene denken über uns, was sie wollen. Das Einzige um was ich Sie bitte, ist: seien Sie nicht heftig. Ich bin in meinem ganzen Leben bei keiner heftigen Scene irgend welcher Art zugegen gewesen, und man kann mir nicht zumuthen, daß ich im Alter noch damit beginnen sollte.“

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?“ fragte Newman, indem er langsam von seinem Stuhle aufstand. „Das ist schrecklich wenig für eine so geschickte Dame wie Sie sind, Marquise. Bitte, versuchen Sie es noch einmal und sehen Sie zu, daß Sie es ein zweites Mal besser machen!“

„Meine Mutter geht mit ihrer gewohnten Offenheit und Unerblichkeit direct auf das Ziel zu,“ sagte der Marquis, mit seiner Uhrkette spielend. „Es ist vielleicht aber besser, noch etwas mehr zu sagen. Wir weisen natürlich die Anschuldigung, daß wir unser Wort gegen Sie gebrochen hätten, entschieden zurück. Wir haben Ihnen völlig freie

Hand gelassen, sich meiner Schwester angenehm zu machen. Wir haben ihr völlig freie Hand gelassen, Ihren Antrag zu erwägen. Als Sie ihr Jawort erhielten, haben wir kein Wort dagegen gesprochen. Wir sind demgemäß unserem Versprechen völlig treu geblieben. Es war einzig und allein in einem spätern Stadium dieser Affaire, und auf einer gewissermaßen verschiedenen Basis, daß wir uns entschlossen haben, zu sprechen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten schon früher gesprochen. Aber in Wirklichkeit ist, wie Sie sehen, noch nichts geschehen.“

„Nichts ist bis jetzt geschehen?“ Newman wiederholte die Worte, ohne sich ihrer komischen Wirkung bewußt zu sein. Er hatte den Sinn dessen, was der Marquis gesagt, nicht erfaßt; Herrn von Bellegarde's wohlgewählter Vortrag war ein bloßes Geklingel in seinen Ohren. Alles was ihm in seiner tief empfundenen Enttäuschung klar war, bestand darin, daß die Angelegenheit nicht ein weitgehender Spaß sei; daß vielmehr die Menschen vor ihm in vollstem Ernste sprächen. „Und Sie meinen wirklich, ich könne mir dies gefallen lassen?“ fragte er. „Sie meinen es könne mir das Geringste an alledem gelegen sein, was Sie mir sagen? Sie meinen, ich könne Ihnen im wirklichen Ernste zuhören? Nein! Sie müssen einfach verrückt sein!“

Madame de Bellegarde schlug sich mit dem Fächer auf die flache Hand. „Wenn Sie es nicht glauben können, so lassen Sie es bleiben, mein Herr. Es läßt mich sehr kühl,

was Sie thun. Meine Tochter hat Ihr Jawort zurückgenommen. Das wissen Sie, und das weiß ich, — und das genügt.“

„Sie meint es nicht ernst,“ versetzte Newman nach einem Augenblick des Nachdenkens.

„Ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß sie es ernst meint,“ sagte der Marquis.

„Unseliges Weib! wie heißt die Abscheulichkeit die Sie gegen sie begangen haben?“ rief Newman.

„Ruhig! ruhig!“ sagte leise der Marquis.

„Sie hat es Ihnen ja gesagt,“ nahm die alte Dame das Wort. „Ich habe ihr befohlen!“

Newman schüttelte ernst und mit Nachdruck den Kopf. „Das geht nicht so hin, Madame!“ sagte er dann. „So geht man nicht um mit einem Manne. Sie haben kein Recht, Sie haben keine Macht zu befehlen!“

„Meine Macht,“ erwiderte gemessen Frau von Bellegarde, „beruht im Gehorsam meiner Kinder!“

„In ihrer Furcht vor Ihnen, sagte Ihre Tochter. Darin liegt etwas sehr Sonderbares, Auffälliges. Warum sollte sich Ihre Tochter vor Ihnen fürchten?“ sagte Newman, nachdem er die alte Dame einen Moment lang scharf in's Auge gefaßt hatte. „Hier ist etwas nicht wie es sein sollte!“

Die Marquise begegnete seinem Blicke, ohne einen Muskel zu zucken und als ob sie nicht gehört oder nicht beachtet habe, was er sagte. „Ich habe mein Möglichstes gethan,“ sagte sie ruhig. „Ich konnte es nicht länger ertragen.“

„Es war ein gewagtes Experiment,“ setzte der Marquis hinzu.

Newman empfand eine Neigung, auf ihn zuzugehen, seinen Hals zwischen seine Finger zu spannen und mit dem Daumen ihm die Gurgel zuzudrücken. „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie Sie mir vorkommen,“ sagte er, „natürlich wissen Sie das. Aber ich hätte gedacht, daß Sie sich vor Ihren Freunden — vor jenen Leuten scheuen würden, denen Sie mich vor einigen Abenden vorgestellt haben. Es waren einige recht nette Leute unter ihnen; Sie dürfen sich darauf verlassen, daß darunter manche sehr ehrenwerthe Männer und Frauen waren.“

„Unsere Freunde billigen unser Verfahren,“ sagte Herr von Bellegarde; „es ist nicht eine Familie unter ihnen, die anders gehandelt haben würde. Und wie dem auch sein möge, so richten wir uns in unserem Thun und Lassen nach Niemandem. Die Bellegardes sind gewöhnt, Andern das Beispiel zu geben, nicht sich es geben zu lassen.“

„Sie hätten lange warten können, bis Ihnen Jemand ein solches Beispiel wie dieses gegeben hätte,“ rief Newman. „Habe ich irgend welches Unrecht gethan?“ fuhr er in steigender Erbitterung fort. „Habe ich Ihnen Ursache gegeben, Ihre Meinung zu ändern? Ist Ihnen etwas Nachtheiliges wider mich zu Ohren gekommen? Ich kann es mir nicht denken.“

„Unsere Meinung,“ erwiderte Frau von Bellegarde, „ist ganz die nämliche, wie von Anfang an — ganz und gar die gleiche.“

Wir sind Ihnen durchaus nicht übelgewillt; wir sind weit entfernt, Sie unziemlichen Benehmens zu beschuldigen. Seit Sie zu uns in Beziehung zu treten anfangen, sind Sie, ich gestehe es ganz frei, weniger — weniger eigenthümlich gewesen als ich dessen gewärtig war. Nicht Ihr Verhalten oder Ihr Charakter ist es, wogegen wir Einwand erheben, sondern Ihre Antecedentien. Wir können uns wirklich und wahrhaftig nicht dem Gedanken anbequemen, mit einer Person aus den commerciellen Kreisen in so nahe Beziehungen zu treten. In einer bösen Stunde bildeten wir uns ein, es zu können, und das war ein großes Unglück. Wir waren entschlossen, bis zum Ende auszuharren und Ihnen jedweden Vorthail zu gewähren. Ich hatte mir zum Ziel gesetzt, daß Sie keinen Grund erhalten sollten, mich eines Mangels an loyaler Gesinnung zu beschuldigen. Wir haben die Sache ganz gewiß sehr weit gedeihen lassen; wir haben Sie unseren Freunden vorgestellt. Um die Wahrheit zu gestehen, es war, glaube ich, gerade dieses, was mich niederknickte. Ich bin der Scene unterlegen, welche sich am Donnerstag Abend in diesen Räumen hier abspielte. Sie müssen mich entschuldigen, wenn das, was ich sage, Ihnen unangenehm ist; aber wir können unsere Beziehungen zu Ihnen nicht lösen, ohne Ihnen eine Auseinandersetzung zu geben."

"Es kann keinen bessern Beweis für unsere Wahrhaftigkeit und Loyalität in dieser Angelegenheit geben," sagte der Marquis, „als daß wir vor den Augen der Welt an

jenem Abend Partei für Sie ergriffen haben. Wir waren bestrebt, uns zu binden — uns sozusagen die Hände zu fesseln.“

„Aber das war's,“ setzte seine Mutter hinzu, „was uns die Augen öffnete und unsere Fesseln löste. Wir würden uns höchst unbehaglich gefühlt haben. Sie wissen,“ schloß sie nach einem Augenblick, „daß Sie bei Zeiten gewarnt worden sind. Ich habe Ihnen gesagt, daß wir sehr stolz sind.“

Newman ergriff seinen Hut und fing mechanisch an, ihn zu glätten; sein Zorn, seine Erregung waren so hochgradiger Natur, daß ihm die Worte in der Kehle stecken blieben. „Sie sind nicht stolz genug,“ stieß er endlich hervor.

„In dieser ganzen Angelegenheit,“ sagte der Marquis lächelnd, „erblicke ich wirklich weiter nichts als eine fortgesetzte Demüthigung für uns.“

„Lassen Sie uns nicht länger und nicht mehr discutiren, als nothwendig ist,“ ergriff Frau von Bellegarde wieder das Wort. „Meine Tochter hat Ihnen alles Nothwendige gesagt, indem sie Ihnen mittheilte, daß Sie von ihr zurückgewiesen seien.“

„Ich bin noch nicht im Reinen mit mir über Ihre Tochter,“ sagte hierauf Newman; „ich wünsche zu wissen, was Sie mit ihr gemacht haben. Es ist sehr leicht, von ‚Autorität‘ zu sprechen, und zu sagen, daß Sie ihr befohlen haben. Sie hat mir nicht blindlings ihr Jawort gegeben, und würde es auch nicht blindlings zurückgenommen haben. Nicht daß ich etwa schon glaube, sie hätte mich wirklich aufgegeben; sie

wird mit mir noch über die Sache sprechen. Aber Sie haben sie in Furcht und Schrecken gejagt, Sie haben sie eingeschüch-tert, Sie haben ihr weh gethan. Was — was um Gottes- willen haben Sie mit ihr gemacht?“

„Sehr wenig!“ antwortete Frau von Bellegarde, in einem Tone, welcher Newman einen kalten Schauer verursachte, wenn er sich später seiner erinnerte.

„Gestatten Sie mir, Ihnen in's Gedächtniß zu rufen,“ bemerkte der Marquis, „daß wir uns zu diesen Auseinander- setzungen nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt verstanden haben, daß Sie sich jeder Hefigkeit der Sprache enthalten sollten.“

„Ich bin nicht heftig,“ antwortete Newman. „Sie sind derjenige, der heftig ist! Aber ich wüßte nicht, daß ich noch viel mit Ihnen zu sprechen hätte! Was Sie augenscheinlich von mir erwarten, ist, daß ich meiner Wege gehe, daß ich Ihnen dankbar verbleibe für geleistete Gefälligkeiten und Ihnen das Versprechen gebe, Sie in Zukunft nicht wieder zu belästigen.“

„Wir erwarten von Ihnen, daß Sie als kluger Mann handeln werden,“ erwiderte Frau von Bellegarde. „Sie haben sich als solcher bereits bewährt; und was wir gethan haben, ist lediglich darauf basirt, daß Sie ein kluger Mann sind. Wenn man nachgeben muß, so muß man eben nachgeben. Was könnte es Ihnen nutzen, einen Spectakel zu veranstalten, da meine Tochter nun doch einmal absolut zurücktritt?“

„Es bleibt eben nur noch abzuwarten, ob Ihre Tochter absolut zurücktritt. Ihre Tochter und ich sind noch sehr gute Freunde; in dieser Beziehung hat sich nichts geändert. Wie ich vorhin bereits sagte, ich werde mit ihr noch hierüber sprechen.“

„Das wird von keinem Nutzen sein,“ sagte die alte Dame. „Ich kenne meine Tochter gut genug, um zu wissen, daß Worte, wie die soeben von ihr gesprochenen, endgültig sind. Ueberdies hat sie mir ihr Versprechen gegeben.“

„Ich habe nicht den mindesten Zweifel, daß ein Versprechen Ihrer Tochter bedeutend höhern Werth hat, als Ihr eigenes,“ erwiderte Newman; „nichtsdestoweniger gebe ich die Hoffnung noch nicht auf.“

„Ganz wie es Ihnen beliebt! Wenn jedoch meine Tochter Sie nicht mehr empfängt, — und sie wird es nicht thun, — so wird Ihre Beständigkeit eben rein platonischer Natur bleiben müssen.“

Der arme Newman heuchelte eine größere Zuversicht, als er in seinem Innern wirklich fühlte. Die sonderbare Bestimmtheit der Frau von Cintré hatte in Wirklichkeit sein Gemüth wie mit einem eisigen Hauche berührt; ihr Antlitz, das seinem geistigen Auge noch immer vorschwebte, war ihm als ein entsetzlich lebendiges Abbild der Entsagung erschienen. Er fühlte sich krank und elend, und es war ihm mit einem Male, als ob er hilflos sei. Er wandte sich ab und stand einen Augenblick lang mit seiner Hand an der Thürklinke. Dann

trat er plötzlich vor Mutter und Sohn hin und hob nach einer kaum merklichen Pause des Ueberlegens in verändertem Tone wieder an: „Bitte, bedenken Sie doch, wie nahe mir dies gehen muß, — und lassen Sie Ihre Tochter frei handeln! Warum sollten Sie denn an mir so gar viel aussetzen haben — was ist's denn eigentlich mit mir? Ich kann Ihnen kein Leids thun, und würde es nicht thun, wenn ich es könnte. Ich bin der anspruchsloseste und vorwurfsfreieste Mensch auf der Welt. Was kann das auf sich haben, daß ich Geschäftsmann war oder bin? Was in Himmels Namen wollen Sie denn eigentlich damit? Ein Geschäftsmann? Ich bin irgend welche Art von Mann, die Sie nur immer wünschen. Ich habe niemals mit Ihnen über Geschäfte oder dergleichen gesprochen. Lassen Sie Ihre Tochter in Ruhe und Frieden, und ich will keine weiteren Fragen stellen. Ich will sie mit mir fortnehmen, und niemals sollen Sie von mir wieder etwas sehen oder hören. Ich will in Amerika bleiben, wenn Sie es so begehren. Ich will Ihnen mein schriftliches Versprechen geben, niemals wieder nach Europa zurückzukehren! Alles, was ich wünsche, ist: sie nicht zu verlieren!“

Frau von Bellegarde und ihr Sohn tauschten einen Blick überlegener Ironie aus, und Urbain sprach: „Verehrtester, was Sie hier vorschlagen, ist schwerlich eine Verbesserung. Wir haben nicht das Geringste dagegen, Sie als lebenswürdigen Ausländer zu begrüßen, und wir haben alle Ursache, nicht für ewig von meiner Schwester getrennt sein zu

wollen. Wir erheben lediglich Einspruch gegen ihre Verheirathung mit Ihnen; und auf diese Art und Weise" — bei diesen Worten ließ Bellegarde ein leichtes, dünnes Lachen hören — „wäre sie ja mehr verheirathet denn je.“

„Nun denn,“ sagte Newman, „wo ist diese Ihre Besitzung — Fleurières! Ich weiß nur, daß es in der Nähe irgend einer alten Stadt auf einem Hügel liegt.“

„Sehr richtig. Angoulême liegt auf einem Hügel,“ antwortete Frau von Bellegarde. „Wie alt die Stadt ist, weiß ich nicht. Wir scheuen uns nicht, Ihnen den Ort zu nennen.“

„Angoulême also ist es? Sehr gut,“ sagte hierauf Newman; „ich werde Frau von Cintré unmittelbar folgen.“

„Die nach dieser Stunde heute noch abgehenden Züge nützen Ihnen nichts,“ sagte Urbain.

„Dann miethen Sie einen Extrazug!“

„Das wäre eine sehr einfältige Geldverschwendung,“ meinte Frau von Bellegarde.

„Es wird Zeit genug sein, nach drei Tagen erst über Verschwendung zu sprechen,“ antwortete Newman; und seinen Hut aufstülpend verließ er das Zimmer.

Er reiste nicht sogleich nach Fleurières; er war zu sehr betäubt und verletzt, um in bewußter Reihenfolge handeln zu können. Er lief einfach, lief gerade vor sich hin, den Fluß entlang, bis er außerhalb des Reichthums von Paris gelangt war. Er empfand ein brennendes, juckendes Gefühl von

persönlicher Beschimpfung. Nie in seinem Leben hatte er eine so vollständige Niederlage erlitten; nie zuvor war er so am Narrenseile geführt, oder, wie er sich ausgedrückt haben würde, „so kurz abgesetzt“ worden; und er fand, daß dies Gefühl nicht zu ertragen war; er schritt weiter und weiter und schlug, vor innerer Aufregung zitternd, wild mit seinem Stocke auf die am Wege stehenden Bäume und Laternenpfähle. Frau von Cintré zu verlieren, nachdem er in so jubelnder und triumphirender Weise sie sein eigen genannt hatte, war ein ebenso großer Schimpf für seinen Stolz, als es eine Vernichtung seines Glückes war. Und obendrein sie verlieren zu sollen durch die Einmischung und auf den Befehl Anderer hin — durch ein unverschämtes altes Weib und einen anmaßenden aufgeblasenen Laffen, die sich mit ihrer sogenannten Autorität einmischten! Es war allzu abgeschmackt, allzu jämmerlich. Auf das, was er für die schamlose Verrätherie der Bellegardes hielt, verschwendete er wenig Gedanken; dieses Thun und diese Personen überlieferte er in seinem Geiste ewiger Verdammniß. Aber die Verrätherie der Frau von Cintré selbst überraschte und verwirrte ihn; es gab einen Schlüssel zu dem Geheimniß, das mußte er sich sagen, aber er tappte und suchte vergeblich nach ihm. Nur drei Abende erst waren verflossen, seit sie im Sternenschein neben ihm gestanden, schön und ruhig wie das Vertrauen, das er ihr eingeflößt, und ihm gesagt hatte, daß sie glücklich sei in der Aussicht auf ihre Vermählung. Was hatte diese

plötzliche Sinnesänderung zu bedeuten? Von welcher höllischen Mixtur hatte sie kosten müssen? Der unglückliche Newman hatte eine schreckenvolle Ahnung, daß sie in Wirklichkeit ihre Ansicht geändert hätte. Und gerade eben seine schrankenlose Hingebung für sie gab ihm die Ueberzeugung ein, daß ein Bruch, zu dem sie sich entschlossen, gewichtige und bedeutsame Gründe haben müsse. Aber er schmähte nicht auf sie als ein falsches, treuloses Geschöpf, denn er hatte die Gewißheit, daß sie elend und unglücklich war.

In seinem planlosen Vorwärtsschreiten hatte er eine der Seine-Brücken passirt und folgte noch immer, ohne sich dessen bewußt zu sein, dem langen, ununterbrochenen Quai. Er hatte Paris weit hinter sich gelassen und war beinahe schon draußen auf dem Lande; er befand sich in der lieblichen Vorstadt Muteuil. Endlich hielt er inne, blickte lange Zeit um sich, ohne daß die ihn umgebende reizvolle Landschaft auf sein Auge oder sein Gemüth einen Eindruck gemacht hätte, und drehte dann um und begab sich, langsamern Schrittes als er hierher gestürmt war, auf den Rückweg. Als er vor der phantastischen, unter dem Namen „Trocadero“ bekannten Anhöhe, der Jena-Brücke gegenüber, angelangt war, fiel es ihm ein, durch all' das sein Herz erfüllende Weh hindurch, daß er sich nahe bei Frau Tristram's Wohnung befinde, und daß Frau Tristram bei besonderen Veranlassungen wie der vorliegenden in echt weiblicher Weise freundlichen Zuspruch zu ertheilen wußte. Er fühlte, daß

es ihm Bedürfniß war, seinem Zorn und seiner heftigen Erregung Luft zu machen, und schlug den Weg nach ihrem Hause ein. Frau Tristram war anwesend und allein, und sobald sie ihn bei seinem Eintritte in das Gemach nur flüchtig angeblickt hatte, sagte sie ihm, daß sie wüßte weßhalb er hierher komme. Newman sank schwerfällig, ohne daß er ein Wort hervorzubringen vermochte, in einen Sessel nieder und stierte sie an.

„Die Bellegardes haben also die Sache zurückgehen lassen!“ sagte sie. „Nun, Sie mögen das für sonderbar erklären, aber an jenem Ball-Abend hatte ich das Gefühl, als ob etwas Derartiges in der Luft liege.“ Newman erzählte hierauf das Vorgefallene und sie hörte ihm, indem sie ihre Augen auf ihn gerichtet hielt, aufmerksam zu. Als er zu Ende gesprochen hatte, bemerkte sie gelassen: „Um, die Mutter und Urbain wünschen, daß sie dem Lord Deepmere ihre Hand reiche.“ Newman blickte sie starr an. Es war ihm nicht bekannt gewesen, daß Frau Tristram von Lord Deepmere's Anwesenheit Kenntniß hatte. „Aber ich glaub' nicht, daß sie es thun wird,“ schloß Frau Tristram.

„Sie — Frau von Cintré — und den armseligen, winzigen Grünschnabel heirathen!“ rief Newman. „O du mein Herrgott im Himmel! — Und doch, warum hat sie mit mir gebrochen?“

„Aber das ist nicht der einzige Umstand,“ nahm Frau Tristram wieder das Wort. „Diese Leute vermochten Sie

wirklich nicht länger zu ertragen. Sie hatten ihren Muth überschätzt. Ich muß gestehen, um dem Teufel sein Theil zu geben, daß darin eine Art von niederträchtiger Feinheit liegt. Der Gedanke war es, der Begriff, daß Sie Kaufmann sind, was sie nicht hinunterwürgen konnten. Das ist echt aristokratisch. Ihr Geld hätten sie gerne gehabt; aber als es drauf und dran kam, mußte doch jeder andere Wunsch vor dem Machtspruch des abstracten Hochmuths weichen.“

Newman runzelte kummervoll die Stirn und griff wieder nach seinem Hute. „Ich hatte gedacht, Sie würden mir Muth einflößen!“ sagte er mit einer beinahe kindlichen Traurigkeit.

„Verzeihen Sie mir,“ antwortete sie ihm in überaus freundlichem, mildem Tone. „Ich fühle darum nicht weniger Mitleid für Sie, besonders da ich eigentlich die Grundursache all' Ihres Kummer's bin. Ich habe nicht vergessen, daß ich es war, die Ihnen diese Heirath vorschlug. Ich glaube nicht, daß Frau von Cintré die Absicht hat, Lord Deepmere zu heirathen. Es ist zwar wahr, daß er nicht jünger ist als sie, obgleich er ganz so aussieht. Er ist dreiunddreißig Jahre alt. Ich habe ihn im englischen Adels-Register aufgeschlagen. Aber nein — ich kann sie nicht für so abscheulich, für so grausam treulos halten.“

„Bitte, sagen Sie kein Wort gegen sie!“ rief Newman.

„Armes Weib — sie ist grausam. Aber natürlich werden Sie ihr nachreisen, und was Sie ihr sagen wird sie

sicherlich nicht kalt lassen. Wissen Sie denn auch, daß Sie jetzt, in diesem Augenblicke," fuhr Frau Tristram fort mit einer der ihr eigenen kühnen Rede=Wendungen, „ganz außerordentlich beredt sind, selbst ohne daß Sie sprechen? Um Ihnen widerstehen zu können, muß ein Weib sich wahrlich eine ganz vertheufelt fixe Idee in den Kopf gesetzt haben. Ich wünschte, ich hätte Ihnen ein Leid zugefügt, damit Sie in dieser famosen Art vor mich hinträten! Aber gehen Sie nur immer zu Frau von Cintré, und melden Sie ihr, daß sie selbst mir ein Räthsel ist. Ich bin sehr begierig zu erfahren, wie weit die Macht von Familien=Disciplin wohl gehen wird."

Newman saß noch eine Zeitlang da, die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf in die Hände gestützt, während Frau Tristram fortfuhr Nachsicht mit Philosophie und Mitleid mit kritischem Tadel zu versehen. Schließlich fragte sie: „Und was sagt Graf Valentin dazu?" Newman fuhr auf; er hatte seit heut Morgen nicht mehr an Valentin und dessen Reise an die Schweizer Grenze gedacht. Die Erinnerung trieb ihn fort, und er verabschiedete sich rasch. Geradewegs eilte er nach seiner Wohnung, und dort fand er, auf dem Tische im Vorzimmer, ein Telegramm vor. Es enthielt, nebst Angabe von Ort und Datum, die folgenden Worte:

„Ich bin ernstlich krank. Kommen Sie zu mir so rasch
„als thunlich. B. B."

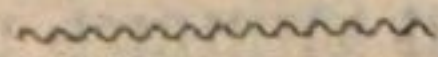
Newman stöhnte schwer auf unter der Wucht dieser un-

glückseligen Nachricht und der durch sie gebotenen Nothwendigkeit, seine Reise nach dem Schlosse von Fleurières zu verzögern. Aber er schrieb an Frau von Cintré die folgenden wenigen Zeilen, die Alles waren, wozu er Zeit hatte: —

„Ich lasse nicht von dir und glaube auch nicht, daß
 „du in Wirklichkeit von mir lassen willst. Ich verstehe nicht,
 „wie dies Alles zusammenhängt; aber wir werden es gemein=
 „sam aufklären. Ich kann dir heute nicht folgen, da ich im
 „selben Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, zu einem fer=
 „nen Freunde abgerufen werde, der sehr krank ist, vielleicht im
 „Sterben liegt. Aber ich werde zu dir kommen, sobald ich
 „meinen Freund verlassen kann. Warum sollte ich dir ver=
 „schweigen, daß dieser Freund dein Bruder ist?

C. R.“

Nach Beendigung dieses Schreibens blieb ihm gerade nur noch Zeit genug, um den Genfer Nacht-Schnellzug zu erreichen.



XIX.

Newman besaß eine merkwürdige Gabe, still und ruhig auf einem und demselben Flecke zu sitzen, wenn es nöthig war, und seine Fahrt nach der Schweiz bot ihm Gelegenheit, von dieser Fähigkeit Gebrauch zu machen. Die langsam einander folgenden Nachtstunden brachten ihm keinen Schlaf; aber regungslos, mit geschlossenen Lidern saß er in seiner Bahnwagen-Ecke, und selbst der schärfste Beobachter unter seinen Reisegefährten würde ihn um seinen scheinbar so ruhigen und festen Schlummer beneidet haben. Gegen Morgen jedoch nahte sich der Schlummer wirklich, der aber mehr eine Folge seiner geistigen, als seiner körperlichen Ermattung war. Ein paar Stunden lang schlief er; und als er dann wieder aufwachte, ruhten seine Augen auf einem der schneebedeckten Gipfel des Jura-Gebirges, hinter welchem die anbrechende Frühdämmerung eben den Himmel mit leichter Röthe färbte. Aber er sah weder das kalte Gebirge noch den warmen Himmel; sein Bewußtsein begann im nämlichen Augenblick, wo der Geist sich von den Fesseln des Schlafes befreite, das Gefühl des an ihm begangenen Unrechts wieder auf's Neue zu empfinden. Er verließ den Bahnzug eine halbe Stunde vor

dessen Eintreffen in Genf, im kalten Morgen=Zwielicht, bei der in Valentin's Telegramm ihm bezeichneten Station. Ein verschlafener Bahnwärter stand, die Laterne in der Hand und die Kapuze seines Mantels weit über die Ohren gezogen, auf dem Perron; neben ihm stand ein Herr, der, sobald er Newman's ansichtig wurde, auf diesen zugeschritten kam. Diese Persönlichkeit war ein Mann in den vierziger Jahren, von hoher magerer Gestalt, mit gelblich=blassem Gesicht, dunklen Augen, einem zierlichen Schnurrbart und einem Paar neuer sauberer Handschuhe an den Händen. Er nahm seinen Hut ab und sprach, während sein Gesicht einen sehr ernststen Ausdruck zeigte, Newman's Namen aus. Unser Held nickte und fragte: „Sie sind Herrn von Bellegarde's Freund?“

„Ich theile mich mit Ihnen in den Anspruch auf diese zur Zeit so betäubende Ehre,“ antwortete der Herr. „Ich hatte mich bei diesem höchst unglücklichen Handel Herrn von Bellegarde zur Verfügung gestellt in Gemeinschaft mit Herrn von Grosjonaux, der sich im gegenwärtigen Augenblick an seinem Krankenlager befindet. Herr von Grosjonaux hat, glaube ich, die Ehre gehabt Ihnen in Paris zu begegnen; da er jedoch ein besserer Krankenwärter ist als ich, so ist er bei unserem armen Freund geblieben. Bellegarde hat Sie mit lebhafter Unruhe erwartet.“

„Und wie geht es Bellegarde?“ fragte Newman. „Ist er gefährlich verwundet?“

„Der Arzt hat ihn aufgegeben; wir haben einen Chi=

rurgen mit hierher genommen. Aber er wird mit den reichsten Tröstungen sterben. Ich habe gestern Abend nach dem Pfarrer in's nächste französische Kirchdorf gesandt, der dann eine ganze Stunde bei ihm geweilt hat. Der Pfarrer ist sehr befriedigt von ihm gegangen."

"O du meine Güte!" brummte Newman. "Mir wär's unendlichmal lieber, der Doctor wäre befriedigt! Und kann er mich sehen? — wird er mich kennen?"

"Als ich ihn vor einer halben Stunde verließ, war er, nachdem er die Nacht in fieberwachem Zustande verbracht, in Schlummer gesunken. Aber wir werden gleich sehen." Und Newman's Gefährte verließ raschen Schrittes den Bahnhof und schlug den Weg nach dem Dorfe ein, im Gehen erzählend, daß die kleine Gesellschaft im bescheidensten der Schweizer Gasthöfe sich einlogirt habe, wo sie indessen Herrn von Bellegarde ein weit bequemeres Unterkommen verschafft hätten, als sich anfangs hätte erwarten lassen. "Wir sind alte Waffengefährten," fuhr Valentin's Secundant fort; "es ist nicht das erste Mal, daß einer von uns dem andern zu ein paar Wochen Stillliegen verholfen hat. Es ist eine sehr garstige, häßliche Wunde, und das häßlichste bei der Sache ist, daß Bellegarde's Gegner kein regelrechter Schütze ist. Er hat seine Kugel gesandt, wohin er konnte. Das vermaledeite Ding hat sich's in den Kopf gesetzt, direct in Bellegarde's linke Seite zu spazieren, gerade unter dem Herzen hinein."

Als sie in dem grauen, trügerischen Dämmerlichte ihren

Weg zwischen den Düngerhaufen der Dorfstraße entlang verfolgten, erzählte Newman's neue Bekanntschaft die Einzelheiten des Duells. Die Bedingungen für das Rencontre waren derart festgesetzt worden, daß, wenn der erste Gang einen der beiden Gegner unbefriedigt lassen sollte, ein zweites Mal geschossen werden mußte. Valentin's erste Kugel hatte, wie Newman's Gefährte fest überzeugt war, genau das Ziel getroffen, das Valentin ihr bestimmt gehabt: nämlich Herrn Stanislas Rapp's Arm gestreift, gerade nahe genug, um das Fleisch zu reißen. Herrn Rapp's Geschosß dagegen war auf gut zehn Zoll Distanz an Valentin vorbeigefahren. Die Zeugen des Herrn Stanislas hatten einen zweiten Gang gefordert, der auch bewilligt worden war. Valentin hatte mit Absicht sein Ziel gefehlt, und der junge Elsässer sehr wirksam getroffen. „Ich habe gleich als wir ihn auf dem Kampfplatz antrafen,“ meinte Newman's Berichterstatter, „wahrgenommen, daß von ihm nicht viel höfliche Rücksicht erwartet werden konnte. Er hat so 'ne Art von Stier-Temperament.“ Valentin war dann ohne Verzug in dem Gasthose untergebracht worden, während Herr Stanislas und seine Freunde sich eilends auf die Beine gemacht und das Weite gesucht hatten. Die Canton-Polizeibehörde hatte der kleinen Gesellschaft im Wirthshaus einen Besuch abgestattet und hatte ein langes Verhör aufgenommen; es dürfte indessen mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein, daß einer so feinen Gesellschaft und einer so manierlichen Art von Blutvergießen

gegenüber die löblichen Herren von der Polizei ein Auge zu drücken würden.

Newman fragte, ob eine Depesche an Valentin's Familie gesandt worden sei oder nicht, und darauf wurde ihm mitgetheilt, daß bis zu einer späten Stunde des gestrigen Abends Valentin sich dem widersetzt hatte. Er habe durchaus nicht glauben wollen, daß seine Verwundung gefährlich sei. Nach seiner Unterredung mit dem Geistlichen aber habe er seine Einwilligung dazu gegeben und hierauf sei ein Telegramm an seine Mutter abgesendet worden. „Aber die Marquise wird gut thun, sich möglichst zu beeilen!“ schloß Newman's Führer seinen Bericht.

„Nun, 's ist eine höchst verabscheuenswerthe Geschichte!“ grollte Newman. „Das ist Alles, was ich dazu sagen kann!“ Wenigstens diese eine Bemerkung, und zwar in einem Tone grenzenlosen Widerwillens auszusprechen, war ihm ein unwiderstehliches Bedürfniß.

„Ah! dites donc, Sie billigen es also nicht?“ fragte sein Führer, indem er sich mit neugieriger Höflichkeit zu Newman wandte.

„Billigen?“ rief Newman. „O! ich wünschte, ich hätte ihn, als er vorgestern Abend bei mir war, in meinem Schlafzimmer eingesperrt!“

Valentin's Secundant riß die Augen weit auf und schüttelte wiederholt mit ernstem Ausdruck das Haupt, während er ein leises, flötenartiges Pfeifen vernehmen ließ. Sie

hatten jedoch in diesem Augenblick den Gasthof erreicht, und eine stämmige Dienstmagd in einer Nachthaube stand, eine Laterne in der Hand, an der Thüre um Newman's Reisetasche aus der Hand des hinter ihm her leuchtenden Packträgers in Empfang zu nehmen. Valentin war in dem Erdgeschoß des Gebäudes und zwar in einem der nach hinten belegenen Zimmer untergebracht worden, und Newman's Begleiter schritt einen mit Steinfliesen bedeckten Gang entlang, an dessen Ende er behutsam eine Thüre öffnete. Hierauf winkte er Newman, welcher rasch vortrat und einen Blick in das Zimmer warf, das vom Schein einer mit einem Lichtschirm versehenen Kerze matt erhellt war.

Neben dem Kamine saß Herr von Großjohaur in seinem Schlafrock und schlief, — ein kleiner, untersehter blonder Mann, den Newman zu verschiedenen Malen in Valentin's Gesellschaft gesehen hatte. Auf dem Bette lag Valentin, bleich und ruhig, mit geschlossenen Augen — eine Gestalt, die auf Newman, der sie bis dahin stets nur in vollster Lebenslust und Lebenskraft gesehen hatte, einen unsagbar wehmüthigen Eindruck machte. Herrn von Großjohaur's Colleague deutete auf eine offene Thüre in der entgegengesetzten Richtung hin und flüsterte leise, daß in jenem Zimmer der Arzt sei und Wache halte.

So lange als Valentin schlief oder zu schlafen schien, konnte sich Newman ihm selbstverständlich nicht nähern; in Rücksicht hierauf zog sich unser Held für den Augenblick

zurück und überließ sich der Leitung des noch halb verschlafenen Dienstmädchens. Diese führte ihn in ein im Oberstock gelegenes Zimmer und wies ihm ein Bett an, auf welchem ein polsterartiges Deckbett von riesigen Dimensionen, mit gelbem Zeug überzogen, die Stelle der Bettdecke vertrat. Newman legte sich ermüdet nieder und schlief, trotz des ihm ungewohnten Deckbetts, drei bis vier Stunden. Als er erwachte, war der Morgen weit vorgeschritten; die Sonne schien mit vollen Strahlen durch das Fenster seines Zimmers und von draußen, vom Hofe herein, vernahm er das Gegacker von Hühnern. Während er mit dem Ankleiden beschäftigt war, erschien ein Bote des Herrn von Großjoyaux und seines Gefährten in der Thüre und machte ihm im Auftrage der beiden Herren den Vorschlag, das Frühstück in ihrer Gesellschaft einzunehmen. Newman schritt die Treppe hinunter nach dem kleinen, mit Steinfliesen gepflasterten Speisezimmer, in welchem das Dienstmädchen, jetzt ohne Nachthaube, mit dem Serviren der Mahlzeit beschäftigt war.

Herr von Großjoyaux, dessen Aussehen für einen Mann, der die halbe Nacht hindurch Krankenpfleger-Dienste geleistet hatte, eine überraschende Frische zeigte, war schon zugegen und rieb sich, mit erwartungsvollen Blicken auf den Frühstückstisch blickend, die Hände. Newman erneuerte seine Bekanntschaft mit ihm und erfuhr sodann, daß Valentin noch immer schlafe; der Arzt, der eine ziemlich ruhige Nacht gehabt habe, sitze jetzt an seinem Bette. Bevor Herrn von

Grosjonaur's Gefährte wieder erschien, wurde Newman noch mitgetheilt, daß dieses Herrn Name Ledaux sei, wie daß Bellegarde's Bekanntschaft mit ihm aus der Zeit datire, wo er mit ihm bei den päpstlichen Zuaven gedient habe. Herr Ledaux sei der Nefse eines hervorragenden ultramontanen Bischofs. Kurze Zeit darauf trat des Bischofs Nefse in das Zimmer in einer Toilette, die er der Eigenthümlichkeit der Lage sinnreich anzupassen sichtlich bemüht gewesen war, und mit einer Feierlichkeit in welche sich indessen ziemlich viel erwartungsvolle Hingabe an das beste Frühstück, welches der Gasthof nur jemals aufgetischt hatte, mischte. Valentin's Bedienter, dem nur in dürftigem Maße die Ehre gestattet wurde, bei seinem Herrn zu wachen, hatte nämlich in der Küche hülfreiche Hand geleistet und den Erzeugnissen derselben für den heutigen Tag eine gewisse den Pariser kennzeichnende Feinheit eingehaucht. Die beiden Franzosen thaten ihr Bestes, um den Beweis zu führen, daß, wenn gewisse Umstände ihr nationales Gesprächs-Talent auch überschatten konnten, sie es doch nicht wirklich zu verdunkeln vermochten; und Herr Ledaux hielt eine allerliebste kurze Lobrede auf den armen Bellegarde, den er als den verwegensten Engländer bezeichnete, der ihm jemals in seinem Leben vorgekommen sei.

„Sie nennen ihn einen Engländer?“ fragte Newman verwundert.

Herr Ledaux lächelte einen Augenblick und versetzte hierauf:

„Er ist noch mehr als ein Engländer — er ist ein Anglomane!“

Newman sagte hierauf düster, daß er nie bisher etwas Derartiges an Valentin wahrgenommen habe; und Herr von Großjohaur machte geltend, daß es in Wirklichkeit doch noch zu frühzeitig wäre, eine Leichenrede auf den armen Bellegarde zu halten.

„Ganz ohne Frage!“ antwortete Herr Ledaur; „ich habe indessen heute Morgen nicht umhin können, gegen Mr. Newman zu bemerken, daß, wenn Jemand so vorzügliche Maßnahmen für sein Seelenheil getroffen hat, wie unser theurer Freund am gestrigen Abend, es beinah bedauerlich erscheinen muß, dasselbe durch Rückkehr in die Welt auf's Neue wieder zu gefährden.“ Herr Ledaur war ein eifriger Katholik und erschien unserem Freunde als eine sonderbare Mischung von Ernst und Frivolität. Sein Gesicht zeigte, bei Tageslicht gesehen, eine Art süßlich schwermüthigen Ausdrucks; er hatte eine sehr große spitze Nase und viel Aehnlichkeit mit einem Gemälde der spanischen Schule. Er schien der Meinung zu sein, daß das Duell eine Einrichtung größter Vollkommenheit sei, vorausgesetzt eben, daß, wenn man dabei gefährlich verwundet würde, die priesterliche Hülfe sogleich zur Hand ist. Er schien in Valentin's Unterredung mit dem Geistlichen eine große Beruhigung zu finden; und dennoch deutete die Art und Weise seiner Gespräche durchaus nicht auf eine wahrhaft fromme Gemüthsanlage. Monsieur Ledaur legte

augenscheinlich demjenigen, was er als „schicklich“ bezeichnete, einen hohen Werth bei, und besaß sowohl das Bestreben als die Uebung, nach allen Richtungen hin höflich und tactvoll zu erscheinen. Er hatte stets ein Lächeln (das seinen Schnurrbart hinauf bis dicht an seine Nase verrückte) und eine Auseinandersetzung bei der Hand. Das *savoir-vivre* — die Kunst mit Anstand zu leben — war seine Specialität, welche bei ihm auch die Kunst mit Anstand zu sterben einschloß; indessen schien er, wie sich Newman in heftigem aber stummem Merger sagte, geneigt, Anderen die praktische Nutzenanwendung seiner Wissenschaft in Bezug auf diesen letzteren Punkt zu überlassen.

Herr von Großjoyaux war aus ganz anderem Holze. Ihm erschien seines Freundes theologische Salbung als das untrügliche Kennzeichen einer ihm selbst nicht erreichbaren Geistesüberlegenheit. Er setzte, mit einer Art von jovialem Zartgefühl, ganz augenscheinlich seine besten Kräfte ein, um Valentin die letzten Augenblicke seines Lebens so angenehm als möglich zu machen und ihm behülflich zu sein, daß er so wenig als möglich den Boulevard des Italiens vermissen; was jedoch seinen Geist vornehmlich beschäftigt hielt, war der mysteriöse Umstand, wie wohl eines Brauers stümperhafter Sprößling solch' einen Meisterschuß habe thun können. Er selbst sei im Stande, den glimmenden Docht einer Kerze mit der Kugel seines Pistols „wegzuputzen,“ und dergleichen mehr; aber er müsse bekennen, daß er diesen Schuß nicht besser hätte

thun können. Er beeilte sich jedoch hinzuzusehen, daß er im vorliegenden Falle eine Ehrensache darin erblickt haben würde, einen nicht so guten Schuß zu thun. Das war doch, *que diable!* kein Anlaß für solche Mörderarbeit! Er würde im höchsten Falle sich ein friedliches Fleischstückchen ausgesucht und dieses mit einem harmlosen Kugelnchen just gestreift haben. Herr Stanislas Kapp habe eine beklagenswerth „schwere, wuchtige Hand“ gezeigt; aber freilich, wenn's einmal dahin gekommen sei, daß man mit einem Brauerssohn Kugeln zu wechseln sich erniedrige, da höre Alles auf! Dies war die nächste Annäherung an eine Betrachtung philosophischer Art, die Herr von Grosjonyaux zu leisten im Stande war. Er blickte, über die Schulter des Herrn Ledaux hinaus, durch das Fenster auf einen schlanken, dünnen Baum, der am Ende einer Böschung, dem Gasthaus gegenüber, stand, und schien die Entfernung desselben von seinem vorgestreckten Arme aus zu messen und dabei insgeheim zu wünschen, daß, da nun einmal von solchen Dingen die Rede gewesen war, der Anstand ein wenig Pistolen-Uebung zu seinem Privatvergnügen nicht verbieten möchte. Newman war nicht in der Stimmung für Gesellschaft. Er vermochte weder zu essen noch zu sprechen; sein Gemüth war wund und krank vor Gram und Aerger, und die Last seiner doppelten Kümmerniß war kaum zu tragen. Er sah mit stieren Blicken auf seinen Teller und zählte im Geiste die Minuten, in dem einen Augenblicke wünschend, daß Valentin ihn sehen und sprechen könnte und ihm dann

die Freiheit zugestehen möchte, Frau von Cintré und sein verlorenes Glück zu suchen — im andern wieder sich des ungeduldigen Egoismus wegen, der in diesem Wunsche liege, ein charakterloses Scheusal schimpfend. Er selbst war in diesem Augenblick ein sehr wenig angenehmer Gesellschafter, und sogar seine intensive Voreingenommenheit und sein gewöhnlicher Mangel der Gewohnheit, über den Eindruck den er hervorbrachte, nachzudenken, hinderten ihn nicht sich darüber klar zu werden, daß seine Gefährten es kaum begreiflich finden dürften, wie der arme Bellegarde solch' eine wunderliche Zuneigung zu diesem schweigsamen Yankee fassen konnte, daß er ihn an seinem Todtenbette durchaus noch einmal sehen mußte.

Nachdem das Frühstück beendet war, machte Newman für sich allein einen Gang in das Dorf und sah sich den Brunnen an und die Gänse und die offenen Scheunenthore, blickte mitleidig auf die braunen, gebückten, alten Weibergehaltnen, die ihre ungeheuerlich gestopften Strumpfhacken am Ende ihrer im langsamen Tacte auf- und niederklappernden Holzschuhe zeigten, und ließ dann seine Augen hin zu dem herrlichen Anblick der Schnee-Alpen und des purpursäumten Jura zu beiden Seiten der schmalen Dorfstraße schweifen. Der Tag war wunderbar schön; die milde Lust und die wärmen Sonnenstrahlen kündeten den nahen Frühling, und des Winters Nässe tropfte aus den Trausen und Dachrinnen der Bauernhäuser zur Erde nieder. Alles in der Natur

athmete Wiedergeburt und neues Erstehen zu frischem, kräftigem Leben: selbst die jungen, kaum dem Ei entchlüpften Hühnchen gackerten heute lustiger vor den Häusern umher, und die Küchlein der Enten und Gänse watschelten heute rascher als sonst zum nahen Teiche, — und all' das sollte für den armen, großherzigen, thörichten Bellegarde Tod und Begräbniß bedeuten? Newman ging bis zur Dorfkirche hin und trat in den kleinen Friedhof neben ihr. Dort setzte er sich nieder und blickte über die grob gearbeiteten Täfelchen und Kreuze, die rund umher angebracht waren. Sie waren, eins wie das andere, schmutzig und häßlich; und bei ihrem Anblick konnte kein anderes Gefühl in sein Herz treten als Todesrauhheit und Todeskälte.

Er stand auf und kehrte nach dem Wirthshause zurück, wo er Herrn Ledaur bei Kaffee und Cigarrette an einem kleinen grünen Tische sitzend fand, den er sich in das Gärtchen hinaus hatte tragen lassen. Newman, als er hörte, daß der Doctor noch immer bei Valentin verweile, fragte Herrn Ledaur, ob ihm nicht gestattet würde, den Arzt abzulösen; er wünsche lebhaft, sich seinem unglücklichen Freunde nützlich zu erweisen. Die Verwirklichung seines Wunsches stieß auf keine Schwierigkeiten; der Arzt war sehr froh, sein Bett aufsuchen zu dürfen. Er war ein junger, vielleicht ein wenig zu munter aussehender Practicus, aber er hatte ein sehr aufgewecktes Gesicht, und das Bändchen der Ehren-Region schmückte sein Knopfloch. Newman ließ den Anordnungen,

die er ihm vor seinem Fortgehen ertheilte, ein aufmerksames Ohr und nahm mechanisch aus seiner Hand ein kleines Büchlein, das ihm der Chirurgus als ein Mittel, sich wach zu erhalten, anempfahl und das sich als ein altes Exemplar eines ‚pikanten‘ französischen Romans erwies.

Valentin lag noch immer still und ruhig mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, und keine Aenderung war in seinem Zustande ersichtlich. Newman setzte sich neben seinem Bette nieder und betrachtete ihn eine lange, lange Zeit mit aufmerksamem Blicke. Dann wanderten seine Augen fort mit seinen Gedanken zu seiner eigenen Lage und weilten draußen auf der Kette der Alpengebirge, die hinter dem schmalen, weißen Kattunvorhang am Fenster hervortraten, durch welches die Sonne mit ihrem wärmenden, freundlichen Strahle hindurchdrang und Winkel und Vierecke auf dem rothziegeligen Fußboden zeichnete. Er mühte sich ab, den Gang seiner Gedanken mit einem Schimmer von Hoffnung zu durchweben; aber es wollte ihm nicht gelingen. Was ihm geschehen war, das schien in seiner Hestigkeit und Berwegenheit die Gewalt eines wirklichen Unheils — die Macht und zermalmende Wucht eines Verhängnisses — zu besitzen. Es war naturwidrig und ungeheuerlich, und ihm standen keine Waffen dagegen zu Gebote.

Endlich durchdrang ein matter Laut die tiefe Stille und Ruhe im Zimmer, und er vernahm Valentin's Stimme.

„Es kann nicht meinetwegen sein, daß Sie dieses lange

Gesicht ziehen!“ Und als sich Newman zur Seite wandte, sah er, daß Valentin noch immer die nämliche Lage auf seinem Bette inne hatte, daß aber seine Augen geöffnet waren und er sogar zu lächeln versuchte. Mit leiser, kaum fühlbarer Bewegung erwiderte er Newman's Händedruck. „Ich hab' Sie angesehen wohl eine Viertelstunde lang,“ sprach Valentin mit matter Stimme weiter; „Sie haben so schwarz und finster ausgesehen wie eine Wetterwolke. Sie sind sehr ärgerlich und böse auf mich, das seh' ich. Na, Sie können mir's glauben! ich bin's selber nicht weniger!“

„O, ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen,“ erwiderte Newman; „es ist mir selbst schlimm zu Muth. — Und wie geht's Ihnen? sprechen Sie!“

„O, mir geht es nächstens überhaupt nicht mehr. Man hat gründlich für mich gesorgt; nicht wahr?“

„Darüber haben Sie zu entscheiden, Valentin! Sie können aufkommen, wenn Sie nur recht wollen!“ antwortete ihm Newman, mit beherztem Frohsinn.

„O, mein Bester, wie kann ich wollen? Zum recht Wollen bedarf's einer heftigen Anstrengung, — und dergleichen geht nicht, wenn einer ein Loch in seiner Seite hat so groß wie ein Teller, das zu bluten anfängt, wenn er sich nur um ein Haar breit vom Flecke rührt. — Ich hab' gewußt, daß Sie kommen würden,“ fuhr er fort, „daß ich aufwachen — und Sie hier finden würde — darum bin ich auch gar nicht erstaunt. Vergangene Nacht aber war ich sehr unge-

duldig. Ich — konnte nicht einsehen, wie es mir möglich sein sollte, noch so lange Stand zu halten bis Sie kämen. Ich hab' liegen müssen still und ruhig, gerade so wie jetzt; so ruhig wie eine Mumie in ihrem Kasten. Sie sprechen von ‚Versuchen‘, von ‚Wollen‘; ich hab's versucht, ich hab' gewollt! Nun, und darum bin ich noch hier, habe ausgehalten — diese langen, langen zwanzig Stunden. Mir war's — als wären's — zwanzig Tage.“ Bellegarde sprach langsam und mit leiser Stimme, aber deutlich genug, daß Newman jedes Wort verstehen konnte. Auf seinem Gesicht konnte Newman aber lesen, daß ihm das Sprechen große Schmerzen verursache. Zuletzt schloß Bellegarde die Augen wieder. Newman bat ihn, sich still zu verhalten und sich zu schonen; der Arzt hätte strenge Weisungen ertheilt. „O,“ sagte hierauf Valentin lauter, „alter Freund! wie heißt's doch im Lied: ‚Schmauset und zechet, ihr Freunde, denn morgen — morgen‘“ — und er hielt wieder inne — „nein, nicht morgen, vielleicht nicht morgen, sondern heute schon. Ich kann nicht schmausen und zechen, aber plaudern kann ich. Was kommt, bei solchem Zustand, mehr Verzicht — Verzichtleistung? O! . . . Ich darf so lange, schwere Worte nicht gebrauchen. Ich war immer eine Plaudertasche; Gott im Himmel! was hab' ich meine Lebtag zusammen geschwätzt!“

„Das ist ein Grund mehr, jetzt hübsch still und ruhig zu sein,“ rief Newman. „Wir wissen, wie gut und angenehm Sie plaudern.“

Valentin aber, ohne seiner Worte zu achten, fuhr fort, in der nämlichen matten, schwächer und schwächer werdenden Weise zu sprechen. „Ich wünschte Sie zu sehen, weil Sie meine Schwester gesprochen haben. Weiß sie es — kommt sie?“

Newman konnte seine Verlegenheit nicht verbergen. Ja, zu dieser Stunde muß sie es wissen.“

„Haben Sie es ihr nicht gesagt?“ fragte Valentin. Und einen Augenblick später: „Haben Sie mir keine Botschaft von ihr gebracht?“ Seine Augen ruhten auf denen Newman's mit einem gewissen sanften Ungestim.

„Ich habe sie nicht gesehen, seitdem ich Ihr Telegramm erhielt,“ antwortete Newman. „Ich habe ihr geschrieben.“

„Und sie hat Ihnen nicht geantwortet?“

Newman sah sich genöthigt, hierauf zu erwidern, daß Frau von Cintré Paris verlassen habe. „Sie ist gestern nach Fleurières gereist.“

„Gestern — nach Fleurières? Warum ist sie nach Fleurières gegangen? Welchen Tag haben wir heut? Welcher Tag war gestern? — Ah, dann werde ich sie nicht mehr sehen,“ sagte Valentin traurig. „Fleurières ist zu weit entfernt.“ Und dann schloß er wieder seine Augen. Newman saß schweigend da und war im Begriff sich vorzunehmen, aus Zartheit gegen den Kranken auf Kosten der Wahrheit erfinderisch zu werden; aber seine Besorgnisse wurden gegenstandslos, als er bemerkte, daß Valentin augenscheinlich zu schwach war, um urtheilen und folgern oder einen Drang nach Kenntniß weite-

rer Umstände fühlen zu können. Bellegarde indeß frug jetzt weiter. „Und meine Mutter — und mein Bruder — kommen sie? Sind sie auch in Fleurières?“

„Nein, sie waren in Paris, aber ich habe sie ebenfalls nicht gesehen,“ antwortete Newman. „Wenn sie Ihr Telegramm rechtzeitig erhalten haben, werden sie mit dem heutigen Frühzuge abgereist sein. Andernfalls werden sie gezwungen sein, den Nacht-Schnellzug abzuwarten, und werden dann um die nämliche Stunde ankommen, wie ich gestern.“

„Sie werden mir keinen Dank wissen — gewiß nicht,“ sprach Valentin leise. „Sie werden eine ‚abscheuliche Nacht verbringen‘, und Urbain liebt die Luft des Frühmorgens durchaus nicht. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je in meinem Leben am Vormittag — vor dem Frühstück gesehen zu haben. Niemand hat ihn je um diese Zeit gesehen. Wir wissen nicht, wie er um diese Zeit gestimmt ist. Vielleicht ist er anders, als am übrigen Tage. Wer weiß es? Die Nachwelt wird's vielleicht wissen. Das ist die Zeit, wo er in seinem Arbeitszimmer an der Geschichte der Prinzessinnen arbeitet. Aber ich mußte ihnen telegraphiren — nicht wahr? Ich wünschte ja, meine Mutter hier sitzen zu sehen, wo Sie sitzen, und ihr Lebewohl zu sagen. — Vielleicht kenn' ich sie trotz Allem nicht, und sie wird manches Neue und Ueberraschende für mich haben. Glauben Sie ja nicht, daß Sie meine Mutter schon kennen; vielleicht dürfte sie auch Sie in Staunen setzen. — Aber wenn ich Claire nicht sehen kann, frage

ich nach nichts Anderem. Ich habe daran gedacht, sie noch einmal zu sehen, sogar in meinen Träumen. — Warum ist sie heute nach Fleurières gegangen? Sie hat mir nie davon gesagt. Was hat sich zugetragen? Ah, sie hätte es errathen sollen, daß ich hier weilte — in solcher Verfassung hier weilte! 's ist das erste Mal in ihrem Leben, daß sie mir eine Enttäuschung bereitet hat! Arme, arme Claire!“

„Sie wissen, wir sind noch nicht ganz Mann und Weib, Ihre Frau Schwester und ich,“ sagte Newman. „Sie gibt mir noch nicht Rechenschaft über all' ihr Thun und Lassen.“ Und bei diesen Worten spielte ein eigenartiges Lächeln um seine Lippen.

Valentin blickte ihn einen Moment lang an. „Habt ihr Streit mit einander gehabt?“ fragte er.

„Niemals, niemals!“ rief Newman.

„Wie glücklich Sie das aussprechen!“ sagte Valentin.

„Ja, Sie stehen im Begriffe, glücklich zu werden — bah!“

Die einzige Erwiderung, die der unglückliche Newman auf diesen ironischen Streich, der nicht weniger schmerzlich traf, weil er unbewußt versetzt wurde, zu geben im Stande war, war ein hülfloser und deutlich sprechender Blick. Valentin fuhr fort ihn mit seinem fast allzu glanzvollen Blicke zu fixiren, und eine Weile später begann er wieder: „Aber irgend etwas ist mit Ihnen los. Ich habe Sie jetzt eben wieder beobachtet; Sie zeigen kein Bräutigams-Gesicht.“

„Aber mein Bester,“ antwortete ihm Newman, „wie

kann ich Ihnen denn ein Bräutigams-Gesicht zeigen? Wenn Sie meinen, ich empfände Freude darüber, daß ich Sie hier liegen sehe und mich außer Stande wissen muß, Ihnen Hülfe zu leisten“

„Nicht doch, gerade Sie sind der Mann, der Ursache hat, zu frohlocken; begeben Sie sich doch Ihres guten Rechtes nicht! Da lieg' ich ja als klarster Beweis für Ihre Weisheit, Ihren Scharfblick. Wann war wohl je ein Mann trübgestimmt, wenn er sagen konnte: ‚Sehen Sie, ich hab's Ihnen vorher gesagt!‘? Sie haben mir's vorher gesagt, das wissen Sie ja! Sie haben gethan dabei, was in Ihren Kräften stand. Sie haben mir manche gar trefflichen Dinge gesagt; ich hab' über sie reiflich nachgedacht. Aber, mein theurer Freund, ich habe trotz alledem richtig gehandelt. So verlangt's eben einmal der regelrechte Gang der Dinge.“

„Ich aber habe nicht gethan, was ich hätte thun sollen,“ entgegnete Newman. „Ich hätte ganz anders handeln sollen.“

„Und wie denn?“

„O! so oder so. Ich hätte Sie behandeln sollen wie einen kleinen Knaben!“

„Nun, jetzt bin ich ein sehr, sehr kleiner Knabe,“ sagte Valentin. „Ich bin fast noch weniger als ein Kind. Ein Kind ist hilflos, im Allgemeinen aber berechtigt es zu Erwartungen und Hoffnungen. Ich berechtere zu keiner Hoffnung mehr, eh? Die menschliche Gesellschaft kann keines ihrer Glieder verlieren, das von geringerem Werthe wäre als ich jetzt bin.“

Newman war tief erschüttert. Er stand rasch auf und kehrte seinem Freunde den Rücken, trat fort zum Fenster hin und stand dort eine lange Weile, den Blick starr auf die Scheiben gerichtet, aber ohne irgend etwas deutlich mit seinen Augen wahrzunehmen. „Nein, nein, es macht mir kein Vergnügen, Ihren Rücken anzugaffen,“ fuhr Valentin fort. „Ich bin immer ein eifriger Beobachter von Rücken gewesen; die Haltung des Ihrigen beweist mir untrüglich, daß Ihnen etwas sehr Schweres zugestoßen ist.“

Newman kehrte zu seinem Sitz an Valentin's Bett zurück und bat ihn, ruhig zu sein. „Halten Sie sich still und ruhig, und werden Sie gesund,“ sagte er. „Das ist's, was Sie thun müssen. Werden Sie gesund und helfen Sie mir!“

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß Sie Kummer haben. Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Ich will Sie's wissen lassen, wenn's Ihnen besser geht; Sie waren jederzeit sehr wißbegierig; da haben Sie etwas, dessentwegen sich's gesund zu werden verlohnt!“ antwortete Newman mit beherzter Lebhaftigkeit.

Valentin schloß hierauf wieder seine Augen und lag eine lange Zeit da, ohne den Mund zu öffnen. Es schien beinah, als sei er eingeschlummert. Nach Verlauf von einer halben Stunde aber fing er von Neuem an zu sprechen. „Es thut mir recht leid um jenen Posten in der Bank. Wer weiß, ob ich nicht etwa ein zweiter Rothschild geworden wäre? Aber — ich hatte das Zeug nicht zu einem Bankier; Bankiers sind

nicht so leicht todt zu friegen. Meinen Sie nicht, daß es eine lächerlich leichte Sache war, mich zu tödten? 's ist nicht so wie bei einem ernstest Manne. „O nein! 's ist wirklich höchst, höchst ärgerlich! 's ist gerade so wie wenn Sie zu Ihrer Wirthin sagen: „Ich muß leider gehen,“ während Sie darauf zählten, daß sie Sie bitten werde, noch zu bleiben, — und Sie finden dann, daß sie nichts dergleichen thut. „Wirklich — so bald schon? Sie sind ja eben erst gekommen!“ Das Leben hält mir kein so höfliches kleines Zwiegespräch.“

Newman antwortete ein paar Secunden lang nicht; dann aber vermochte er sich nicht länger mehr zu beherrschen. „'s ist eine traurige — gar traurige Geschichte — 's ist das schwerste Unglück, das mich je getroffen!“ stieß er hervor. „Ich wünsche wahrhaftig nicht, Ihnen Unangenehmes zu sagen; aber, bei Gott! ich kann mir nicht helfen. Ich hab' schon oft vordem Männer sterben sehen — ich hab' Männer vor meinen Augen niederschießen sehen. Aber immer kam es mir mehr als etwas Natürliches vor; es war keiner von ihnen so aufgeweckt, so tüchtig wie Sie. — Tod und Verdammniß! Sie hätten 'was Besseres sein können, als das da. 's ist der allererbärmlichste Geschäfts = Abschluß, den ich mir denken kann, für einen Mann!“

Valentin schwenkte matt und langsam seine Hand auf und nieder. „Halten Sie ein, halten Sie ein! — Es ist erbärmlich — ganz entschieden erbärmlich. Denn, sehen Sie, im Grunde — ganz tief unten im Grunde eines kleinen

Fleckchens, so schmal wie das Ende eines Wein-Trichters —
— stimm' ich mit Ihnen überein.“

Ein paar Minuten nach Valentin's letzten Worten schob der Arzt seinen Kopf durch die halbgeöffnete Thüre, und wie er bemerkte, daß Valentin wach sei, trat er ein und befühlte ihm den Puls. Er schüttelte bedenklich den Kopf und erklärte, daß Valentin zu viel — zehnmal zu viel gesprochen habe. „Unsinn!“ entgegnete Valentin; „ein Mann, dem das Todesurtheil bereits gefällt ist, kann niemals zu viel sprechen. Haben Sie denn noch niemals in den Zeitungen einen Hinrichtungsbericht gelesen? Wird denn nicht jedesmal eine ganze Schaar von Leuten auf den Gefangenen geheht — Advocaten, Zeitungsschreiber, Priester — damit er sprechen solle? Aber es ist nicht Herrn Newman's Fehler; der sitzt da wie ein Todtenkopf so stumm.“

Der Arzt bemerkte, daß es Zeit wäre, seines Patienten Wunde frisch zu verbinden; die Herren von Grosjonaux und Bedaux, die dieser peinlichen Operation schon beigewohnt hatten, nahmen Newman's Platz ein als Beistände. Newman trat zur Seite und hörte von den beiden Herren, daß sie ein Telegramm von Urbain de Bellegarde erhalten, in welchem der Empfang des ihrigen bestätigt, des ferneren aber gemeldet wurde, daß dasselbe zu spät in der Rue de l'Université angelangt sei, um ihm die Benützung des Frühzuges noch zu ermöglichen, daß er aber mit seiner Mutter am Abend dieses Tages abzureisen gedenke. Newman schlenderte

wieder in das Dorf hinunter und wanderte ruhelos zwei bis drei Stunden umher. Der Tag schien ihm entsetzlich lang. Mit Einbruch der Dunkelheit kam er zurück und dinirte in Gesellschaft des Arztes und des Herrn Vedaux. Das Anlegen des neuen Verbandes an Valentin's Wunde war eine sehr kritische Operation gewesen; der Arzt vermochte in Wirklichkeit nicht abzusehen, wie sein Patient eine nochmalige Wiederholung derselben aushalten würde. Dann erklärte er, Herrn Newman bitten zu müssen, daß dieser für jetzt sich die Befriedigung, als Pfleger an Herrn von Bellegarde's Bette zu sitzen, versagen möchte; mehr als jeder Andere besäße er augenscheinlich das allerdings schmeichelhafte, im Augenblick aber durchaus nicht zulässige Privilegium, den Kranken aufzuregen. Herr Vedaux schlürfte bei dieser Bemerkung schweigend ein Glas Wein hinunter; er mußte sich verwundert haben, was zum Geier denn Bellegarde eigentlich so Aufregendes an diesem Amerikaner fände.

Newman ging, als das Diner zu Ende war, in sein Zimmer hinauf, wo er eine lange Zeit unverwandt auf dem nämlichen Flecke saß, den Blick starr auf die angezündete Kerze vor ihm gerichtet, und in Gedanken bei dem in dem Zimmer unter ihm im Sterben liegenden Valentin. Spät in der Nacht, als die Kerze schon tief herabgebrannt war, ertönte ein leises Pochen an seiner Thüre. Der Arzt stand achselzuckend draußen mit einem Leuchter in der Hand.

„Er will, so lange ihm noch Leben bleibt, sich unter-

halten!“ sagte Valentin's ärztlicher Berather. „Er besteht darauf, Sie zu sprechen, und ich fürchte, Sie müssen herunterkommen. Wenn er so fortmacht, denk' ich wird er kaum die Nacht noch hinbringen.“

Newman folgte der Aufforderung ohne Verzug und ging hinunter in Valentin's Zimmer, das er durch ein auf dem Kamin stehendes Wachlicht erhellt fand. Valentin bat ihn, eine Kerze anzuzünden. „Es verlangt mich, Ihr Gesicht zu sehen,“ begann der Kranke. „Die Menschen dort draußen behaupten, Sie regten mich auf,“ fuhr er fort, während Newman ihm willfahrte und eine Kerze anzündete, „und ich gestehe ein, daß ich mich sehr, sehr aufgereggt fühle. Aber daran sind nicht Sie schuld — das rührt von meinen eigenen Gedanken her. Ich habe gegrübelt — viel und lange gegrübelt. Setzen Sie sich wieder dahin, — hierher — so! — und nun lassen Sie mich wieder Ihr Gesicht sehen.“ Newman setzte sich, schlug seine Arme übereinander und maß seinen Freund mit einem traurigen, schwermüthigen Blicke. Es war als spiele er in einer traurigen Komödie mechanisch eine Rolle. Valentin blickte ihm eine Zeit lang in's Gesicht. „Ja, ich hab' Recht gehabt heute Morgen; Sie haben etwas Schwereres auf Ihrem Herzen als Valentin de Bellegarde. Wissen Sie, Newman, ich bin ein Mann der im Sterben liegt, und es ist nicht recht, nicht in der Ordnung, mich zu täuschen. Irrend etwas ist vorgefallen, nachdem ich Paris verlassen hatte. Es ist nicht ohne Grund geschehen, daß meine Schwester um

diese Jahreszeit nach Fleurières aufgebrochen. Warum ist das geschehen? Das ist's, was mir in meinem Schädel bohrt. Ich hab' gegrübelt darüber, lange, lange Zeit gegrübelt — und wenn Sie mir's nicht sagen, so muß, so werde ich's errathen.“

„Ich thäte besser, es Ihnen nicht zu sagen,“ erwiderte Newman. „Es würde in keiner Weise gut für Sie sein.“

„Wenn Sie meinen, es möchte irgendwie gut für mich sein, mir nichts zu sagen, so sind Sie gar sehr im Irrthum. — Es ist etwas nicht in Ordnung in Betreff Ihrer Vermählung.“

„Ja,“ antwortete Newman. „Es ist so wie Sie sagen.“

„Gut!“ Und Valentin schwieg wieder. „Gut! so hat es meine Familie hintertrieben.“

„Ja, Ihre Familie hat es hintertrieben,“ wiederholte Newman. Jetzt, wo er es ausgesprochen hatte, fand er eine Genugthuung darin, die an Tiefe gewann je weiter er fortfuhr. „Ihre Mutter und Ihr Bruder haben ihre Zusage gebrochen; sie haben dahin entschieden, daß es nicht statthaben kann; sie haben dahin entschieden, daß ich schließlich doch nicht gut genug bin; sie haben ihr Wort zurückgenommen. Da Sie darauf bestehen, so wissen Sie es nun.“

Valentin stieß einen ächzenden Laut hervor, hob seine Hände einen Augenblick empor und ließ sie dann wieder niedersinken.

„Es thut mir weh, daß ich Ihnen nicht etwas Besseres erzählen kann von diesen Beiden,“ sprach Newman weiter. „Aber es ist nicht meine Schuld. Ich war wirklich sehr unglücklich, als ich Ihr Telegramm erhielt; ich war vollständig außer Rand und Band. Sie mögen ermessen, ob ich mich jetzt irgendwie besser befinde.“

Valentin stöhnte schwer athmend, als ob seine Wunde ihn heftiger schmerze. „Die Zusage gebrochen! Unser Wort gebrochen!“ flüsterte er leise vor sich hin. Und dann fragte er lauter: „Und meine Schwester — meine Schwester?“

„Ihre Schwester ist in hohem Grade unglücklich; sie hat eingewilligt, mich aufzugeben. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich weiß nicht, was sie mit ihr gemacht haben; es muß etwas sehr Schlimmes gewesen sein. — Um ihr gerecht werden zu können, müssen Sie das wissen. Ja, sie haben ihr herbes Leid zugefügt. Ich hab’ sie nicht allein gesehen, sondern nur in ihrer Gegenwart! Wir hatten gestern Morgen eine Unterredung; sie haben’s mir in geraden dürren Worten herausgesagt; sie sagten mir, ich solle mich um meine Geschäfte kümmern. Es hat mir bitterweh gethan. Ich bin empört, erzürnt; ich bin krank.“

Valentin lag stieren Blickes auf seinem Lager; in seinen Augen glänzte lebhafteres Feuer, seine Lippen waren geöffnet, ohne daß ein Laut aus ihnen drang, und eine leichte Röthe schimmerte auf seinen fahlen Wangen. Newman hatte nie zuvor so viele Worte im Klage-ton gesprochen; jetzt aber,

wo er seinem übergroßen Herzeleid vor Valentin Ausdruck verlieh, empfand er ein Gefühl, als lasse er seine Klagen ertönen in Gegenwart der Allgewalt, zu welcher die Menschen in Angst und Bedrängniß flehen; wie eine Art geistlichen Privilegiums empfand er es, seinen gerechten Groll und Unwillen ausströmen zu lassen.

„Und Claire,“ — sagte Bellegarde, — „Claire? Sie hat Sie aufgegeben?“

„Ich kann es wahrlich nicht glauben,“ erwiderte Newman.

„Nein, glauben Sie es nicht, glauben Sie es nicht! Sie will bloß Zeit gewinnen; verzeihen Sie es ihr!“

„Sie thut mir leid — unendlich leid,“ sagte Newman.

„Arme Claire!“ flüsterte Valentin. „Aber Urbain — aber meine Mutter —“ und hier hielt er wieder inne. „Sie haben sie gesehen, haben sie gesprochen, meine Mutter, meinen Bruder. Und Sie sagen, sie hätten Sie abgewiesen? — von Angesicht zu Angesicht abgewiesen?“

„Von Angesicht zu Angesicht. Sie waren überaus deutlich und bestimmt.“

„Was haben sie gesagt?“

„Daß sie einen ‚Geschäftsmann‘ um sich zu sehen nicht ertragen könnten.“

Valentin streckte seine Hand aus und legte sie auf Newman's Arm. „Und was ihr Versprechen betrifft — ihre Verpflichtung, die sie Ihnen gegenüber eingegangen haben?“

„Darin machten sie eine Unterscheidung: sie sagten, sie brauchten ihr Versprechen nur so lange zu halten, bis mir Frau von Cintré ihr Jawort gegeben.“

Valentin stierte eine Zeitlang vor sich hin, und die Röthe schwand aus seinen Wangen. „O, sagen Sie mir nichts mehr — kein Wort mehr!“ stieß er endlich mühsam hervor. „Ich schäme mich!“

„Sie? Valentin? — Sie sind ein Ehrenmann bis in die kleinste Faser Ihres Herzens!“ antwortete ihm Newman in schlichtem Tone.

Valentin stöhnte und wandte seinen Kopf weg. Eine Zeitlang wurde zwischen den beiden Männern kein Wort gewechselt. Dann drehte sich Valentin wieder zu Newman und fand Kraft genug, um dessen Arm zu drücken. „Es ist traurig, sehr — traurig. Wenn meine Verwandten — wenn meine Race so weit gekommen ist, so ist's Zeit für mich, daß ich gehe. An meine Schwester glaube ich; sie wird ihre Handlungsweise erklären. Lassen Sie ihr Zeit. Wenn sie 's nicht kann — wenn sie's nicht im Stande ist, so — vergeben Sie ihr. Sie hat viel und schwer gelitten. Für die zwei Anderen aber ist es erbärmlich — sehr erbärmlich. Sie nehmen es sehr ernst auf? O 's ist eine Schmach, Ihnen etwas dergleichen zu sagen.“ Er schloß hierauf wieder seine Augen und wieder trat eine Pause des Schweigens ein. Newman fühlte fast eine Art Schen; er hatte einen weit ernstern Geist wachgerufen, als er erwartet. Dann heftete Valentin wieder

einen Blick auf ihn, und zog dann seine Hand von Newman's Arme zurück. „Ich bitte Sie um Verzeihung,“ begann er, — „verstehen Sie wohl? — hier auf meinem Todtenbette — um Verzeihung für meine Mutter, meinen Bruder — für das alte Haus der Bellegardes. Voilà!“ setzte er weich hinzu.

Newman ergriff statt aller Antwort auf diese Worte die Hand des Sterbenden und drückte sie warm und herzlich; eine ganze Welt von Freundschaft und Innigkeit lag in diesem Drucke. Valentin verharrte nun in ruhiger, schweigsamer Haltung, und nach Verlauf einer weitem halben Stunde trat der Arzt leise in das Zimmer. Hinter ihm, in der halb offenen Thüre, erblickte Newman die beiden neugierig fragenden Gesichter der Herren de Grosjoux und Ledaux. Der Arzt legte seine Hand auf Valentin's Handgelenk und blickte ihn aufmerksam an. Er gab ein Zeichen und die beiden Herren traten herein. Herr Ledaux hatte vorher einer dritten Person, die draußen vor der Thüre stand, einen Wink gegeben. Dies war der Geistliche, der in seiner Hand einen Newman unbekannten Gegenstand trug, welcher mit einer weißen Serviette verhüllt war. Der Herr Pfarrer war eine gedrungene, runde Gestalt mit einem stark gerötheten Gesicht; er schritt, sein kleines schwarzes Kämpchen vor Newman lüftend, vor, und stellte seine Bürde auf den Tisch; dann ließ er sich in den besten Armsessel, der im Zimmer stand, nieder und faltete die Hände über seinem wohlgenährten Bäuchlein.

Die beiden anderen Herren hatten Blicke ausgetauscht, welche ihrer einmüthigen Ansicht, daß sie gerade zur rechten Zeit eingetreten seien, Ausdruck gaben. Eine lange Zeit hindurch blieb jedoch Valentin regungslos und ohne ein Wort zu sprechen. Newman hatte den Eindruck und blieb auch später bei dieser Ansicht — daß der Herr Pfarrer ein Schläschen zu machen begonnen habe. Endlich rief Valentin plötzlich in abgebrochenen Lauten Newman's Namen. Sein Freund trat zu ihm hin und Valentin sagte auf Französisch zu ihm: „Sie sind nicht allein. Ich wünsche, allein mit Ihnen zu sprechen.“ Newman blickte auf den Arzt und der Arzt blickte auf den Pfarrer, der wiederum diesen anschaute; und dann zuckten beide, der Arzt und der Pfarrer, die Achseln. „Allein — auf fünf Minuten allein — mit Ihnen — Newman,“ wiederholte Valentin. „Die anderen — Herren — mögen uns — bitte — allein lassen.“

Der Pfarrer nahm seine Bürde wieder auf und schritt voran, gefolgt von den übrigen drei Herren. Newman schloß die Thüre hinter ihnen ab und trat an Valentin's Bett zurück. Bellegarde hatte alles dies mit fieberischer Ungeduld beobachtet.

„Es ist sehr schlimm — schrecklich schlimm,“ begann er, nachdem sich Newman dicht an seine Seite gesetzt hatte. „Je mehr ich darüber nachdenke, — desto schlimmer, — desto erbärmlicher erscheint es.“

„O ich beschwöre Sie, denken Sie nicht darüber nach!“ rief Newman.

Valentin aber, ohne seiner Worte zu achten, fuhr fort.
 „Und wenn sie es auch wieder gut zu machen suchen sollten —
 die Schmach — die Niederträchtigkeit — bleibt — bleibt haften!“

„O sie werden nichts zurücknehmen!“ sagte Newman.

„Nun denn, Sie können sie — zwingen, daß sie es
 — thun.“

„Sie zwingen?“

„Ich kann Ihnen etwas sagen — ein großes — ein
 ungeheures Geheimniß. Sie können es gegen sie anwenden
 — sie schrecken — sie zwingen.“

„Ein Geheimniß!“ wiederholte Newman. Der Gedanke, daß Valentin auf seinem Todtenbette ihm ein „ungeheures Geheimniß“ anvertrauen wollte, verursachte ihm im ersten Augenblick Widerwillen und veranlaßte ihn zurückzutreten. Es erschien ihm als ein unerlaubter Weg, zur Kenntniß unbekannter Dinge zu gelangen, und hatte in seinen Augen sogar eine unbestimmte Ähnlichkeit mit dem Horchen an einem Schlüßelloch. Dann aber mit einem Mal erlangte der Gedanke, Frau von Bellegarde und ihren Sohn zu „zwingen“, einen bitteren Reiz für ihn, und Newman neigte sein Haupt dichter an Valentin's Lippen. Ein paar Augenblicke sprach jedoch der Sterbende nichts mehr. Er lag still da und blickte seinen Freund nur an mit seinen brennenden, weit geöffneten, unruhigen Augen, und Newman fing an zu glauben, daß sein armer Freund im Delirium gesprochen hätte. Endlich aber flüsterte dieser:

„Es ist etwas geschehen — etwas in Fleurières geschehen. Ein Frevel ist geschehen. Mein Vater — es ist ihm etwas zugestoßen. Ich weiß nicht, was; ich — habe mich — geschämt — gefürchtet, es zu erfahren. Aber — das weiß ich, daß etwas — geschehen ist. Meine — Mutter weiß es, — Urbain weiß es.“

„Ihrem Vater — etwas zugestoßen?“ fragte Newman dringend.

Valentin blickte ihn an, mit noch weiter geöffneten Augen. „Er ist nicht — gesund geworden.“

„Gesund geworden — von was?“ fragte Newman.

Die heftige Anstrengung aber, welche Valentin sich auferlegt hatte, erstlich um sich zum Aussprechen dieser Worte überhaupt zu entschließen und dann sie wirklich auszusprechen, schien den letzten Rest seiner Kräfte verzehrt zu haben. Er versank wieder in stilles, tiefes Schweigen, und Newman saß, ihn beobachtend, neben seinem Lager. „Haben Sie — verstanden?“ fing der Kranke plötzlich wieder an, und seine Accente wurden matter und matter. „In — Fleurières. Sie können's — erforschen. Mrs. Bread — weiß — es. Sagen Sie ihr — daß ich Sie — bat, sie — zu fragen. Dann — sagen sie's — jenen Zwei, und sehen Sie — zu. Es mag — Ihnen helfen, und wenn nicht, — sagen Sie's — Jeder — mann. Es — wird — es — wird“ — und hier sank Valentin's Stimme zu einem lispelnden Hauche, „es wird — — Sie — — rächen!“

Diese letzten Worte erstarben in einem lang anhaltenden schwachen Stöhnen. Newman richtete sich auf, tief erschüttert; er wußte nicht, ob, noch was er sprechen sollte; mit wilden, ungestümen Schlägen pochte das Herz ihm in der Brust. „Ich dank' Ihnen,“ sagte er schließlich, sich über Valentin hinneigend. „Ich bin Ihnen sehr verbunden.“ Der Sterbende aber schien ihn nicht zu hören; er blieb ruhig liegen, ohne ein Glied zu zucken, und sein Schweigen währte fort. Endlich schritt Newman zur Thüre hin und öffnete diese. Der Herr Pfarrer trat wieder herein, das heilige Geräth noch immer in seiner Hand, und die drei Herren und Valentin's Diener folgten ihm einzeln. Es sah fast aus wie eine Procession.

XX.

Valentin de Bellegarde starb, ruhig und friedlich, gerade als die kalte, bleiche Märzdämmerung die Gesichter der kleinen Freundeschaar, die um sein Lager stand, mit fahlem Scheine zu umziehen begann.

Eine Stunde darauf verließ Newman das Gasthaus und fuhr nach Genf; begreiflicherweise konnte es nicht in seinem Willen liegen, bei der Ankunft der Frau von Bellegarde und ihres Erstgeborenen gegenwärtig zu sein. In Genf blieb er für den Augenblick. Er kam sich vor wie Jemand, der einen schweren Fall gethan und nun das dringende Bedürfniß hat, still zu sitzen und seine davongetragenen Wunden und Schäden zu zählen.

Ohne Zögern schrieb er an Frau von Cintré, erzählte ihr — mit gewissen Ausnahmen — die Einzelumstände von ihres Bruders Tode, und bat sie, ihm den ehestmöglichen Moment zu bezeichnen, an welchem er sie sehen und sprechen zu können hoffen dürfe. Herr Vedaux hatte ihm erzählt, er habe Grund zu der Annahme, daß Valentin's letzter Wille (der junge Graf von Bellegarde hatte nämlich über gar viele persönliche Besitzstücke eleganter Art zu verfügen und deßhalb ein

Testament gemacht), eine Bestimmung enthalte, wonach seine sterbliche Hülle neben der Grabstätte seines Vaters auf dem Kirchhofe von Fleurières zur ewigen Ruhe zu bestatten wäre. Newman beschloß bei sich, daß die Beschaffenheit seiner eigenen Beziehungen zu der Familie des Verstorbenen ihn nicht der Genugthuung berauben sollte, dem gutherzigsten Kameraden auf der Welt die letzten irdischen Ehren mit erzeigt zu haben. Er bedachte, daß Valentin's Freundschaft älteren Datums war als Urbain's Feindschaft, und daß es bei einem Begräbniß leicht wäre, unbeachtet zu bleiben. Die Antwort, welche er von Frau von Cintré auf seinen Brief erhielt, setzte ihn in den Stand, seine Ankunft in Fleurières dem Zeitpunkt des Begräbnisses anzupassen. Diese Antwort war sehr kurz; sie lautete folgendermaßen:

„Meinen Dank für Ihren Brief und dafür, daß Sie „Valentin in seiner Todesstunde nahe waren. Ich bin nicht „im Stande, dem Schmerze Worte zu leihen der mich erfüllt, „wenn ich denke, daß ich nicht bei ihm sein konnte.

„Sie wiederzusehen, wird nichts als Herzenspein für „mich sein; es ist deßhalb nicht nothwendig, auf — wie Sie „sagen — fröhlichere Tage zu warten. Es ist jetzt Alles Eins; „und fröhliche Tage wird es für mich nicht wieder geben. „Kommen Sie, wann Sie wollen; nur lassen Sie mich's vor- „her wissen. Mein armer Bruder wird hier am Freitag be- „erdigt werden; meine Familie bleibt hier.

G. de G.“

Sobald Newman diesen Brief erhalten, reiste er ohne Verzug nach Paris ab und eilte von dort weiter nach Poitiers. Diese Reise führte ihn weit hinab nach Süden, mitten durch die „ewig grüne,“ üppige Touraine und über die in silberschimmerndem Bände weithin sichtbare Loire, nach einem Lande, wo ihm der frühe Lenz mit immer größerer Lieblichkeit entgegen trat, je weiter ihn sein Weg in demselben führte. Noch nie in seinem Leben aber hatte er eine Reise gemacht, auf der er Land und Leute weniger bemerkte und beobachtete. In Poitiers angelangt, übernachtete er in einem der dortigen Gasthöfe und fuhr am folgenden Morgen in wenigen Stunden nach dem Dorfe Fleurières hinüber. Hier indeß vermochte er, wenngleich all' seine Gedanken von den Ereignissen der jüngsten Tage sowohl wie von dem doppelten Zwecke, der ihn hierher geführt, in Anspruch genommen waren, dennoch nicht des großartigen Eindruckes sich zu erwehren, den die malerisch=liebliche Lage der kleinen Ortschaft auf sein Gemüth machte. Fleurières war, was die Franzosen un petit bourg, einen kleinen Marktflecken, nennen, und lag am Fuße einer Art großer Erd=Erhöhung, auf deren Kuppe die zerbröckelnden Ruinen eines feudalen Schlosses standen. Viel von dem zähen Bau=Material des letzteren, sowie von der den Hügel entlang hinabgeführten Mauer, welche ursprünglich den Zweck gehabt hatte, die zusammengedrängten Baulichkeiten schützend zu umschließen, war jetzt zu wesentlichen Beständen der Dorfschaft verwendet worden. So war

beispielsweise die Kirche des Dorfes nichts weiter als die vormalige Schloß-Capelle, deren Frontseite nach dem grasbestandnen Schloßhofs sah, welcher letztere indessen genugsam breit und weit war, um in seiner vom Eingang entlegensten Ecke Platz für einen kleinen Todtenacker zu gewähren. An diesem Orte des Friedens und der Ruhe schienen sogar die zu Häupten der Gräber stehenden Denksteine, wie sie sich schräge in das Gras hernieder senkten, in festem Schlummer befangen zu sein; der geduldige Ellbogen der Wallmauer, in dessen Winkel der Friedhof lag, umfaßte sie schützend im Rücken, während sich gen vorne, in ihrem Angesicht, tief unter ihren moosigen Lidern, weithin die grünen Flächen und blauen Fernen in's Land hinaus erstreckten.

Der Weg zur Kirche hügelaufrwärts war für Fuhrwerke nicht passirbar. Landleute standen auf ihm, rechts und links, zwei, drei Reihen tief, um sich die alte Frau von Bellegarde anzusehen, die langsam, auf ihres ältern Sohnes Arm gestützt, hinter dem Sarge des jüngern den Hügel hinaufstieg. Newman wollte unbemerkt bleiben und schloß sich deshalb dem großen Zuge der gewöhnlichen Leidtragenden an, die er leise ‚die gnädige Frau Gräfin‘ murmeln hörte, als eine hohe, schwarzverschleierte Gestalt an ihm vorüberschritt. Er trat in die düstre kleine Kirche, während der Gottesdienst verrichtet wurde; an der unheimlichen Todtengruft aber wandte er sich rasch um, trat aus der Kirche und schritt den Hügel

hinunter. Er fuhr nach Poitiers zurück, verlebte daselbst zwei Tage, in denen bald geduldiges Harren, bald ungeduldiges Wünschen und Hoffen die Oberhand in seinem Gemüthe gewann. Am dritten Tage sandte er Frau von Cintré ein Billet, in welchem er ihr meldete, daß er im Laufe des Nachmittags sie besuchen werde, und machte sich demgemäß nochmals auf den Weg nach Fleurières. Seinen Wagen ließ er in dem Gasthause an der Hauptstraße der Ortschaft stehen und folgte den schlichten Weisungen, die ihm zur Auffindung des Schlosses gegeben wurden.

„Gerade dort drüben liegt das Schloß,“ hatte der Gastwirth auf seine Frage zur Antwort gegeben und bei diesen Worten hinüber über die auf der andern Seite der Straße stehenden Häuser nach den Wipfeln der Bäume im Parke ge-
deutet. Newman folgte dem ersten, die Häuserreihe drüben durchschneidenden Wege, — der mit baufälligen alten Hütten bestanden war, — und wenige Augenblicke nachher sah er die spitzigen Dächer der Thürme vor sich. Nach ein paar weiteren Schritten fand er sich vor einem ungeheuren rostigen Eisenthore, das geschlossen war; hier blieb er einen Moment lang stehen und blickte durch die Gitterstäbe. Das Schloß stand nahe bei der Straße; dies war zu gleicher Zeit sein Verdienst und sein Mangel. Der Anblick jedoch, den es gewährte, war außerordentlich eindrucksvoll. Newman ersah später aus einem „Führer durch die Provinz“, daß es aus der Zeit Heinrich's IV. herstammte. Es bot der weiten, mit Steinfliesen

V. II .VV.

II 'AA' II 'AA' II 'A

V. II .VV. II .VV. II .V

belegten Fläche, die vor ihm lag und mit verfallenen Wirthschaftsgebäuden bestanden war, eine immense Fagade von dunklem, im Laufe der Jahre schwarz und fleckig gewordnem Backsteinwerk; seine Flanken bildeten zwei Flügelbauten, deren jeder in einem kleinen, mit phantastischem Dache versehenen Pavillon holländischen Styls seinen Abschluß fand. Zwei weitere Thürme erhoben sich in seiner hinteren Hälfte, und hinter diesen leuchtete in mattem Grün ein dichter Wald von Ulmen und Buchen. Die Hauptzierde des schönen landschaftlichen Bildes aber war ein breiter Fluß, der mit seinen grünen Wassern die Grundsteine des Schlosses bespülte. Das Gebäude erhob sich auf einem durch die freisenden Wellen gebildeten Eilande, so daß hierdurch der Fluß zu einem natürlichen Wassergraben für das Schloß wurde, über welchen eine zwei-bogige, der Brustwehr ermangelnde Brücke gespannt war. Die plumpen Ziegelmauern, die hier und dort eine große weite Krümmung machten, die häßlichen kleinen Kuppeln der Seitenflügel, die tief in der Mauer liegenden Fenster, die langen, steifen Zinnen mit ihrem moosigen Schiefer, alles spiegelte sich wider in den ruhig fließenden Wassern.

Newman läutete an der Pforte und war beinahe erschreckt über den Klang, mit welchem ihm eine mächtige, rostbedeckte Glocke über seinem Haupte antwortete. Ein altes Weib trat aus dem Pfortnerhause und öffnete das knarrende Thor gerade weit genug, daß er eintreten konnte, und er schritt nun über den schmucklosen fahlen Hofraum und über

die kleinen geborstenen weißen Quadern des gepflasterten Fußwegs am Graben.

An der Thüre des Schloßgebäudes mußte er ein paar Augenblicke warten, wodurch er Gelegenheit zu der Wahrnehmung fand, daß Fleurières nicht ‚in Stand‘ gehalten wurde, und, genau betrachtet, ein trauriger eintöniger Wohnsitz sei. „Es sieht gerade so aus,“ — dachte Newman bei sich, und wir müssen die Verantwortlichkeit für das Zutreffen der Vergleichen ihm überlassen — „wie ein chinesisches Büsserhaus.“ Endlich wurde die Thüre durch einen Diener geöffnet, den Newman in der Rue de l’Université gesehen zu haben sich erinnerte. Des Mannes theilnamloses schläfriges Antlitz hellte sich auf, als er unseres Helden ansichtig wurde; denn Newman genoß, aus schwer zu bestimmenden Gründen, das Vertrauen der Livrée-Bedienten. Der Lafai ging voran durch einen großen runden Vorraum, in dessen Mitte eine Pyramide von Topfgewächsen stand und aus welchem rund herum hohe Glasthüren führten — nach demjenigen Raume, der das vornehmste Empfangs- und Gesellschaftszimmer des Schloßes zu sein schien. Newman überschritt die Schwelle eines Gemaches von großartigen Dimensionen, welches im ersten Augenblick den Gedanken in ihm wachrief, als besuche er in der Eigenschaft eines wissensdurstigen Touristen, mit einem ‚Reiseführer‘ in der Hand und den auf ein Trinkgeld lauernden Cicerone hinter sich, das alterthümliche Schloß. Sobald jedoch der Diener, der ihn hierhergeleitet, mit der Be-

merkung, daß er der Frau Gräfin seinen Besuch melden wolle, sich zurückgezogen hatte und er allein stand in dem großen weiten Raume, wurde er rasch inne, daß derselbe, außer einem finsternen Plafond mit sonderbar geschnitztem Sparrwerk, einigen Vorhängen von zierlicher antiker Tapissierie-Arbeit und einem spiegelblank gebohten eichenen Fußboden, nur wenig Bemerkenswerthes enthielt. Einige Minuten lang wartete er, indem er sinnend auf und nieder schritt; dann bemerkte er, als er an dem einen Ende des Gemaches umkehrte, daß Frau von Cintré durch eine ziemlich entfernt von ihm gelegene Thüre hereingetreten war. Sie trug ein schwarzes Kleid und stand, den Blick auf ihn gerichtet, in ernster Haltung da. Da die ganze Länge des umfangreichen Zimmers zwischen ihnen lag, so blieb ihm Zeit, Frau von Cintré zu betrachten ehe sie in der Mitte des Gemachs einander gegenübertraten.

Er war bestürzt über die Veränderung, die sich in ihrer Erscheinung kundthat. Bleich, mit schwermüthigem Ausdruck um ihre Brauen, in einem Gewande, dessen klösterlich strenge Einfachheit sein Auge fremdartig berührte, hatte sie wenig mehr als die reinen keuschen Züge mit jener Frau gemein, deren strahlende Anmuth und Liebenswürdigkeit er bisher so grenzenlos bewundert hatte. Sie ließ ihre Augen auf den seinen ruhen und wehrte ihm nicht, ihre Hand zu ergreifen; aber ihr Blick war kalt und glanzlos wie das Licht des Mondes in einer trüben regnerischen Herbstnacht, und der Druck ihrer Hand war matt und ohne Leben, als habe ein vernichtender

Hauch, wie Todes-Ahnung eifig, diese jugendwarmen Pulse gestreift.

„Ich war bei Ihres Bruders Beerdigung zugegen,“ begann Newman das Gespräch. „Dann hab’ ich drei Tage gewartet. Aber länger warten konnte ich nicht.“

„Nichts kann verloren, nichts gewonnen werden durch Warten,“ entgegnete Frau von Cintré. „Aber es war sehr maßvoll von Ihnen, daß Sie warteten, bei dem bittern Unrecht das Ihnen geschehen ist.“

„Es freut mich, aus Ihrem Claire! ich kann nicht, Sie‘ sagen, es ist mir, als ginge mir das Beste verloren, was ich je gewonnen, mit diesem, Du‘ es freut mich, aus deinem Munde zu hören, daß mir Unrecht geschehen,“ sagte Newman, und seine Stimme, in welcher soeben noch ein tiefer Schmerz erklungen, hatte wieder jenen eigenthümlich humoristischen Accent angenommen, mit welcher er häufig Worte von tief-ernster Bedeutung aussprach.

„Brauche ich das erst zu sagen?“ fragte sie. „Ich glaube nicht, daß ich in meinem ganzen Leben je einer Person ernstliches Unrecht zugefügt habe, und wenn es je geschehen, so doch ganz gewiß nicht bewußtermaßen. Ihnen, Herr Newman, dem ich so Grausames zugefügt, kann ich als einzige Genugthuung, die ich zu geben vermag, die Worte zurufen: ‚Ich weiß es, ich fühle es, wie schwer ich mich an Ihnen vergangen!‘ Dies ist freilich eine kläglich geringe Genugthuung!“

„O! sie ist ein gewaltiger Schritt nach vorwärts!“

sagte Newman und ein hoffnungsvolles Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. Er schob einen Stuhl zu ihr heran und bot ihn ihr mit einem dringend bittenden Blicke. Mechanisch setzte sie sich nieder und er nahm neben ihr Platz; sein ruheloses, aufgeregtes Gemüth jedoch ließ ihn nicht sitzen, er sprang wieder auf und trat vor sie hin. Sie aber behielt ihren Sitz, gleich einem gemüthsirren Wesen, für das die Ruhelosigkeit etwas Vergangenes, Gewesenes, ein seltsam Bekanntes aus einer früheren, unklar schmerzhaften Zeit geworden ist.

„Ich sage: dadurch daß ich Sie jetzt sehe und spreche, ist nichts zu gewinnen,“ fuhr Frau von Cintré nach einer Weile fort, „und doch freut es mich unendlich, daß Sie gekommen sind. Jetzt kann ich Ihnen sagen, was ich empfinde. Es ist ein selbstsüchtiger Genuß, aber — es ist der letzte vielleicht, der mir zu Theil wird.“ Hier hielt sie inne, während ihre großen verschleierten Augen sich auf ihn hefteten. „Ich weiß wie schwer ich Sie getäuscht, wie bitter ich Sie beleidigt habe; ich weiß wie grausam und feige ich gewesen bin. Ich sehe es ebenso lebhaft wie Sie es sehen — ich fühl’ es, fühl’ es bis tief in das Innerste meines Herzens.“ Und sie faltete ihre Hände auseinander, die geschlossen in ihrem Schooße gelegen, erhob sie und ließ sie dann zu beiden Seiten ihres Körpers niederfallen. „Alles das, was Sie sich in Ihrer leidenschaftlichen Aufregung über mich gesagt haben mögen, ist nichts — nichts im Vergleiche zu dem, was ich mir selbst gesagt habe.“

„In meiner leidenschaftlichsten Aufregung,“ nahm Newman ihre Worte auf, „habe ich kein böses, hartes Wort über dich gesprochen. Das Allerschlimmste, was ich von dir bis jetzt gesagt habe, ist, daß du die liebenswürdigste der Frauen bist.“ Und ebenso plötzlich und unvermuthet, wie er vorhin aufgesprungen war, setzte er sich wieder ihr gegenüber nieder.

Ein jähes flüchtiges Roth schoß bei diesen Worten in ihre Wangen; aber selbst diese Röthe war matt und leblos. „Das sagen Sie, weil Sie denken, ich werde zurückkehren in die Welt, zurückkehren zu Ihnen. Aber das werde ich, das kann ich nicht thun. In dieser Hoffnung sind Sie hierher gekommen, ich weiß es; es thut mir leid, sehr leid um Sie. Es gibt kaum Etwas, das ich Ihretwegen nicht thun würde. So zu sprechen, nach dem, was ich gethan habe, erscheint einfach unverschämt; was aber kann ich thun, das nicht unverschämt erschiene? Sie kränken und dann Sie um Entschuldigung bitten — ist wahrlich leicht genug. Ich hätte Sie nicht kränken sollen.“ Sie hielt einen Augenblick inne, indem sie ihren ernstesten Blick auf ihn richtete und durch eine Geberde zu verstehen gab, daß er sie weiter sprechen lassen solle. „Ich hätte nie auf Ihre Worte hören sollen, von Anbeginn an nicht; das war mein Unrecht. Es konnte kein Heil, kein Segen daraus kommen. Ich hab’ es gefühlt, und habe dennoch auf Sie gehört; — das war Ihre Schuld: ich mochte Sie zu gern leiden; ich glaubte an Sie.“

„Und jetzt glaubst du nicht mehr an mich?“

„O, mehr als je. Aber jetzt kommt das nicht in Betracht. Ich habe ja mein Verhältniß zu Ihnen gelöst.“

Newman schlug sich mit der geballten Faust heftig auf das Kniee. „Warum? — warum? warum?“ rief er laut. „Nenne mir einen Grund — einen triftigen, anständigen Grund. Du bist kein Kind — bist nicht minderjährig — bist keine Blödsinnige. Du warst in keiner Weise verpflichtet mir den Laufpaß zu geben — einfach weil deine Mutter es so gewünscht hat. Ein solcher Grund ist deiner nicht würdig.“

„Ich weiß das; er ist meiner nicht würdig. Aber es ist der einzige Grund, den ich Ihnen angeben kann. Ja, wenn ich recht darüber sinne,“ sagte Frau von Cintré nach einer kurzen Pause, ihre Hände von sich streckend, „halten Sie mich für eine Blödsinnige — und vergessen Sie mich! Es wird so am einfachsten sein!“

Newman sprang auf und trat zur Seite; ein zermalmendes Bewußtsein, daß seine Sache verloren sei, fiel auf sein Gemüth nieder, und dennoch fühlte er sich nicht minder unfähig vom Kampfe abzustehen. Er schritt zu einem der großen Fenster hinüber und blickte hinaus auf den in steife Ufer eingedämmten Fluß und auf die formenstarren Gärten, die auf seinem andern Ufer lagen. Als er sich wieder in's Zimmer kehrte, hatte sich Frau von Cintré von ihrem Stuhle erhoben und stand in schweigsamer Ruhe wie eine Dulderin da.

„Du bist nicht offen gegen mich,“ sprach er bekümmert, „du bist nicht ehrlich. Anstatt dich eine Blödsinnige zu nennen, hättest du gewisse andere Leute sündhaft und straffällig nennen sollen. Deine Mutter sowohl wie dein Bruder haben sich falsch und grausam erwiesen; sie waren's gegen mich, und sind es — dessen bin ich überzeugt — auch gegen dich gewesen. Warum versuchst du es, diese beiden zu vertheidigen? zu schützen? warum opferst du mich ihnen? Ich bin nicht falsch; ich bin nicht grausam. Du weißt nicht, was du aufzugeben im Begriffe bist, ich kann und darf es dir sagen, daß — du es nicht weißt. Jene beiden jagen dich in Angst und Schrecken; sie spinnen ihr ränkevolles Netz um dich — und ich — ich —“ hier hielt er inne und streckte beide Hände ihr entgegen. Sie wandte sich um und wollte ihn verlassen. „Du sagtest mir an jenem Tage, daß du Furcht vor deiner Mutter habest,“ sagte er, während er ihr folgte. „Was hast du damit gemeint?“

Frau von Cintré schüttelte das Haupt. „Ja, ich erinnere mich; es hat mir nachträglich viel Kummer gemacht.“

„Du hattest Kummer, als sie sich dir nahte und dir die Daumenschrauben ansetzte. In des ewigen Gottes Namen, was ist's, womit sie dich im Zwange hält?“

„Nichts, nichts, wofür Sie Verständniß haben können. Und jetzt, wo ich unsere Beziehungen abgebrochen, jetzt darf ich nicht zu Ihnen Klage über sie führen.“

„Das ist ein falscher, grundfalscher Schluß!“ rief New-

man. „Im Gegentheil, nenne mir deine Beschwerde über sie. Sage mir offen und wahrheitsgetreu, wie es deine Pflicht ist, Alles was du auf dem Herzen hast, und ich will es mit dir, will es mit ihnen in so befriedigender Weise besprechen, daß du nicht von mir zu lassen brauchst.“

Frau von Cintré blickte ein paar Minuten lang starr vor sich nieder, und dann, ihre Augen zu ihm aufschlagend, sagte sie: „Daß eine Gute zum mindesten ist daraus entstanden: Sie haben mich richtiger beurtheilen gelernt. Sie hatten eine Meinung von mir, die sehr ehrend für mich war; ich weiß nicht, wie Sie zu ihr gekommen sind; aber sie ließ mir kein Schlupfloch — sie gewährte mir keine Gelegenheit, das gewöhnliche, schwache Weib zu sein, das ich bin. Es war meine Schuld nicht; ich habe Sie gewarnt von Anfang an. Aber ich hätte Sie mehr noch warnen sollen. Ich hätte Sie überzeugen sollen, daß es mein Verhängniß sein würde, Sie in allen Ihren Erwartungen und Wünschen zu täuschen. Dies zu thun aber war ich, ich gesteh' es beschämt, leider zu stolz. Sie sehen nun endlich ein, hoffe ich, auf was meine Ueberlegenheit, von der Sie so viel Ruhmens machen, hinausläuft!“ fuhr sie fort, ihre Stimme zu einem zitternden Tone erhebend, der Newman sogar an diesem Orte und in diesem Augenblicke ergreifend schön dünkte. „Ich bin zu stolz, um ehrlich, aber nicht zu stolz, um treulos zu sein. Ich bin zaghaft und kaltherzig und selbstsüchtig. Ich fürchte mich davor in schwierige schiefe Verhältnisse zu kommen.“

„Und du nennst eine Heirath mit mir ein schiefes Verhältniß?“ fragte Newman, sie anstarrend.

Frau von Cintré erröthete leicht und schien hierdurch sagen zu wollen, daß, wenn es unbescheiden wäre, seine Verzeihung in Worten anzuflehen, sie zum wenigsten auf solche Weise stumm ausdrücken wolle, daß es ihr vollkommen begreiflich sei, wenn er ihr Betragen verabscheuungswerth finde.

„Nicht die Heirath mit Ihnen — aber Alles was mit ihr in Zusammenhang steht: der Bruch mit meiner Familie, der Troß, den ich meiner Mutter entgegenstellen müßte, das Bestehen darauf, daß ich für mich allein glücklich sein soll — welches Recht habe denn ich, glücklich zu sein, wenn — wenn“ — und hier hielt sie inne.

„Wenn was?“ fragte Newman.

„Wenn Andere so namenlos unglücklich gewesen sind!“

„Welche Andere?“ fragte Newman wieder. „Was hast du mit irgend Jemand anderem zu thun, als mit mir? Uebrigens hast du es soeben ausgesprochen, daß dir Glück Bedürfniß ist, und daß du es finden würdest dadurch, daß du deiner Mutter gehorchtest. Du widersprichst dir selbst!“

„Ja, ich widerspreche mir selbst; das zeigt Ihnen, daß ich nicht einmal den gewöhnlichen Verstand besitze.“

„Du machst dich über mich lustig!“ rief Newman.

„Du verhöhnst mich!“

Sie blickte ihn eindringlich an und ein Beobachter würde geglaubt haben, daß sie sich in Gedanken selbst frage,

ob sie nicht rasch der beiderseitig so peinlichen Lage durch ein Geständniß, daß sie ihn wirklich verhöhne, ein Ende machen solle. „Nein, das thu' ich nicht,“ erwiderte sie matt.

„Zugegeben, du wärest nicht intelligent,“ fuhr Newman fort, „du wärest schwach und weichherzig, du wärest ein gewöhnliches Weib wie jedes andere, und nichts von alle dem, was ich an und in dir zu erblicken geglaubt, wäre wahr — das, was ich von dir verlange, ist nicht eine heroische Anstrengung, ist weiter nichts als ein sehr alltägliches Bemühen. Es sind der Umstände genug vorhanden, Umstände, die mit meiner Person gegeben sind und die ich beherrschen kann, — um dir dieses Bemühen sogar leicht zu machen. Die einfache Wahrheit ist aber, daß du nicht warm genug für mich fühlst, daß dich dein Herz nicht treibt, für mich einzutreten!“

„Mein Herz ist kalt,“ entgegnete Frau von Cintré, — „so kalt wie das Wasser jenes Flusses dort.“

Newman stieß heftig mit seinem Stocke auf den Boden und lachte laut und grimmig. „Gut! gut!“ rief er. „Du gehst viel zu weit — du schießest über das Ziel hinaus. In der ganzen weiten Gotteswelt gibt es kein Weib, das so schlecht und sündhaft wäre, wie du dich selber machen willst. Ich durchschaue dein Spiel; es ist so wie ich sage. Du verschwärzest dich, um Andere weißzubrennen. Du wünschest trotz alledem nicht im mindesten, von mir zu lassen; du hast mich gern — hast mich trotz Allem gern. Ich weiß es; du

hast's gezeigt und ich hab's empfunden. Und nun magst du dich so kaltherzig nennen, wie du nur willst! Die beiden haben dich in's Bockshorn gejagt, das sag' ich; haben dich gequält, gemartert. 's ist ein Frevel — und ich beharre dabei, dich vor den Ausschweifungen deines Edelsinns zu bewahren. Würdest du dir die Hand abhauen, wenn deine Mutter es begehrte?"

Frau von Cintré zeigte ein erschrecktes Aussehen. „Ich hab' an jenem Tag zu unbedacht, zu rücksichtslos gesprochen. Ich bin meine eigne Herrin, gesetzlich sowohl wie mit ihrer Billigung. Sie kann mir nichts thun, sie hat mir nichts gethan. Sie hat nie auf jene harten Worte angespielt, die ich über sie gebrauchte.“

„Sie hat dich sie fühlen lassen, — das möcht' ich beschwören!“ rief Newman.

„Mein Gewissen ist's, das mich sie hat fühlen lassen,“ entgegnete Frau von Cintré.

„Dein Gewissen scheint mir ein eigenthümlicher Mischmasch zu sein!“ rief Newman leidenschaftlich aus.

„Es war in großer Verwirrung und Bedrängniß,“ antwortete Frau von Cintré; „jetzt aber ist es völlig rein. Ich gebe Sie nicht auf um irgend eines irdischen Vortheiles oder irgend eines irdischen Glückes halber.“

„O, du gibst mich nicht auf um des Lord Deepmere willen, das weiß ich,“ entgegnete Newman. „Ich möchte einem derartigen Gedanken selbst nicht um dich zu necken,

Worte leihen. Aber das ist's, was deine Mutter, was dein Bruder wünschte, und deine Mutter hat's auf jenem hassenswerthen Balle, den sie gab — er hat mir seinerzeit gefallen, aber jetzt macht mich der bloße Gedanke daran rabiat — versucht, den Lord dazu zu bringen, daß er sich dir nähere.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte Frau von Cintré weich.

„Nicht Valentin. Ich hab' es selbst bemerkt. Ich hab' es errathen. Ich habe seinerzeit nicht gewußt, daß ich es beobachtete; aber es hatte sich meinem Gedächtniß fest eingeprägt. Und nachher hab' ich — du erinnerst dich — Lord Deepmere mit dir in dem Gewächshause getroffen. Du sagtest damals, daß du mir ein ander Mal sagen würdest, was er in jener Stunde zu dir gesprochen, erinnerst du dich?“

„Das war vor — vor diesem,“ erwiderte Frau von Cintré.

„Das kommt nicht in Betracht,“ sprach Newman weiter, „und übrigens, ich denk', ich weiß wie die ganze Geschichte zusammenhängt. Er ist ein ehrbarer kleiner Sohn Albion's. Er erzählte dir, was deine Mutter vorhabe — daß sie von ihm wünsche, er möge mir — da er kein ‚Geschäftsmann‘ ist — den Rang ablaufen, mich aus dem Sattel heben; daß sie, wenn er dir einen Antrag stelle, es auf sich nähme, dich herumzufrieden, daß du mich fallen ließeest. Herr Deepmere ist kein großes Geisteslicht; deßhalb hat sie's ihm auseinanderflauben müssen. Er sagte dir, daß du ihm ganz

colossal' gefallest, und daß er dich das sehr gern wissen lassen möchte; aber mit dieser Art von Hinterrücks-Manövern wolle er nichts zu thun haben, und dann kam er zu dir und schwatzte aus der Schule. Das war's, um was es sich gehandelt hat; nicht wahr? Und darauf hast du dann mir gesagt, als ich hinzutrat und dich fragte, — denkst du noch daran? — du fühltest dich vollkommen glücklich."

"Ich vermag nicht einzusehen, weshalb wir von Lord Deepmere sprechen sollten," erwiderte Frau von Cintré. "Nicht dieserhalb sind Sie hierher gekommen. Und was meine Mutter anbetrifft, so hat es wenig auf sich, was Sie von ihr argwöhnen und von ihr wissen. Sobald einmal mein Geist sich klar über eine Sache geworden, wie es in unserer Angelegenheit der Fall ist, sollte ich mich nicht mehr in Discussionen darüber einlassen. Und 's ist jetzt wirklich ganz verlorene Mühe. Wir müssen eben versuchen und Jeder für sich leben so gut es möglich ist. Ich glaube, Sie werden wieder glücklich werden, selbst wenn Sie auch bisweilen meiner denken. Wenn Sie das thun, so denken Sie — daß diese Trennung nicht leicht für mich war, und daß ich das Beste gethan habe, was in meinen Kräften stand. Ich habe mit so Manchem zu rechnen, das Ihnen nicht bekannt ist. Ich will damit sagen, ich habe gewisse Gedanken, gewisse Empfindungen. Ich muß handeln, wie mich diese zwingen — ich muß, ich muß. Sie würden mich sonst ruhelos umherjagen," rief sie mit heftiger Stimme, "sie würden mich tödten!"

„Ich weiß, welcher Natur deine Empfindungen sind: Aberglauben, nichts als Aberglauben! Du denkst bei dir, daß, wenn ich auch ein ganz ordentlicher Mensch bin, ich doch trotz alledem einmal Kaufmann war; du denkst, daß deiner Mutter Blicke das Gesetz und deines Bruders Worte das Evangelium sind, daß du und deine Familie untrennbar fest zusammenhängen, und daß, kraft der ewigwährenden Gesetze des Anstands und der Schicklichkeit, deine Mutter sowohl als dein Bruder berechtigt sind, in Alles, was du thust, sich einzumischen. Mein Blut kocht, wenn ich mir Alles das vergegenwärtige. Ja, ja, du hast Recht: das ist wirklich kalt und grausam. Und was ich hier fühle,“ — und Newman preßte seine Hand gegen das Herz und wurde poetischer, als er wußte — „was ich hier fühle, ist brennendes, sengendes Feuer!“

Ein Zuschauer, der weniger voreingenommen gewesen, als Frau von Cintré's verstörter Freier es war, würde unzweifelhaft vom ersten Moment an wahrgenommen haben, daß es dieser Dame bisher nur mit Aufbietung der heftigsten Anstrengung gelungen war, ihrem Wesen Ruhe und Gemessenheit zu wahren, und daß trotzdem die Fluth der ihr Gemüth durchwogenden Aufregung in wachsendem Steigen begriffen war. Bei den letzten Worten, die Newman sprach, brach sich ihr Gefühl gewaltsam Bahn, obgleich sie zuerst mit tiefer Stimme sprach aus Furcht, sich durch den Klang derselben zu verrathen. „Nein, ich habe nicht wahr gesprochen

— ich bin nicht kaltherzig! Ich glaube, daß wenn ich thue, was so schlecht zu sein scheint, es nicht bloße Schwäche und Falschheit ist. Herr Newman, es ist wie ein Gebot der Religion. Ich kann es Ihnen nicht sagen — ich kann's nicht! Es ist grausam von Ihnen, darauf zu bestehen. Ich seh' nicht ein, weshalb ich Sie nicht bitten sollte, mir zu glauben — und mich zu bedauern. Es ist wie ein Gebot der Religion. Es liegt ein Fluch auf diesem Hause; ich weiß nicht welcher — ich weiß nicht warum — fragen Sie mich nicht darnach! Wir alle müssen uns ihm beugen. Ich bin zu selbstsüchtig gewesen; ich hab' mich ihm entziehen wollen. Sie boten mir eine vortreffliche Gelegenheit — ganz abgesehen davon, daß ich Ihnen zugethan war. Es schien so gut, wenn ich mich in ganz andere Verhältnisse begeben, wenn ich brähe mit Familie, Herkunft und Vergangenheit, wenn ich fort, weit fort ginge, von den Stätten, an denen ich bisher gelebt. Und dann, ich fühlte Achtung für Sie, ich ehrte, ich schätzte Sie. Aber ich kann es nicht thun — es hat mich ereilt, das unfelige Verhängniß, das über unserem Hause schwebt, und hat mich zurückgeschleudert an meinen alten, mir zugewiesenen Platz.“ Ihre Selbstbeherrschung hatte sie jetzt vollständig verlassen, und ihre Worte wurden von anhaltendem Schluchzen unterbrochen. „Warum geschehen denn uns so fürchterliche Dinge — warum ist mein Bruder Valentin getödtet worden, wie ein wildes Thier, in seiner schönsten Jugend, in seiner Lebenslust und seinem Frohsinn, mit Allem, was wir so innig

an ihm liebten? Warum sind so manche Dinge hier, nach denen ich nicht fragen kann — die zu wissen ich mich fürchte? Warum sind Stellen hier, auf die ich nicht blicken, Klänge und Laute, die ich nicht hören kann? Warum ist's mir be-schieden, in einem so schweren, so schrecklichen Falle, wie dem vorliegenden, zu wählen, zu entscheiden? Mein Gemüth ist nicht stark genug zu solcher Wahl — ich bin nicht geschaffen zu energischer That, zu trotzigem Entgegentreten. Ich war geschaffen, um in einer ruhigen, natürlichen Weise glücklich zu sein. . .“ Bei diesen Worten stieß Newman ein sehr ausdrucksvolles Murren hervor; Frau von Cintré aber fuhr fort: „Ich war geschaffen, um gern und dankersfüllt das zu thun, was von mir erwartet wird. Meine Mutter ist jederzeit sehr gut gegen mich gewesen; das ist Alles, was ich sagen kann. Ich darf mir nicht ein Urtheil über sie erlauben; ich darf ihr Thun und Lassen nicht kritisiren. Wenn ich es thäte, so würde es auf mich zurückfallen. Ich kann nicht anders werden!“

„Nein,“ antwortete Newman mit herber Bitterkeit in seinem Tone; „aber ich — ich muß anders werden — ob ich auch darüber entzwei breche!“

„Sie sind anders wie ich. Sie sind ein Mann; Sie werden es überwinden. Ihnen stehen alle Arten von Tröstung und Zerstreuung zu Gebote. Sie sind geboren — sind erzogen und in der Lebensschule gestählt für Veränderungen mannichfachster Art. Ueberdies, überdies“ — und ihre Stimme

ward weich wie verhallender Glockenton — „werde ich Ihrer immer, immer gedenken.“

„Danach frage ich nichts!“ rief Newman. „Du bist grausam — entsetzlich grausam. Gott vergebe dir die Sünde! Du magst die besten Gründe, die edelsten Empfindungen in der Welt haben; das ändert Alles nichts an unserer Sache! Du bist ein Geheimniß für mich; ich kann es nicht verstehen, wie solche Härte mit solcher Lieblichkeit gepaart sein kann.“

Frau von Cintré heftete ihre thränenvollen Augen einen Moment lang auf ihn. „Sie glauben also, ich sei hart?“ fragte sie dann.

Newman erwiderte ihren Blick, und der ganze Himmel von Seligkeit, den er mit diesem Weibe gewonnen und — verloren hatte, trat lebendig vor seine Seele. „Du bist ein edles Wesen — vollkommen und jedes Mangels bar! Halte zu mir, Claire, bleibe die Meine!“ rief er laut und flehend.

„Natürlich bin ich hart,“ fuhr sie mit schmerzgedämpfter Stimme fort. „Sobald wir Kummer verursachen, sind wir hart, und können wir denn anders? Müssen wir nicht Schmerz und Kummer austreuen — verlangt es nicht die Welt so — die hassenswerthe, jammervolle Welt? Ah!“ — und sie seufzte schwer und lang, „ich kann nicht einmal sagen, daß ich mich damit freue, Sie gekannt zu haben — ob ich's gleich thue. Denn auch damit hab' ich ein Unrecht gegen Sie begangen und begehe ein neues, indem ich es Ihnen gestehe. Ich kann nichts sagen, was nicht grausam wäre. Darum

lassen Sie uns scheiden, lassen Sie uns diesen schmerzlichen Auftritt nicht verlängern. Leben Sie wohl! leben Sie herzlich wohl!" Und sie streckte ihm ihre Hand entgegen.

Newman stand und starrte auf ihre Hand, ohne dieselbe zu ergreifen; dann erhob er seine Augen zu ihrem Antlitz. Es war ihm, als müßte er Thränen der Wuth vergießen. „Was gedenkst du zu thun?" fragte er. „Wohin wirst du gehen?"

„Wo ich Niemandem mehr Kummer verursachen, nichts Böses mehr argwöhnen werde. Ich scheide aus der Welt."

„Aus der Welt?"

„Ich gehe in ein Kloster!"

„In ein Kloster!" Newman wiederholte diese Worte mit tiefster Bangigkeit; es war ihm, als hätte sie gesagt, sie ginge in ein Hospital. „In ein Kloster? — Du in ein Kloster?"

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich Sie nicht um eines irdischen Vortheils oder Genusses willen verlasse!"

Noch immer aber vermochte Newman es kaum zu fassen. „Du willst Nonne werden?" fragte er wieder, „willst dich in eine Zelle einsperren — dein Leben lang — im Büßergewand und weißem Schleier?"

„Ja, eine Nonne — eine Carmeliter-Nonne will ich werden," antwortete Frau von Cintré; „für all' mein zukünftiges Leben — so Gott will."

Der Gedanke trat zu plötzlich und unerwartet an New-

man heran, er erschien ihm zu schwarz und schrecklich, als daß er ihm hätte glauben können; er rief die gleiche Empfindung in ihm wach, als ob sie ihm gesagt hätte, daß sie ihr schönes Antlitz verstümmeln oder einen Trank nehmen wolle, der sie verrückt mache. Er schlug seine Hände heftig ineinander und ein nervöses Zittern flog über seinen ganzen Körper.

„Frau von Cintré! Claire! Geliebte! Thu' das nicht! thu' das nicht!“ rief er. „Ich fleh' dich an, auf meinen Knieen, wenn du so willst, fleh' ich dich an: thu' das nicht!“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, mit einer zärtlichen, mitleidsvollen, fast Zuversicht einflößenden Geberde. „Sie haben dafür kein Verständniß,“ sagte sie dann mit einem herzlichen Tone in ihrer Stimme. „Sie machen sich eine falsche Vorstellung davon. Es ist nichts Schreckliches; es ist nur Frieden und Sicherheit. Es führt Einen hinaus aus der Welt, wo solche Kümmernisse wie diese an den Besten, den Unschuldigsten der Menschen herantreten. Und für das ganze, ganze Leben — das ist der Segen, der große Segen eines solchen Schrittes. Dann können sie nicht wieder damit anfangen!“

Newman sank auf einen Sessel nieder und starrte sie an, während ein langes unarticulirtes Stöhnen sich seiner Brust entrang. Daß dieses prächtige Weib, in welchem er alle menschliche Anmuth und Lieblichkeit, alle häusliche Hoheit und Würde vereint erblickt hatte, sich von ihm wenden und

all' das frohe Glück, das er ihr bot — seine Person und seine Zukunft, sein Vermögen und seine Treue — von sich weisen sollte, um sich in ascetische Lumpen zu hüllen und in ein Kloster zu vergraben, das war eine geistverwirrende Combination des Unerbittlichen und des Possierlichen. Je lebhafter er sich das Bild vor seine Seele zu rufen bemühte, desto mehr schien das Possierliche dabei an Ausdehnung und Herrschaft zu gewinnen; ja, es gedieh soweit, daß es ihm die ganze Prüfung, der er unterworfen war, absurd erscheinen ließ. „Du — du eine Nonne!“ rief er aus; „du mit deiner Schönheit entstellt, verunziert — du hinter Gitter und Riegel! Nie, nie — wenn ich es zu hindern vermag!“ Und er sprang, während ein frampfhaftes Gelächter aus seinem Munde erscholl, mit einem heftigen Ruck auf seine Füße.

„Sie können es nicht verhindern!“ sagte Frau von Cintré; „und es sollte wohl — ein wenig — Ihnen Genugthuung gewähren. Meinen Sie denn, ich wünschte noch in der Welt zu leben neben Ihnen — und nicht — mit Ihnen? — Ich habe alle Voranstalten bereits getroffen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!“

Dieses Mal ergriff er ihre Hand und hielt sie mit beiden Händen umschlossen. „Auf ewig?“ fragte er. Ihre Lippen thaten sich auf in lautloser Bewegung und seine eigenen stießen eine leise, aber heftige Verwünschung aus. Sie schloß ihre Augen, als verursache es ihr Schmerz, jetzt einen solchen Laut zu hören; dann zog er sie an sich und preßte sie

an seine Brust. Er küßte ihr weißes Antlitz; einen Augenblick lang leistete sie Widerstand, den nächsten ließ sie ihn gewähren; dann befreite sie sich mit gewaltsamer Bewegung aus seinen sie umfassen haltenden Armen und eilte rasch davon über den weiten, glänzenden Zimmerboden. Im nächsten Augenblick hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen.

Newman schritt aus dem Zimmer, so gut er es vermochte.

XXI.

Von Poitiers, den Ramm des hohen Hügels entlang, um welchen die Stadt mit ihren dichten Häuserreihen sich hinzieht, führt ein hübscher, mit schönengewachsenen Bäumen beplanzter Spazierweg, der auf die fruchtbaren Gefilde hinunter sieht, in denen Britanniens Könige im Mittelalter ihr Besitzrecht in heißem Kampfe versochten und jahrelang siegreich behaupteten, nach dem auf der andern Seite des Hügels gelegenen romantischen Thale der Clain.

Newman wanderte den weitaus größten Theil des nächstfolgenden Tages auf dieser stillen, ruhigen Promenade hin und zurück und ließ seine Augen über die an historischen Momenten so überreiche Fernsicht schweifen; er wäre jedoch in keine geringe Verlegenheit gerathen, hätte er nachher Auskunft darüber geben sollen, ob die Gegend, die er überschaut, aus Kohlengruben oder Weinbergen bestanden habe. Sein Gemüth war die Beute eines maßlosen Kummer; und daß er immer und immerfort an denselben dachte und über ihn grübelte, war gewiß nicht dazu angethan, die Schwere seines Leidens zu verringern. Er fürchtete, daß Frau von Cintré unwiederbringlich für ihn verloren sei; und dennoch vermochte

er den Grund nicht recht zu fassen, warum er sie eigentlich aufgeben müsse. Es erschien ihm durchaus unmöglich, Fleurières und seinen Bewohnern den Rücken zu kehren; immer war es ihm, als müsse dort an irgend welchem Orte ein Keim zu Hoffnung oder Genugthuung verborgen liegen, der sicher zu Tage treten würde, wenn er nur seinen Arm weit genug ausstrecken könnte, um die ihn gefangen haltende harte Erde zu lockern. Es war gerade so, als hätte er seine Hand auf einem Thürknopfe und hielte diesen mit der geballten Faust umspannt: er hatte angepocht, gerufen, mit seinem mächtigen Knie gegen die Thüre gedrängt und sie mit aller ihm inne wohnenden Stärke gerüttelt und geschüttelt: — aber tiefes Grabes-schweigen war die Antwort gewesen. Und dennoch hielt ihn ein ungekanntes Etwas an dieser Thüre zurück — ließ seine Finger den Thürknopf fester und fester umklammern. Newman's Befriedigung war zu intensiv gewesen, sein ganzer Plan zu entschieden und gereift, seine Aussicht auf Glückseligkeit zu reich und umfassend, als daß dieses ganze heitere Gewebe, zu welchem Frohsinn, Muth und Geduld die Fäden geschlungen, auf einen Streich in nichts hätte zerfallen können. Das Gebäude seiner Hoffnungen und Wünsche erschien in seiner eigentlichsten Grundlage erschüttert, und dennoch fühlte er noch immer den hartnäckigen Wunsch, die Aufrechthaltung desselben zu versuchen. Er war von dem Bewußtsein erfüllt, daß ihm ein schwereres Unrecht zugefügt worden, als er jemals gekannt oder kennen zu lernen auch

nur für möglich gehalten hatte. Die ihm geschehene Beleidigung ruhig hinzunehmen und ohne einen Blick nach rückwärts das Weite zu suchen, war ein Uebermaß von Gutmüthigkeit, dessen er sich nicht fähig fand. Er blickte geflissentlich und beständig nach rückwärts, — und was er dort sah, vermochte seinen Zorn gewiß nicht zu lindern. Er sah sich selbst im Geiste, wie er wahrheitsvoll und edelherzig, freimüthig und geduldig seinen Beleidigern entgegengetreten war, wie er bei so Manchem ein Auge zugedrückt, so Manches, das ihn erbittert, ruhig eingesteckt und allezeit der denkbar größten Bescheidenheit sich befleißigt hatte. Wenn man sich in Demüthigungen aller Art geschickt, diese und jene Impertinenz hinuntergeschluckt und hier ein beleidigendes Fühlbarmachen von Gönnerschaft, dort eine nicht minder tactlose Bewirkelung durch wohlfeile Satire ertragen hat, — wenn man dies Alles willig mit in den Kauf genommen hat als eine der Bedingungen des abgeschlossenen Handels: sich dann sagen zu müssen, daß man es Alles umsonst gethan hat — : das gibt Einem gewiß das Recht, sich gegen eine solche Behandlung auf's Energischste aufzulehnen. Und gar noch deshalb den Laufpaß erhalten zu haben, weil er ein „Geschäftsmann“ war! Als ob er, seitdem er mit der Bellegarde'schen Familie in Berührung gekommen, jemals von Geschäftlichem gesprochen oder nur geträumt hätte, — als ob es ihm jemals in den Sinn gekommen wäre, auch nur das mindeste Aufheben von seinen geschäftlichen Erfolgen zu machen, —

als ob er nicht mit Freuden den ganzen „Geschäftsmann“ fünfzigmal am Tag fünfzig Klafter tief in den Boden versenkt hätte, wenn das um ein Haar breit die Wahrscheinlichkeit, daß ihm die Bellegardes keinen böswilligen Streich spielen würden, zu erhöhen vermocht hätte! Zugegeben aber, der Umstand, daß Jemand Geschäftsmann war oder gewesen war, hätte im Geringsten die Berechtigung implicirt, ihm dieserhalb einen böswilligen Streich zu spielen, wie wenig kannten dann diese Leute die also kategorisirte Classe von Menschen! wie wenig kannten sie die denselben eigenthümliche Gewohnheit, sich aus Nebensachen nichts zu machen und über Form=Bagatellen hinwegzuschreiten! Im Lichte der ihm zugefügten Kränkung erschien ihm nun mit einem Mal die Last dessen, was er so lange geduldig auf sich genommen, über alle Gebühr schwer; und doch war er die ganze Zeit über nicht eben sonderlich aufgebracht gewesen über alle diese kleinen Anfechtungen, die ihm wie ein schwacher, nichts sagender Dunst erschienen waren, so lange das wolkenlose Blau seiner in der Hauptsache ungetrübten Werbung um Frau von Cintré sie überragte. Jetzt aber faßte das Bewußtsein, beleidigt — beschimpft worden zu sein, tief in seinem Herzen Wurzel, es stand ihm immer und immer vor der Seele und fraß sich mit giftigem Zahne weiter; er empfand es bitter, daß er sich in der Lage eines guten Menschen befinde, dem eine herbe, einschneidende Kränkung widerfahren war.

Was das Verhalten von Frau von Cintré anbelangte,

so erfüllte ihn dasselbe mit einer Art von scheuer Furcht; und der Umstand, daß er sich unvermögend wußte, sowohl es zu verstehen, als das Wesen der ihm zu Grunde liegenden Motive zu empfinden, vermehrte nur die Macht, mit der er sich zu ihr hingezogen fühlte. Niemals hatte er sich die Thatsache, daß sie der katholischen Religion angehörte, kümmern lassen; Katholicismus war ihm nichts weiter als ein Name; und ein Mißtrauen gegen jene Form zu äußern, in der sich ihre religiösen Empfindungen gebildet hatten, wäre für seinen schlichten Sinn eine Art von anspruchsvoller Erheuchlung protestantischen Eifersinns gewesen. Wenn solch' liebe-liche zarte Blumen, wie diese, auf dem Boden des Katholicismus zu erblühen vermochten, so konnte dieser Boden nicht ungesund sein. Aber Katholikin oder Nonne war Zweierlei; und vollends gar Nonne werden unter seinen Augen! Es lag in der That etwas Kläglich-Romisches in der Art, wie Newman's durchaus neuzeitlicher Optimismus diesem düsternen, alt-weltlichen Auskunfts-mittel gegenüberstand. Ein Weib, das für ihn wie geschaffen war, das alle Eigenschaften besaß, um eine vortreffliche Mutter seiner Kinder zu werden, — ein solches Weib mittelst einer derartigen tragischen Travestie sich weggegaunert zu sehen, — das war ein tolles Wahngesichte, ein nächtliches Alpdrücken, eine Münchhausen-iade! Aber die Stunden enteilten, ohne daß er jäh erwacht wäre und sich hätte sagen dürfen, daß Alles Traum gewesen was er geschaut und erfahren; die Stunden

schlichen matt dahin und ließen ihm nichts zurück als die Nachempfindung des Ungefügiges, mit welchem er Frau von Cintré in seine Arme geschlossen hatte. Er durchlebte im Geiste noch einmal die ganze letzte Zusammenkunft mit ihr, er rief sich all' ihre Worte, all' ihre Blicke in's Gedächtniß zurück und versuchte, das Geheimnißvolle von ihnen abzustreifen und ihnen eine für ihn erträgliche Bedeutung zu unterlegen. Was hatte sie damit sagen wollen, daß die Empfindung, welche ihr gebiete, eine Art religiösen Gesetzes zu sein scheine? Keine andere Religion konnte in ihrer Lage in Betracht gekommen sein, als die Religion der Familiendisziplin, jene Religion, deren Hohepriesterin ihre unerbittliche Mutter, dieses kleine unheilvolle Weib war. Mochte auch Claire in ihrem großmüthigen Sinn die Sache verdrehen wie sie wollte, das Eine blieb sicher daß Gewalt gegen sie gebraucht worden war. In ihrer Hochherzigkeit hatte sie den Versuch gemacht, Mutter und Bruder zu schützen; aber die Galle stieg Newman bei dem Gedanken auf, daß diese beiden straflos ausgehen sollten.

Die vierundzwanzig Tagesstunden schleppten sich zu Ende, und am nächsten Morgen sprang Newman mit dem Entschlusse auf die Füße, nach Fleurières zurückzukehren und die Marquise de Bellegarde und ihren Sohn um eine neuerliche Unterredung zu ersuchen. Er verlor keine Minute Zeit, die Ausführung dieses Entschlusses zu verwirklichen. Während er rasch in der kleinen, im Gasthof zu Poitiers gemietheten

Kalesche über die treffliche Chaussée dahinrollte, holte er aus dem sichersten Plätzchen seines Geistes, in welchem er sie geborgen hielt, die letzte ihm von dem armen Valentin gegebene Information hervor. Valentin hatte zu ihm gesagt, daß sich damit etwas ausrichten lasse, und Newman meinte, es möchte gut sein dieselbe bei der Hand zu haben. Wohl war es heute nicht zum ersten Male, daß Newman ihr seine Aufmerksamkeit widmete. Was Valentin ihm gesagt, war gewissermaßen nur die Andeutung zu einer Information — war dunkel und verwirrend; Newman jedoch war weder hilflos, noch fürchtete er sich vor Tod oder Teufel. Valentin hatte augenscheinlich die Absicht gehabt, ihn in Besitz eines wirksamen Instrumentes zu setzen; doch hatte er freilich die Handhabe dazu nicht sehr sicher in Newman's Faust gedrückt. Wenn er ihm aber auch das Geheimniß nicht wirklich erzählt hatte, so hatte er ihm doch zum mindesten den Schlüssel dazu gegeben, — einen Schlüssel, dessen anderes Ende jene sonderbare alte Mrs. Bread in ihrer Hand hielt. Mrs. Bread hatte Newman immer so ausgesehen, als ob sie um Geheimnisse wüßte; und da er sich augenscheinlich ihrer Achtung zu erfreuen hatte, so muthmaßte er, daß sie geneigt sein dürfte ihn zum Mitwisser des Heimlichen, Unheimlichen, das ihr bekannt war, zu machen. So lange als Mrs. Bread die einzige Person blieb, bei der es Erkundigungen einzuholen galt, war ihm nicht bange. Bezüglich dessen was es in Erfahrung zu bringen galt, hatte er nur die einzige Furcht, —

daß es nicht schlimm genug sein möchte. Später aber, als das Bild der Marquise und ihres Sohnes wieder vor seinen Geist trat, wie sie Seite an Seite, die alte Frau mit ihrer Hand auf Urbain's Arm, und beide die nämliche kalte abstoßende Starrheit im Blicke, im Salon ihres Hauses in der Rue de l'Université ihm gegenüber gestanden — da rief er laut sich zu, daß diese seine Befürchtung jeder Basis entbehre: bei dem Geheimniß, das hier obwaltete, handelte es sich zum allermindesten um eine blutige That!

Mit einem Gefühl von beinahe übermüthiger Sicherheit kam er in Fleurières an; er war in logischem Gedankengange zu der beruhigenden Gewißheit gekommen, daß die hochgeborene Frau Marquise und ihr hochgeborener Herr Sohn angesichts seiner Drohung, das Geheimniß bloßzulegen, von ihrer Höhe — wie er die Sache in Gedanken bezeichnete — „niederrasseln würden wie zwei losgewundene Feuereimer.“ Es fiel ihm freilich dabei ein, daß er zu allererst dem Sachverhalt auf die Spur gehn und sich Gewißheit darüber verschaffen mußte, was eigentlich bloßzulegen war; war dies aber einmal geschehen, hatte er Gebrauch davon in obigem Sinne gemacht: warum sollte dann sein Glück nicht wieder so gut sein wie neu? Mutter und Sohn würden in ihrem Schrecken ihr schönes Opfer frei geben und Alles aufwenden, daß der Schleier des Geheimnisses nicht gelüftet werde; Frau von Cintre dagegen würde, wenn sie sich selbst überlassen, unzweifelhaft zu ihm zurückkehren. Nur eine Gelegenheit

brauchte ihr gegeben sein, und sie würde wieder auf die Oberfläche emporsteigen, zum vollen Lichte ihres lieblichen Wesens zurückkehren. Wie hätte sie ermangeln können zu bemerken, daß sein Haus bei weitem die angenehmste Art von Kloster sei?

Newman ließ, wie er es bei seiner ersten Reise nach Fleurières gethan hatte, seine Fahrgelegenheit im Gasthose an der Hauptstraße des Städtchens stehen und ging die kurze Strecke bis zum Schlosse hinüber zu Fuße. Als er aber vor dem Gitterthore stand, kam eine sonderbare Empfindung über ihn — eine Empfindung, die, so befremdlich dies auch erscheinen mag, in der unendlichen Güte seines Charakters ihren Ursprung hatte. Er blieb ein paar Augenblicke lang vor dem Thore stehen, blickte durch die Gitter hindurch auf die breite, von der Zeit geschwärzte Fassade des umfangreichen Bauwerks und fragte sich im Stillen, zu welchem Verbrechen wohl das düstere alte Haus mit seinem blumigen Namen schicklichen Anlaß geboten? Zu Härten und Leiden aller Art — sprach Newman bei sich selbst — hatte es vom ersten Tage seines Bestehens an bis heute Anlaß genug gegeben; es war ein trauriger, häßlicher Ort zu einer Wohnstätte. Dann kam plötzlich die Erwägung: — welch' erschrecklicher Rehricht-hausen von Missethat und Sünde war es, in welchem er rühren mußte! Die Inquisitor-Rolle, die zu spielen er im Begriffe stand, zeigte ihm ein häßlicheres Gesicht als ihm auf den ersten Blick geschehen hatte, und gleichzeitig mit

dieser Regung faßte Newman den Entschluß, daß die Bellegardes noch einmal eine Wartefrist haben sollten. Er wollte noch einmal in directer Weise an ihren Sinn für Rechtlichkeit appelliren und nicht an ihre Furcht; zeigten sie sich für vernünftige Gründe zugänglich, so brauchte er nichts Schlimmeres von ihnen zu wissen, als was er bereits wußte: war doch das schon schlimm genug.

Die Pförtnerin öffnete ihm wie bei seinem ersten Besuche, das eiserne Thor nur gerade weit genug, daß er hindurch schlüpfen konnte. Er schritt hierauf quer über den Hofraum und über die kleine Brücke, die über den Wassergraben führte. Die Thüre öffnete sich, noch ehe er sie erreicht hatte, und in ihr stand, als wollte eine höhere Hand durch diesen Hinweis auf das ihm zu Gebot stehende wirksame Geheimniß die mildere Gesinnung, welche bei ihm eingezogen war, verscheuchen, Mrs. Bread und erwartete ihn. Ihr Gesicht zeigte seinen gewöhnlichen leeren Ausdruck, der in Newman's Geiste stets die Erinnerung an den von der Meeresfluth glatt polirten Seesand wachrief, — und ihre dunklen Gewänder schienen von einem noch intensiveren Schwarz als früher zu sein. Newman hatte bereits die Wahrnehmung gemacht, daß hinter jenem sonderbaren Gepräge von Ausdruckslosigkeit auf ihrem Gesichte sich immer eine heftige Gemüthserregung barg, und darum fühlte er durchaus kein Erstaunen über die leichtverhüllte Lebhaftigkeit, mit der sie ihm die Frage zuflüsterte:

„Ich habe mir gedacht, daß Sie nicht so rasch die Flügel hängen lassen würden, mein Herr. Ich habe Sie erwartet.“

„Es freut mich, Sie zu sehen,“ sagte Newman; „ich bin überzeugt, daß Sie es gut mit mir meinen.“

Mrs. Bread blickte ihn mit trübem, bekümmertem Gesichte an. „Ich wünsche Ihnen alles Gute, mein Herr; aber wie die Dinge jetzt stehen, sind auch die besten Wünsche nutzlos.“

„So ist Ihnen bekannt, wie man mich behandelt hat?“

„O mein Herr!“ erwiderte Mrs. Bread mit einem Anfluge von Bitterkeit, „ich weiß Alles.“

Newman zögerte einen Augenblick. „Alles?“ fragte er dann.

Mrs. Bread sah ihn mit einem Blicke an, in welchem eine schmerzhafteste Energie aufzuckte. „Ich weiß mehr, als mir lieb ist, mein Herr.“

„Man kann niemals zu viel wissen. Ich beglückwünsche Sie dazu, daß Sie so viel errathen. Ich bin hierher gekommen, um Frau von Bellegarde und ihren Sohn zu sprechen,“ setzte Newman dann hinzu. „Sind die Herrschaften zu Haus? Wenn nicht, so werde ich warten.“

„Meine Herrin ist stets zu Haus,“ versetzte Mrs. Bread, „und der Marquis ist meistentheils bei ihr.“

„So sagen Sie ihnen gefälligst — dem Marquis oder seiner Mutter, oder beiden — daß ich hier bin und sie zu sprechen wünsche.“

Mrs. Bread blieb in zögernder Haltung stehen. „Darf ich mir die Freiheit nehmen eine Bemerkung zu machen, mein Herr?“

„Sie haben sich noch niemals eine Freiheit genommen, Mrs. Bread, ohne sie glänzend zu rechtfertigen,“ entgegnete Newman mit diplomatischer Höflichkeit.

Mrs. Bread senkte ihre runzeligen Augenlider, als wollte sie die Höflichkeit durch einen Knix erwidern; der Knix aber beschränkte sich auf diesen ersten Anfang zu einem solchen, — die Angelegenheit, um die es sich handelte, war zu ernster Natur. „Sie sind gekommen, um neuerdings mit ihnen zu verhandeln, mein Herr? Vielleicht ist Ihnen ein Umstand noch nicht bekannt, — daß nämlich die Gräfin diesen Morgen nach Paris zurückgekehrt ist?“

„Ah! sie ist fort!“ Und Newman machte seinem bittern Grolle Luft, indem er heftig mit seinem Stocke auf die Steinfliesen schlug.

„Sie ist geradezu in das Kloster gegangen — zu den Carmelitern, nennen sie's. Ich sehe, Sie wissen darum, mein Herr. Die Frau Marquise und ihr Sohn sind sehr aufgebracht darüber. Die Frau Gräfin hat ihnen erst in der leztvergangenen Nacht ihren Entschluß bekannt gegeben.“

„Ah! sie hat sie also damit überrumpelt?“ rief Newman. „Famos! Und die beiden sind wüthend darüber?“

„Erfreut sind sie nicht,“ antwortete Mrs. Bread. „Aber sie haben auch alle Ursache, diesen Schritt zu miß-

billigen. Ich höre, mein Herr, daß es das Traurigste sein soll, was es auf Erden gibt, unter die Carmeliterinnen zu gehen; von allen Nonnen der Christenheit sind die Carmeliter-Nonnen die schlimmsten. Ja, man kann sagen, mein Herr, daß sie in Wirklichkeit gar nicht mehr zu den Menschen gehören; sie zwingen einen, Alles — Alles hinter sich zu lassen — und für's ganze Leben. Mir ist's ein schrecklicher Gedanke, daß sie — die liebe gute Gräfin — dort ihr Leben beschließen soll! O, mein Herr! wenn Weinen meine Sache wäre, blutige Thränen müßte ich weinen!“

Newman sah sie eine Zeitlang scharf und forschend an. Dann sagte er: „Nicht weinen müssen wir, Mrs. Bread; wir müssen handeln. Bitte, melden Sie mich der Frau Marquise oder ihrem Sohne.“ Und er machte eine Bewegung, als wolle er weiter in's Haus hineintreten.

Mrs. Bread aber hielt ihn mit sanfter Geberde zurück. „Darf ich mir noch eine weitere Freiheit gestatten? Man hat mir gesagt, Sie seien bei meinem lieben theuren Herrn, dem Grafen Valentin, in seinen letzten Stunden gewesen. O, wenn Sie mir ein Wort über ihn sagen möchten! Der arme Graf war so gut wie mein eignes Kind, Herr! das erste Jahr seines Lebens ist er kaum von meinem Arm gekommen; ich hab' ihn sprechen lehren. Und der Graf sprach so gut, so schön, mein Herr! Er hatte immer ein freundliches Wort für seine arme alte Bread. Auch als er größer ward und seinem eignen Vergnügen nachging, bewahrte er mir immer eine

wohlwollende Gesinnung. Und nun muß der arme, arme Herr auf so fürchterliche Weise um sein junges Leben kommen! Man sagt, er habe mit einem Weinreisenden sich duellirt. Ich kann das nicht glauben, mein Herr! Und hat er großen Schmerz gelitten?"

"Sie sind eine kluge, freundliche alte Frau, Mrs. Bread," sprach Newman. "Ich hatte gehofft, Sie dereinst meine eigenen Kinder auf Ihren Armen herumtragen zu sehen. Nun vielleicht kommt es doch noch dazu!" Und er streckte ihr seine Hand entgegen. Mrs. Bread sah einen Moment lang auf seine offene Hand hernieder, und dann, als ob sie sich durch die Neuheit der Geberde angezogen fühle, streckte sie ihre eignen zarten Finger aus. Newman hielt ihre Hand energisch in der seinen und heftete seine Augen fest auf die alte Frau. "Sie begehren Alles zu wissen, was mit Valentin vorgegangen und wie er gestorben ist?"

"Es wird mir freilich bitteres Weh verursachen," erwiderte Mrs. Bread, "und dennoch wird es mich freuen."

"Ich kann Ihnen Alles erzählen, Mrs. Bread. Können Sie bisweilen diesen Ort verlassen?"

"Das Schloß, mein Herr? Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe es noch nie versucht."

"So versuchen Sie es jetzt; scheuen Sie vor nichts zurück, um es thun zu können! Versuchen Sie es heute Abend, sobald es dunkel wird. Kommen Sie zu mir in die alte Ruine dort am Hügel, in den Hofraum vor der Kirche. Ich werde

dort auf Sie warten. Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Eine Frau in Ihren Jahren kann thun und lassen, was in ihrem Belieben steht.“

Mrs. Bread blickte verwundert und mit weit geöffneten Lippen auf ihn. „Betrifft es den Grafen, mein Herr?“ fragte sie.

„Den Grafen,“ antwortete Newman, — „eine Kunde von seinem Todtenbett.“

„Ich werde kommen. Ich werde muthig sein dies eine Mal — um seinetwillen.“

Sie geleitete Newman in das große Empfangszimmer, mit welchem er schon vordem bekannt geworden, und zog sich zurück, um seine Weisungen auszuführen. Newman wartete eine lange Zeit; endlich aber verließ ihn die Geduld, und er stand im Begriffe zu schellen und sein Ansuchen zu wiederholen; er suchte eben, um sich blickend, nach einer Glocke, als er den Marquis, mit seiner Mutter am Arme, in das Gemach eintreten sah. Es beweist, welch' logischen Geist Newman besaß, daß er sich, als er der beiden ansichtig wurde, in voller Ueberzeugung, (die eine Folge von Valentin's dunklen Fingerzeigen war) die Erklärung gab, daß seine beiden Gegner ganz so aussahen, als schreckten sie in einem gegebenen Falle vor einer sündhaften That nicht zurück. „Es herrscht auch nicht im mindesten mehr Zweifel darüber,“ sprach er zu sich, als sie vorwärts traten. „Es sind ein Paar böse Rumpane; sie haben die Maske abgerissen.“ Soviel war gewiß: Frau

von Bellegarde und ihr Sohn trugen die Kennzeichen höchster Unruhe im Gesicht; sie sahen aus wie Leute, die eine schlaflose Nacht verbracht hatten. Und hier, wo sie sich einer Plage gegenüber sahen, deren sich entledigt zu haben sie zuversichtlich gehofft hatten, hier ließ sich nicht erwarten, daß sie Newman besonders freundliche Mienen zeigen würden. Newman stand vor ihnen, und beide sandten ihm aus ihren Augen Blicke zu — so drohend wie es ihnen dem jetzigen Momente angemessen erschien; es war Newman gerade, als habe sich plötzlich vor ihm eine Grabespforte aufgethan und als dringe ihm nun der feuchte Moderduft entgegen.

„Sie sehen, ich bin wiedergekehrt,“ begann Newman.

„Ich bin gekommen, um nochmals einen Versuch zu machen.“

„Es würde lächerlich sein,“ nahm der Marquis das Wort, „wollten wir behaupten, daß wir erfreut über Ihren Besuch sind, oder daß wir nicht die Angemessenheit Ihres Besuches in Frage gezogen haben — es will uns scheinen, als hätten Sie hierbei nicht viel Tact — —“

„O bitte, bitte! sprechen Sie nicht von Tact,“ schnitt Newman ihm mit einem Lachen das Wort ab, „oder wir dürften darauf zu sprechen kommen, wie viel Tact Sie denn eigentlich gezeigt haben! Seien Sie versichert, daß, wenn ich nach dem mir innewohnenden Tactgefühl gehandelt hätte, ich ganz gewiß nicht diesen Gang zu Ihnen gethan haben würde. Uebrigens will ich meine Sache so kurz machen, wie es Ihnen beliebt. Versprechen Sie mir, die Blockade aufzuheben

— Frau von Gintré frei zu geben — und ich will mich auf der Stelle zurückziehen.“

„Wir haben lange gezögert, ob wir Ihnen eine Unterredung gewähren sollten oder nicht,“ ergriff hier Frau von Bellegarde das Wort, „und waren schon entschlossen, Verzicht auf diese Ehre zu leisten. Aber es schien mir geboten, wie es immer unsererseits geschehen, auch diesmal die Höflichkeit zu wahren. Des Weitern lag mir sehr viel daran, Ihnen bekannt zu geben, daß Leute von unserer Denkungsart sich gewisser Schwachheiten wohl ein Mal, aber auch nur ein Mal schuldig machen können, Herr Newman! — merken Sie wohl, nur ein Mal!“

„Sie mögen wohl nur ein Mal Schwäche zeigen, Madame, Berwegenheit immer,“ erwiderte Newman. „Ich bin jedoch nicht hierher gekommen um lange Unterhaltungen zu führen. Der Zweck meines Hierherkommens ist einzig und allein, Ihnen Folgendes zu erklären: wofern Sie Ihrer Tochter unverzüglich schreiben, daß Sie Ihre Opposition gegen Claire's Verheirathung fallen lassen, so werde für das Uebrige ich Sorge tragen. Sie wünschen es selbst nicht, daß Ihre Tochter Nonne werde — Sie kennen all' die Schrecknisse, die solch' ein Schritt für die Aermste im Gefolge hat, besser als ich sie kenne. Sogar Ihren grauenerregenden ‚Geschäftsmann‘ heirathen, ist besser als das. Geben Sie mir einen Brief an sie, gezeichnet und versiegelt, in welchem Sie Ihr Verbot aufheben und ihr zu ihrer Heirath mit mir Ihren

Segen ertheilen, — und ich will ihn zu ihr in's Kloster bringen und sie dem Leben zurückgeben. Damit biete ich Ihnen nochmals die Hand zum Frieden — und zwar mit leichten Bedingungen für Sie.“

„Wir sehen die Sache mit anderen Augen an, das wissen Sie ja. Wir nennen dies sehr harte Bedingungen,“ entgegnete der Marquis. Alle drei waren sie straff und steif in der Mitte des Gemaches stehen geblieben. „Ich denke, meine Mutter wird Ihnen sagen,“ fuhr Urbain fort, „daß es ihr lieber ist, ihre Tochter wird Klosterschwester Katharine, als daß sie Frau Newman werde.“

Die Marquise aber stand mit den Ausdrücken einer unendlichen Erhabenheit in den Zügen ruhig da und überließ ihrem Sohn das Wortgefecht. Sie lächelte nur, beinahe süßlich, schüttelte das Haupt und wiederholte: „Ein Mal, Herr Newman, ein Mal, aber nicht wieder!“

Nichts von alledem, was Newman je bisher gesehen oder gehört hatte, flößte ihm solch' ein Gefühl von marmorner Härte ein, wie diese Bewegung der Marquise und die Worte, welche sie begleiteten.

„Wäre wohl etwas im Stande, einen Druck auf Sie auszuüben?“ fragte er mit scharfer Betonung, „ist Ihnen nicht etwas bekannt, wodurch Sie gezwungen werden könnten?“

„Für eine solche Sprache, mein Herr,“ rief der Marquis, „Personen gegenüber, die in Schmerz und Trauer um

den Verlust theurer Angehörigen sind, — für eine solche Sprache fehlt mir jede Bezeichnung!"

„In den meisten Fällen,“ antwortete Newman, „würde Ihr Einwurf einiges Gewicht haben, wenn gleich unter allen Umständen die Pläne, welche Frau von Cintré im jetzigen Augenblicke verfolgt, jede Minute kostbar erscheinen lassen. Aber ich habe das, was sich gegen meine Anwesenheit hier und in diesem Augenblicke sagen läßt, wohl bedacht und bin gleichwohl ohne jeden Scrupel hierher gekommen, lediglich weil ich dafür halte, daß Ihr Bruder und Sie so verschieden von einander sind wie Tag und Nacht. Auch nicht den leisesten Berührungspunkt finde ich zwischen Ihnen und ihm. Ihr Bruder — der sterbende Valentin — geschämt hat er sich Ihrer!! Auf dem Sterbebett, mit dem Tode ringend, bat mich der Arme, der Wackere um Verzeihung für Ihr — für seines Bruders — für seiner Mutter Benehmen!!“

Einen Moment lang war die Wirkung dieser Worte, wie wenn Newman einen körperlichen Schlag geführt hätte: eine flammende Röthe schoß Frau von Bellegarde und ihrem Sohne jäh in's Gesicht und ein Blick wurde zwischen ihnen gewechselt, der Newman wie das Zucken eines Dolches dünkte. Der Marquis stieß zwei Worte hervor, die Newman nur halb hörte, deren Eindruck aber auf ihn war, als vernehme er den Widerhall des Ausrufes: „Le misérable!“

„Sie zeigen wenig Achtung für die Lebenden,“ nahm Frau von Bellegarde hier das Wort, „aber achten Sie

wenigstens die Todten. Entweihen — beschimpfen Sie nicht das Andenken meines unschuldigen Sohnes.“

„Ich spreche die schlichte Wahrheit,“ entgegnete Newman mit Nachdruck, „und zwar habe ich einen Zweck dabei, sie auszusprechen. Ich wiederhole was ich gesagt, wiederhole es deutlich und bestimmt. Ihr Sohn ist im höchsten Grade empört gewesen. . . . Ihr Sohn hat mich um Verzeihung für seiner Mutter — für seines Bruders Verhalten gebeten.“

Urbain de Bellegarde zog die Stirn in unheilverkündende Falten, und Newman nahm an, daß diese finstere Miene dem verabscheuten Bilde des armen Valentin galt. In der plötzlichen Bestürzung, die durch Newman's Worte in ihm hervorgerufen worden, hatte die geringe Zuneigung, die sein Herz für seinen Bruder fühlte, einen Augenblick lang dem Gefühl der Verunglimpfung Raum gegeben.

Seine Mutter dagegen blieb unerschüttert, keine Muskel ihres marmornen Antlitzes zuckte und auch nicht einen Moment war der Eindruck, den Newman's Worte auf sie gemacht haben mußten, ersichtlich. „Sie sind gar gewaltig im Irrthum, mein Herr,“ sagte sie. „Mein Sohn war wohl hie und da leichten Sinnes; niemals aber hat er vergessen, was er sich und seinem Namen schuldig gewesen. Und im vollen Bewußtsein dieser seiner Pflicht ist er auch gestorben.“

„Sie haben ihn bloß nicht verstanden,“ meinte der Marquis, der sich langsam wieder sammelte. „Sie behaupten das Unmögliche!“

„O, ich denke nicht gern daran, daß Valentin mich Thretwegen um Verzeihung bat,“ erwiderte Newman. „Seine Worte waren mir weit mehr schmerzlich als erfreulich. Dieses erbärmliche Gewebe, das uns leider nochmals zusammenführt, war nicht sein Werk; er hat weder mich noch Andere je beleidigt. Er war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Aber es bekundet, wie er über diese Sache gedacht hat.“

„Wenn Sie zu beweisen wünschen, daß mein armer Bruder in seinen letzten Lebensstunden seiner Sinne vollständig beraubt gewesen, so haben wir hierauf einfach zu erwidern, daß dies unter den bei seinem Tode obwaltenden traurigen Umständen nur zu erklärlich und natürlich war. Aber bleiben Sie gefälligst bei den Thatfachen, wenn ich bitten darf!“

„Valentin hatte seine fünf Sinne vollständig beisammen,“ erwiderte Newman, und in seiner Stimme erklang eine, wenn auch noch immer höfliche, so doch bedrohliche Entschiedenheit; „ich hab’ ihn niemals in seinem Leben bei so klarem Geiste gesehen. Es war entsetzlich, Zeuge sein zu müssen, wie dieser kluge und fähige Mensch eines solchen Todes sterben mußte. Sie wissen, ich hatte Ihren Bruder sehr lieb. Und — sollte es der Beweise bedürfen, so stehen mir noch weitere Beweise für seine Geistesklarheit zu Gebote!“ schloß Newman.

Die Marquise raffte all’ ihre Geistesstärke zusammen

und richtete sich in majestätischer Haltung empor. „Das ist zu viel!“ rief sie. „Es ist unter unserer Würde, dergleichen aus Ihrem Munde anzuhören, mein Herr, — wir wollen von Ihnen und von Ihrem Erzähler-Talent nichts wissen! Urbain, öffne die Thür!“ Sie drehte sich, winkte befehlend ihrem Sohne und schritt raschen Schrittes die Länge des Zimmers hinab. Der Marquis begleitete sie und hielt die Flügel der Thür für sie geöffnet. Newman war in der Mitte des Gemaches stehen gelassen worden.

Er hob jetzt, als Zeichen für Herrn von Bellegarde, der die Thür hinter seiner Mutter schloß und in abwartender Haltung stehen blieb, die Finger empor. Langsam schritt Newman auf ihn zu, schweigsamer in diesem Augenblicke als das Grab. Jetzt standen die beiden Männer Angesicht zu Angesicht einander gegenüber. Da mit einem Male hatte Newman eine Empfindung eigener Art; es war ihm, als fließe das Gefühl seiner Kränkung beinahe in lustige Laune über. „Aber — hören Sie, Marquis!“ meinte er; „Sie gehen nicht eben säuberlich mit mir um; das zum mindesten müssen Sie einräumen!“

• Herr von Bellegarde maß ihn von Kopf bis Fuß und sagte dann mit einer Stimme, wie sie zarter und wohlgemessener sich nicht denken ließ: „Was mich persönlich anbetrifft, so verabscheue ich Sie!“

„O! ganz das nämliche Gefühl empfinde ich für Sie, nur leihe ich ihm keine Worte,“ erwiderte hierauf Newman.

„'s ist eigenthümlich, weßhalb es mich so heftig darnach gelüsten sollte, gerade Ihr Schwager zu werden, aber ich kann einmal nichts dafür und kann es auch mit dem besten Willen nicht lassen. Gestatten Sie mir darum, noch einen Versuch zu wagen.“ Und hier hielt er ein paar Augenblicke inne.

„Dies Haus birgt ein Geheimniß; sagen Sie nicht Nein — Sie wissen darum, Verehrtester, wissen, daß Sie das Licht zu scheuen haben!“ Herr von Bellegarde fuhr fort, den Blick fest und scharf auf Newman gerichtet zu halten, während dieser sprach, Newman konnte jedoch nicht sehen, ob seine Augen etwas Besonderes verriethen: der Blick dieser Augen war allezeit so sonderbar. Newman hatte wieder inne gehalten und fuhr jetzt fort: „Sie und Ihre Mutter haben ein Verbrechen begangen.“ Bei diesen Worten nahmen Herrn von Bellegarde's Augen unverkennbar einen anderen Ausdruck an; sie schienen zu flackern gleich einem Paar vom Zugwinde hin und her gewehter Kerzenflammen. Newman sah deutlich, daß er tief erschüttert war; aber in seiner Selbstbeherrschung lag etwas, das ihm Bewunderung abzwang.

„Bitte, fahren Sie fort!“ sprach Herr von Bellegarde.

Newman erhob die eine Hand und schüttelte sie leicht in der Luft. „Habe ich noch nöthig, fortzufahren? Sie zittern, Herr Marquis!“

„Bitte, von wannen ward Ihnen denn diese interessante Wissenschaft?“ fragte Herr von Bellegarde in sanftem, fast weichem Tone.

„Ich will auf's Haar genau sein,“ antwortete Newman. „Ich will nicht behaupten, mehr zu wissen, als ich zur Zeit weiß. Für jetzt ist dies Alles was ich weiß. Sie haben eine That vollbracht, die Sie verborgen halten müssen, — eine That, die, wenn sie bekannt würde, Sie unbedingt ruiniren würde, — eine That, die den adeligen Namen, auf den Sie so stolz sind, in Schimpf und Schande brächte. Ich weiß bis jetzt nicht, welcher Art diese That war; aber das kann ich ermitteln. Bestehen Sie auf Ihrem derzeitigen Gebahren, so werde ich es ermitteln. Andern Sie dagegen Ihr Verhalten, lassen Sie Ihre Schwester in Frieden, — so will ich Sie ungeschoren lassen. Sind wir handelseinig, Herr Marquis?“

Es gelang dem Marquis fast vollständig, sein ruhiges Aussehen zu bewahren. Das Brechen des Eises konnte bei seiner so wohlbemessenen Haltung nicht im ersten Momente vor sich gehen. Newman's leidenschaftslos ausgesprochene Argumentation aber schien immer lebhafter auf ihn einzudrängen. Jetzt wandte er seine Augen zur Seite und stand ein paar Minuten überlegend da.

„Mein Bruder hat Ihnen dies gesagt,“ sprach er dann, indem er aufblickte.

Newman zögerte einen Augenblick. „Ja, es ist so wie Sie sagen, Ihr Bruder hat mir dies gesagt,“ bestätigte er sodann.

Der Marquis zeigte ein feines, gemessenes Lächeln.

„Sagte ich Ihnen nicht, daß Valentin seine Sinne nicht mehr beisammen hatte, nicht mehr bei Verstand war?“

„Er ist nicht bei Verstande gewesen, wenn ich das Geschehene nicht ermittle. Er ist bei vollstem Verstande gewesen, wenn ich das Geschehene ermittle.“

Herr von Bellegarde zuckte die Achsel. „Nun wohl, mein Herr! ermitteln Sie oder ermitteln Sie nicht — ganz wie Sie wollen!“

„So setze ich Sie nicht in Furcht?“ fragte Newman.

„Das müssen Sie beurtheilen.“

„Nein! das müssen Sie beurtheilen, Herr Marquis — mit Ruhe und Muße beurtheilen. Denken Sie darüber nach! überlegen Sie es nach allen Seiten! Ich will Ihnen einige Stunden Zeit dazu lassen; eine längere Frist kann ich Ihnen nicht geben, denn wie können wir ermessen, wie schnell man Frau von Cintré den Nonnenschleier überhängen wird? Besprechen Sie die Sache mit Ihrer Mutter; mag sie urtheilen, ob sie Grund dazu hat, Furcht zu empfinden. Ich glaube nicht, daß sie für gewöhnlich so leicht zu schrecken ist, wie Sie; aber Sie werden ja sehen. Ich gehe jetzt und werde im Flecken in dem Gasthose an der Hauptstraße warten; haben Sie die Güte und lassen Sie mich Ihren Entschluß so rasch als möglich wissen. Sagen wir“ — auf die Uhr blickend — „bis drei Uhr! Ein Handbillet mit einem einfachen ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ genügt. Nur behalten Sie gefälligst im Auge, daß im Fall eines ‚Ja‘ ich dieses Mal von Ihnen erwarten werde,

daß Sie Ihr Wort auch halten!" Bei diesen Worten öffnete Newman die Thür und schickte sich an zu gehen. Der Marquis blieb bewegungslos auf seinem Platze stehen, was Newman veranlaßte, einen Schritt in's Zimmer zurückzutreten und ihm einen entschlossenen Blick zuzuwenden. „Im Gasthofe, mein Herr Marquis, — um drei Uhr, — Ja oder Nein!" Und damit kehrte er ihm den Rücken und verließ das Schloß.

Er war im höchsten Grade aufgeregt durch das was er gethan hatte, denn es war keine Kleinigkeit, vor einer mehr als tausend Jahre alten Familie das Gespenst der Ehrlosigkeit heraufzubeschwören. Aber er kehrte nach dem Gasthofe zurück und zwang sich mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit, dort ruhig die nächsten zwei Stunden zu warten. Er hielt es für mehr als wahrscheinlich, daß Urbain von Bellegarde nichts von sich hören lassen würde, denn jede Antwort auf seine Herausforderung, möchte sie nun bejahend oder verneinend lauten, war ein Eingeständniß von Schuld. Was er vielmehr erwartete, war Schweigen, denn Schweigen hieß Troß. Aber er bat die Vorsehung, daß noch in letzter Stunde, gleichviel aus welchen Motiven, diese hartgesottenen Sünder sich besinnen und es ihm ersparen möchten, bis zum Aeußersten zu gehn.

Um drei Uhr erhielt er ein Billet, das durch einen Diener abgegeben worden; es enthielt, in Urbain von Bellegarde's zierlicher Schrift, die folgenden Worte:

„Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, Ihnen mitzutheilen, daß ich morgen in Begleitung meiner Mutter nach Paris zurückkehre, zu dem Zwecke, um meine Schwester aufzusuchen und sie in dem Entschlusse zu bestärken, welcher die wirksamste Erwiderung auf Ihre verwegene Halsstarrigkeit ist.“

Urbain de Bellegarde.“

Newman steckte den Brief in die Tasche und fuhr fort, im Gastzimmer auf- und niederzuschreiten, — eine Thätigkeit, mit der er seit letztvergangener Woche den größten Theil seiner Zeit hingebracht hatte. Und so durchmaß er auch jetzt den kleinen Saal des Gasthofs „zum goldenen Löwen“ seiner ganzen Länge nach, bis der Tag sich zu neigen begann; dann trat er aus dem großen Eingangsthor des Gasthofes heraus, um sich zu der mit Mrs. Bread verabredeten Zusammenkunft zu begeben.

Der Pfad, der hügelaufwärts nach der Ruine führte, war leicht zu finden, und Newman hatte auf ihm in kurzer Zeit die Kuppe des Hügels erreicht. Er schritt durch den finstern Schwibbogen der Schloßmauer hindurch und blickte sich in der früh hereingebrochenen Dämmerung nach einer alten Frau in schwarzem Gewande um. Der Schloßgarten war leer, die Thür zur Kirche aber stand offen. Newman trat in das kleine Schiff, wo die Dunkelheit erklärlicher Weise größer war als draußen. Ein paar Wachskerzen indessen flackerten am Altare und setzten ihn in Stand, eine an einem der Kirchpfeiler sitzende Gestalt wahrzunehmen. Bei näherem

Hinblicken erkannte er in derselben seine Freundin, Mrs. Bread, trotz des Umstandes, daß sie mit ungewohntem Glanz gekleidet war. Sie trug einen großen schwarzen Seidenhut mit imposanten Crêpe-Schleifen und ein altes schwarzes Atlaskleid, das sich in Falten von unbestimmtem Glanze um ihren Körper legte. Sie hatte es der Gelegenheit für angemessen erachtet, in ihrem stattlichsten Aufpuzze zu erscheinen. Die Augen auf den Boden geheftet, hatte sie still an dem Pfeiler gesessen; aber als Newman an ihr vorüber schritt, blickte sie auf und erhob sich.

„Sind Sie katholisch, Mrs. Bread?“ fragte Newman.

„Nein, mein Herr; ich bin eine treue Anhängerin der anglicanischen Kirche,“ antwortete Mrs. Bread. „Aber ich meinte, hier in der Kirche sicherer zu sein als draußen. Ich war noch nie vorher zur Abendzeit außerhalb des Hauses, Herr.“

„Wir werden,“ antwortete Newman, „dort sicherer sein wo Niemand uns hören kann.“ Und er schritt voran nach dem Schloßhofe zurück und verfolgte dann einen neben der Kirche entlang führenden Pfad, der seiner sichern Ueberzeugung nach zu einem andern Theile der Ruine führen mußte. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Pfad führte am Rande des Hügels entlang und mündete vor einem Mauerrest, in dessen Mitte sich eine halb verfallene, in früheren Zeiten wohl als Thor benützte Oeffnung befand. Durch diese schritt Newman hindurch und sah sich nun in einem stillen,

abgelegenen Winkel, der für ein heimliches Zwiegespräch vorzüglich geeignet war. Der Hügel senkte sich hier in jähem Falle zur Erde, und auf dem kleinen Stückchen Fläche, das sein Kamm bis hin zur Böschung bildete, lag Steingetrümmer umher. Drüben über der Ebene schimmerte das abendliche Dämmer-Zwielicht, durch welches bei der nahen Entfernung hie und da ein Licht vom Schloßgebäude her flackerte.

Mrs. Bread rauschte langsamen Schrittes hinter ihrem Führer her, und dieser, nachdem er sich Gewißheit verschafft hatte, daß einer der umgestürzten Mauersteine in fester sicherer Lage ruhte, lud sie ein sich auf ihm niederzusetzen. Sie leistete ihm zaghaft Folge, und er nahm neben ihr auf einem andern Steine Platz.

XXII.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie gekommen sind,“ begann Newman das Gespräch. „Ich hoffe, es wird Ihnen hieraus keine Ungelegenheit erwachsen.“

„Ich denke nicht, daß man mich vermissen wird. Meine Herrin hat mich schon seit lange nicht mehr gern um sich.“ Diese Worte wurden mit einer gewissen verwirrten Hast ausgesprochen, die Newman's Zuversicht, der alten Frau Vertrauen eingeflößt zu haben, wesentlich erhöhte.

„Vom ersten Augenblicke an,“ sprach Newman weiter, „haben Sie ein warmes Interesse an meinen Aussichten für die Zukunft genommen. Sie haben immer zu mir gehalten. Das hat mir, ich versichere Sie, große Befriedigung gewährt. Und jetzt, wo Sie wissen, was man mir angethan, jetzt halten Sie — daß bin ich sicher — nur um so fester zu mir.“

„Man hat sehr unrichtig gegen Sie gehandelt, es war nicht recht — das muß ich sagen,“ entgegnete Mrs. Bread. „Aber Sie dürfen nicht die arme Gräfin tadeln; sie ist sehr hart gedrängt worden.“

„Ich gäbe eine Million Dollars darum, wüßte ich, was sie mit ihr gemacht haben!“ rief Newman aus.

Mrs. Bread saß eine Zeit lang stumm da, den Blick finster auf die seitwärts herüber strahlenden Lichter des Schlosses gerichtet.

„O! sie haben's gar trefflich anzufassen verstanden! sie haben auf ihr Gemüth eingewirkt, weil sie recht gut wußten, daß dies der einzige Weg ist, auf welchem sie zum Ziele gelangen würden. Sie ist ein zartes Wesen. O! sie haben so lang und viel in sie hineingeredet, bis sie selbst glaubte, sie sei ein sündhaftes Geschöpf, während in Wirklichkeit ihr Fehler darin besteht, daß sie allzu gut ist.“

„Ah! sie haben ihr also eingeredet, sie sei ein sündhaftes Geschöpf!“ sprach Newman und wiederholte ein paar Mal diese Worte, die ihm die Quintessenz des teuflischsten Scharfsinnes, den je eines Menschen Zunge sprechen konnte, in sich zu bergen schienen.

„Einzig und allein, weil sie zu gutmüthig ist, hat sie nachgegeben — die arme süße Lady!“ sagte Mrs. Bread als Ergänzung zu ihren vorhin gesprochenen Worten.

„Wohl, aber durch dieses Verhalten hat sie mit ihrer Gutmüthigkeit jenen mehr Vorschub geleistet als mir,“ entgegnete Newman.

„Sie hatte Furcht,“ sagte Mrs. Bread in sehr bestimmtem Tone, „sie hat immer oder wenigstens schon seit langer Zeit Furcht gehabt. Das war es, was sie in Wirklichkeit so sehr in Verwirrung setzte, mein Herr. Sie glich, möchte ich sagen, einer schönen, hellen Pfirsiche, die nur ein

einziges, winziges Fleckchen hat. Ein leiser Hauch von Traurigkeit lag immer auf ihrem Gemüth. Da kamen Sie, mein Herr, und zogen sie hervor in den Sonnenschein, und jener Hauch war beinahe ganz verschwunden. Und als dann jene beiden mit rauher Hand sie wieder in den Schatten stießen, begann im nämlichen Moment jener Fleck wieder zu erscheinen, jene Trauer wieder in ihr Gemüth zu schleichen. Sie war ein sehr zartes Wesen."

Die sonderbare Weise, in welcher Mrs. Bread das zarte Wesen der Frau von Cintré betonte, öffnete trotz aller Sonderbarkeit der augenblicklichen Beziehung Newman's Wunde zu neuem Schmerze.

"Ich merke schon," sagte er jetzt, "sie wußte etwas Schlimmes über ihre Mutter."

"Nein, mein Herr! Sie hat nichts gewußt," erwiderte Mrs. Bread, indem sie unverwandt auf die glitzernden Fenster des Schlosses blickte.

"Dann hat sie etwas errathen . . . oder geargwohnt."

"Sie hat sich gefürchtet etwas zu erfahren," sagte Mrs. Bread.

"Aber Sie wissen doch um das Geheimniß — nicht wahr?" sagte Newman.

Die alte Jose wandte sich langsam nach Newman um und richtete ihren glanzlosen Blick auf ihn, während sie die Hände fest in ihrem Schooße gepreßt hielt. "Sie bleiben Ihrem Worte nicht recht getreu, mein Herr. Ich dachte,

Sie hätten mich hierher kommen lassen, um mir von dem seligen jungen Grafen zu erzählen.“

„O, je mehr wir von Graf Valentin sprechen, desto besser,“ sagte Newman. „Das ist's ja gerade, was ich wünsche. Ich war, wie ich Ihnen erzählt habe, in seiner Todesstunde bei ihm. Er hatte große Schmerzen zu leiden, aber er war ganz er selbst. Sie wissen, was das heißt; er hatte, wie im gesündesten Augenblicke seines Lebens, so auch in seiner Todesstunde Kopf und Herz auf dem rechten Flecke.“

„O, er war ein heller Kopf alle Zeit seines Lebens!“ rief Mrs. Bread mit einem wehmüthigen Enthusiasmus, der Zeugniß dafür ablegte, wie lieb sie den Verstorbenen gehabt hatte. „Und war ihm Ihr Kummer bekannt?“

„Ja — er hat ihn von selbst errathen.“

„Und was sagte er dazu?“

„Daß es eine Schmach sei für seinen Namen — doch sei es nicht die erste.“

„O Gott! o Gott!“ ächzte Mrs. Bread.

„Er sagte, daß seine Mutter und sein Bruder schon einmal ihre Köpfe zusammengesteckt und etwas noch Schlimmeres erfonnen hätten.“

„Sie hätten nicht auf solche Worte hören sollen, mein Herr!“

„Vielleicht nicht. Aber ich habe auf sie gehört — und vergesse sie nicht. Jetzt möchte ich sehr gerne wissen, was die beiden damals gethan haben.“

Mrs. Bread stieß einen leisen wehmüthigen Klage-ton hervor. „Und darum haben Sie mich an diesen seltsamen Ort gelockt, damit ich's Ihnen sagen soll?“

„Aengstigen Sie sich nicht!“ beruhigte Newman. „Es wird kein Wort über meine Lippen kommen, das Ihnen unangenehm sein könnte. Erzählen Sie mir, was ich wissen will, ganz wie es Ihnen genehm ist und wann es Ihnen genehm ist. Nur erinnern Sie sich, daß es des sterbenden Valentin letzte Bitte an Sie gewesen, mich in das Geheimniß einzuweihen!“

„Hat er das gesagt?“

„Mit seinem letzten Athemzug sprach er die Worte: ‚Sagen Sie Mrs. Bread, ich hätte Ihnen Auftrag gegeben, sie darum zu fragen.‘“

„Und warum hat er's Ihnen nicht selbst erzählt?“

„Er lag im Sterben: er mochte gefühlt haben, daß ihm nicht Athem genug blieb, mir Alles zu erzählen. Er konnte nur noch sagen, er wünsche, daß ich's erfahre; daß ich nach dem Schimpf, der mir zugesügt worden, ein Recht darauf habe, es zu erfahren.“

„Was aber wird es Ihnen helfen, mein Herr?“ fragte Mrs. Bread.

„Das zu entscheiden müssen Sie mir überlassen. Der Graf glaubte, daß es mir helfen würde, und aus diesem Grunde hat er mir es gesagt. Ihr Name, Mrs. Bread, war beinahe das letzte Wort, das er gesprochen.“

Mrs. Bread war augenfällig heftig ergriffen von dieser Mittheilung; sie bewegte ihre gefalteten Hände langsam auf und nieder.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „wenn ich mir eine große Freiheit herausnehme. Ist es die ganze, volle Wahrheit, die Sie sprechen? Ich muß diese Frage an Sie richten, mein Herr! nicht wahr, ich muß?“

„Ich erblicke hierin nichts Verlegendes. Was ich Ihnen sage, ist die feierliche Wahrheit; ich schwöre es Ihnen. Der Graf würde mir ganz gewiß selbst mehr gesagt haben, wenn er es vermocht hätte.“

„O, mein Herr, wenn er mehr gewußt hätte!“

„Glauben Sie nicht, daß ihm Weiteres bekannt gewesen?“

„Es ließ sich niemals mit Bestimmtheit sagen, was ihm über dies oder jenes bekannt gewesen,“ gab Mrs. Bread zurück mit sanftem Kopfschütteln. „Er war ein gar gescheidter Herr. Er konnte einen glauben machen, er wisse um Dinge von denen er nichts wußte, und wiederum, daß er von anderen nichts wisse, von denen er sich sagte daß es besser gewesen wäre er hätte nicht um sie gewußt.“

„Ich vermuthe, es war ihm etwas von seinem Bruder bekannt, das diesen höflich gegen ihn zu sein veranlaßte,“ bemerkte Newman; „er übte einen Druck auf den Marquis. Sein Wunsch war nun, mich in dieser Hinsicht an seine Stelle treten zu lassen; er wollte mir ein Mittel in die Hand geben,

daß ich nun einen Druck auf den Marquis sollte ausüben können.“

„O Gottes Barmherzigkeit über uns!“ rief die alte Frau erschreckt aus, „wie sündhaft, wie gottlos sind wir Alle!“

„Das möchte ich denn doch nicht sagen,“ entgegnete Newman; „gar viele von uns Menschen sind sündhaft und gottlos, das ist keine Frage. Ich bin sehr ärgerlich, bin sehr verstimmt und sehr erbittert; aber daß ich gottlos wäre, wüßte ich nicht. Ich bin in der grausamsten Weise beleidigt worden. Man hat mich geschlagen, und jetzt fühl' ich den Wunsch, den Schlag zurückzugeben. Das leugne ich gar nicht; im Gegentheil, ich sage Ihnen offen, daß ich lediglich aus diesem Grunde Mitwisser Ihres Geheimnisses zu werden wünsche, daß ich lediglich zu diesem Zwecke Ihr Geheimniß brauchen will.“

Mrs. Bread schien den Athem zurückzuhalten. „Sie wollen — veröffentlichen, was ich Ihnen sagen soll, — Sie wollen die Frau — Marquise, den Herrn Marquis — an den Pranger stellen? — Sie wollen Schande auf sie laden?“

„Ich will sie von dem Piedestal, auf das sie sich mir gegenüber gestellt, herunterreißen — herunter in den Staub — zu meinen Füßen!“ rief Newman heftig aus. „Ich will den Stiel umkehren — ich will sie demüthigen, wie sie mich gedemüthigt haben! Sie nahmen mich empor zu sich in die Höhe und stellten mich dort so, daß alle Welt mich sehen

konnte, und dann stahlen sie sich hinter mich und stießen mich hinunter in diese bodenlose Tiefe, wo ich jetzt heulend und zähneknirschend liege! Ich hab' vor ihrer ganzen Sippe mich selbst zum Hansnarren gemacht; aber — so wahr ich hier auf diesem Steine sitze! — ich will sie zu 'was Schlimmerem machen vor der ganzen Welt!“

Diese leidenschaftliche Rede, die Newman mit um so größerer Hefigkeit hervorstieß, als die Gelegenheit dies Alles laut zu sagen, hier sich zum ersten Mal ihm darbot, entzündete zwei kleine Funken in Mrs. Bread's starr blickenden Augen.

„Ich nehme an,“ sagte sie, „daß Sie ein Recht zu Ihrem Borne haben, mein Herr; aber — gedenken Sie der Schmach, die Sie auf Frau von Cintré's unschuldiges Haupt laden!“

„Frau von Cintré ist lebendig begraben,“ rief Newman mit unverminderter Hefigkeit. „Was gilt ihr Ehre? was gilt ihr Schmach? Die Pforte des Grabes schließt sich in diesem Augenblicke hinter ihr!“

„Sie haben Recht — es ist fürchterlich!“ ächzte leise Mrs. Bread.

„Sie hat das Feld geräumt, gleich ihrem Bruder Valentin, damit ich Platz zu meinem Vorgehen gewinne. Es ist als ob's mit Vorbedacht geschehen wäre!“

„Ja, ja, sicherlich,“ erwiderte Mrs. Bread, die augenscheinlich durch den Scharfsinn dieser Betrachtung überrascht

und betroffen war. Sie verharrte noch eine Weile in schweiger Haltung und fragte alsdann mit tonloser Stimme: „Und Sie würden meine Herrin, die Frau Marquise, vor Gericht bringen?“

„Das Gericht scheert sich den Teufel darum, ob Frau Marquise oder nicht,“ versetzte Newman. „Wenn die hohe Dame ein Verbrechen begangen hat, so gilt sie in den Augen des Gerichts für weiter nichts als ein verruchtes altes Weib!“

„Und wird man sie aufknüpfen, Herr?“

„Das hängt davon ab, was sie verbrochen hat.“ Und Newman blickte Mrs. Bread bei diesen Worten forschend in's Antlitz.

„Es würde die Familie in der entsetzlichsten Weise darniederschmettern, mein Herr!“

„Und verdient sie es anders? 's ist wahrlich an der Zeit, daß solch' eine Familie niedergeschmettert werde!“ rief Newman mit unheimlichem Gelächter.

„Und eine Person in meinen Jahren — außer Dienst, mein Herr!“

„O, ich werde schon für Sie Sorge tragen! Sie sollen zu mir kommen und bei mir wohnen! Sie sollen Haushälterin bei mir sein, oder was Sie sonst wollen. Ich will Ihnen ein Jahrgeld zahlen bis zu Ihrem Lebensende.“

„Wahrlich, Sie denken doch an Alles, mein Herr!“ Und sie schien in tiefes Nachsinnen zu verfallen.

Newman sah sie eine Zeit lang an, und dann rief er

plötzlich: „O, Mrs. Bread! Sie hängen zu sehr an der Frau Marquise!“

Da blickte sie ebenso plötzlich zu ihm auf. „Sagen Sie das nicht, mein Herr. Ich glaube nicht, daß ich dienstlich verpflichtet bin, ein Gefühl von Herzlichkeit für meine Herrin zu empfinden. Ich habe ihr manches liebe lange Jahr hindurch treu und redlich gedient; aber wenn sie morgen sterben sollte, ich glaube — beim Himmel! — ich würde nicht eine einzige Thräne um sie vergießen.“ — Hier fiel Mrs. Bread in ihre sinnende Haltung zurück und setzte dann nach einer Weile hinzu: „Ich habe keinen Grund, sie zu lieben. Das Beste, was sie für mich gethan, war, daß sie mich nicht aus dem Hause getrieben hat.“

Newman fühlte, daß Mrs. Bread mehr und mehr vertraulich wurde, daß die conservativen Gewohnheiten der alten Bosc — so wahr ist es, daß Alles, was Luxus ist, einen corrumpirenden Einfluß ausübt — durch den wenn auch noch so schwachen Kitzel von romantischer Ungebundenheit, der in dieser verabredeten Zusammenkunft an einem so merkwürdigen Orte und mit einem so leutseligen Millionär lag, bereits in etwas gelockert worden waren. Newman's geübter praktischer Sinn ließ ihn sofort erkennen, daß es im vorliegenden Falle einfach seine Aufgabe sei, ihr Zeit zu lassen, — den Reiz der Gelegenheit und die Aufforderung der Umstände auf sie einwirken zu lassen. Darum sagte er nichts, sondern blickte sie nur freundlich an.

Mrs. Bread saß, ihre mageren Ellenbogen auf ihren Schooß gestützt, ihm gegenüber. „Meine Herrin hat mir in früheren Jahren einmal ein großes Unrecht zugefügt,“ fuhr sie endlich fort. „Sie hat eine schreckliche Zunge, wenn sie aufgebracht ist. Es ist schon eine lange, lange Zeit her, aber ich hab’ es ihr niemals vergessen. Gegen keine Seele habe ich je des Vorfalles Erwähnung gethan, sondern die ganze Zeit hindurch meinen Groll für mich behalten. Ich glaube wohl, daß das sündhaft von mir ist, aber mein Groll ist alt mit mir geworden. Mag sein, daß er mit der Länge der Zeit untauglich geworden ist wie ich selbst; aber fortgelebt hat er mit mir und in mir, und er wird erst sterben, wenn ich sterbe — früher nicht!“

„Und was ist’s, Mrs. Bread, das Ihren Groll erregt hat?“ forschte Newman.

Mrs. Bread senkte ihren Blick zur Erde, und lange dauerte es, ehe sie Worte fand. „Flösse nicht britisches Blut in meinen Adern, Herr, so würde ich mich rascher entschließen können, Ihnen auf Ihre Frage zu antworten; einer schlichten, züchtigen Engländerin kommt das schwerer an. Aber zuweilen will mir’s scheinen, als hätt’ ich zuviel fremde Sitten und Manieren in mich aufgenommen. Der Vorfall, dessen ich jetzt zu Ihnen erwähnt, gehört einer Zeit an, wo ich jünger war und ein ganz anderes Aussehen hatte als jetzt. Ich sah rothwangig und frisch aus, mein Herr, — wenn Sie das glauben können; ja, damals war ich ein dralles

junges Mädchen. Die Frau Marquise war ebenfalls jünger, und der selige Herr Marquis war der jüngste von uns allen, — in seiner Lebensweise, meine ich, und seinen Lebensanschauungen; er war geistig hochbefähigt, — ein prächtiger, herrlicher Mann. Wie fast alle Franzosen, liebte er Zerstreuung und Vergnügen über Alles; daß er bisweilen, um dies zu finden, in niedrigere Gesellschaftsclassen herabstieg, darf ich allerdings nicht verschweigen. Die Frau Marquise war oft eifersüchtig und — wenn Sie mir glauben wollen, mein Herr, — sie hat auch mir die Ehre erzeigt, auf mich eifersüchtig zu sein. Eines Tags hatte ich ein rothes Band in meiner Haube, als die Marquise in heftige Zornesreden gegen mich ausbrach und mir befahl, das Band zu entfernen. Sie beschuldigte mich, daß ich es darauf anlegte, des Marquis Blicke auf mich zu ziehen. Das Unrecht der Beschuldigung brachte mein Blut in Wallung und ich blieb ihr die Antwort nicht schuldig; nicht als ob ich mir ungeziemende Reden gegen sie erlaubt hätte, aber ich sprach frei heraus, wie ein ehrbares Mädchen das Recht dazu hat, und maß meine Worte nicht ab. Wahrlich! eines rothen Bandes wegen! Als ob es dem Herrn Marquis um rothe Bänder zu thun gewesen wäre! Die Frau Marquis überzeigte sich später, daß sie mir schreiendes Unrecht gethan und daß sie an mir eine durchaus rechtschaffene Person vor sich hatte, aber niemals hat sie mir mit einem einzigen Worte befundet, daß sie das einsah. Der Marquis aber gab

mir Genugthuung, er war nicht zu stolz dazu, mir es zu sagen!"

Mrs. Bread machte hier eine Pause: die Erinnerung an jene Scene schien noch jetzt ihren Geist lebhaft in Anspruch zu nehmen. Dann sprach sie weiter: „Ich entfernte das rothe Band und legte es fort in einen Kasten, wo ich es heute noch verwahrt halte. 's ist jetzt verblichen, 's ist ein mattes blaßes Rosa geworden; aber es liegt noch immer dort. Mein Groll ist auch verblaßt, die Röthe ist ganz aus ihm verschwunden, aber er liegt noch immer hier verschlossen.“ Und Mrs. Bread legte ihre Hand auf ihr dunkelseidenes Leibchen.

Newman lauschte mit Interesse dieser tugendsamen Erzählung, welche das Gedächtniß seiner Gefährtin in den tiefsten Tiefen zu erschließen schien. Und als sie nun in Stillschweigen beharrte und sich in nachdenkliche Rückerinnerungen an ihr zu jeder Zeit so überaus achtbares Verhalten verlor, wagte er es, mit einem kurzen, kräftigen Anlauf auf sein Ziel loszusteuern. „So, so! Frau von Bellegarde also war eifersüchtig, und Herr von Bellegarde hatte hübsche Frauen gern — ohne sich daran zu kehren, welcher Classe sie angehörten. Ich meine, man muß in dieser Beziehung nicht allzu streng über ihn urtheilen, denn vermuthlich waren nicht alle Frauenzimmer so wenig entgegenkommend gegen ihn wie Sie, Mrs. Bread. Nach so langen Jahren aber kann es doch schwerlich Eifersucht gewesen sein, was Frau von Bellegarde zu einem Verbrechen getrieben hat?“

Mrs. Bread stieß einen müden Seufzer hervor. „Wir sprechen da entsetzliche Worte, mein Herr; aber sei's d'rum! ich darf mich jetzt nicht daran stoßen. Ich sehe, die Absicht, welche Ihre Handlungen leitet, steht Ihnen klar vor Augen, — und ich — ich habe keinen eigenen Willen. Mein Wille war der Wille meiner Kinder, wie ich sie nannte; aber jetzt — mein guter Valentin ist todt, die Gräfin geht in's Kloster — ich habe jetzt keine Kinder mehr. Sie sind todt; — ich kann es — ach! von beiden sagen, daß sie todt sind. Und die noch leben von den Bellegardes, was sollte ich nach ihnen fragen? Was gilt mir irgend wer im Hause jetzt? — was gelt' ich ihnen? Die Frau Marquise ist mir feindlich gesinnt — sie war 's all' die dreißig Jahr hindurch, welche ich im Hause gewesen; ich würde mich gefreut haben, der jungen Frau von Bellegarde mich nützlich zu machen, obgleich ich den gegenwärtigen Marquis nicht auferzogen habe; — als er ein Kind war, war ich noch zu jung; man wollte ihn mir nicht anvertrauen. Seine Gemahlin aber hat ihrem Kammermädchen, der Mamsell Josephine, die Meinung kundgethan, die sie von mir hatte. Vielleicht möchten Sie dieselbe kennen, mein Herr?“

„O, gewiß — gewiß!“ antwortete Newman.

„Sie sagte, daß, wenn ich in ihrer Kinder Lehrzimmer säße, ich mich trefflich zum Federnputzer eignen würde! Wenn die Dinge einmal so weit gekommen sind, dann brauchte ich

streng genommen meinstheils auch kein Blatt vor den Mund zu nehmen, meinen Sie nicht, mein Herr?"

„Ganz entschieden nicht,“ rief Newman. „Bitte, fahren Sie fort, Mrs. Bread!“

Mrs. Bread indessen fiel wieder in verwirrte Schweigsamkeit zurück, und Newman hielt es für das Beste, mit gekreuzten Armen zu warten. Endlich aber schien sie ihre Erinnerungen geordnet zu haben und mit tonloser Stimme begann sie:

„Es war zu der Zeit, wo der selige Marquis ein bejahrter Mann und sein ältester Sohn seit zwei Jahren verheirathet war. Es war als die Zeit herankam, wo man sich nach einer Partie für Fräulein Claire umzusehen begann; hier zu Lande wird das ja immer so gemacht, wie Sie wohl wissen, mein Herr. Die Gesundheit des Marquis war in einem sehr traurigen Zustand; er war sehr gebrechlich geworden. Die Frau Marquise hatte Herrn von Cintré zum Eidam erkoren, warum, war mir nie klar, denn ich vermochte keine Eigenschaften an ihm wahrzunehmen, durch welche er diesen Vorzug verdient hätte. Aber es gelten bei solch' vornehmen Leuten Gründe, die — wie ich sehr wohl weiß — außerhalb meines Gesichtskreises liegen, und man muß hochstehen in der Welt, um sie zu verstehen. Der alte Herr von Cintré war aus sehr vornehmerm Geschlecht, und die Frau Marquise schätzte ihn ihr nahezu ebenbürtig; das will viel, sehr viel heißen. Herr Urbain stand auf Seite seiner Mutter, wie er es immer gethan. Die Schwierigkeit, glaube ich,

war, daß die Frau Marquise nur eine geringe Mitgift geben wollte, und daß alle anderen Bewerber höhere Forderungen stellten. Herr von Cintré war der Einzige, der sich zufrieden erklärte. Gott im Himmel hat's gewollt, daß er diesen einen weichen Fleck hatte; — es war der einzige, den er besaß. Er mag sehr hochgeboren gewesen sein, und sicherlich war er in seinen Manieren sehr vornehm und großartig; aber das war auch alle Größe, die er besaß. Ich meine, er hatte so etwas von einem Komödianten; nicht als ob ich je in meinem Leben solch' einen Menschen gesehen hätte, aber sprechen hört man doch davon. Ich weiß gewiß, daß er sich das Gesicht bemalt hat. Er mochte es malen, wie er wollte — ich habe 's nie leiden können!"

Und als wenn der Gedanke daran ihr noch jetzt die unangenehmste Erinnerung wachriefe, hielt sie sich beide Hände vor die Augen. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Der selige Herr Marquis konnte ihn auch nicht ausstehen. Er erklärte, daß Fräulein Claire lieber ledig bleiben, als solch' einem Manne ihre Hand reichen sollte. Hierauf fand ein heftiger Austritt zwischen dem Marquis und meiner Herrin statt; es muß schlimm gewesen sein, denn sogar bei uns in der Dienerstube wurde davon gesprochen. Es war das zwar nicht ihr erster Streit, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; sie waren kein zärtliches Ehepaar, zu einem bitteren Wortwechsel kam es aber selten, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, glaube ich, weil jeder Theil es nicht

der Mühe werth fand, sich um des andern Thun und Lassen zu bekümmern. Meine Herrin hatte seit lange schon ihre Eifersucht abgelegt und war gleichgültig geworden. In dieser Hinsicht standen sie — das muß ich sagen — einander nicht nach. Der Marquis war leichtlebigen Temperaments; er hatte so ganz das Zeug zu einem vollendeten Gentleman. In der Regel wurde er nur einmal im Jahre böse, aber dann war es sehr schlimm. Auch ward er jedesmal krank in Folge der Aufregung. Auch dieses Mal — nach jenem Auftritt, von welchem ich oben gesprochen — mußte er sich zu Bette legen, aber er sollte nie wieder aufstehen. Ich fürchte, der arme Herr hatte für seine lockeren Gewohnheiten von früher zu büßen; nicht wahr, mein Herr, das ist meistens so der Fall bei diesen raschlebigen Herren, wenn sie älter werden? — Die Frau Marquise und Urbain verhielten sich sehr ruhig; aber ich weiß, die Marquise schrieb Briefe an Herrn von Cintré. Der Marquis wurde immer kränker, und die Aerzte gaben ihn auf. Die Frau Marquise — o, die gab ihn auch auf, und wenn ich die Wahrheit bekennen soll, sie gab ihn mit Freuden auf. Sobald er ihr nicht mehr im Wege stand, konnte sie mit ihrer Tochter thun, was sie wollte, und es war schon Alles so arrangirt, daß mein armes unschuldiges Kind dem Herrn von Cintré überantwortet werden sollte. Sie, mein lieber Herr, wissen nicht, wie die Gräfin in jenen Tagen war; o! sie war das lieblichste Wesen in ganz Frankreich und wußte so wenig von dem, was um

sie herum voring, als das Lamm vom Schlächter weiß. Ich pflegte den kranken Marquis und war immer in seinem Zimmer. Es war hier in Fleurières, um die Herbstzeit. Wir hatten einen Arzt aus Paris, der zwei bis drei Wochen hier im Hause verblieb. Dann kamen noch zwei andere Aerzte, die viel und eifrig consultirten; und diese beiden erklärten, wie ich schon sagte, daß der Marquis nicht gerettet werden könnte. Hierauf gingen sie kopfschüttelnd wieder fort; der dritte aber blieb und that was in seinen Kräften stand. Der Marquis rief in Einem fort, daß er nicht sterben wolle, daß er nicht zu sterben brauche, — daß er leben bleiben und seine Tochter hüten müsse. Fräulein Claire und der Vicomte — das war Herr Valentin, wie Sie wissen — waren beide in dem Hause. Der Arzt war ein gewandter, kluger Mann — das konnte ich selbst sehen — und ich denke, er glaubte, daß der Marquis gesund werden würde. Wir haben uns große, sehr große Mühe um ihn gegeben, er und ich — wir theilten uns in seine Pflege; und eines Tages, als die Marquise beinahe schon ihre Trauerkleider bestellt hatte, fing der Zustand unseres Patienten plötzlich an besser zu werden. Der Kranke genas sichtlich von Tag zu Tage mehr, bis der Arzt endlich sagte, daß er außer Gefahr sei. Was ihm gar arg zu schaffen machte, waren die schrecklichen Magenkrampf-Anfälle. Aber allmählig ließen auch diese nach, und der arme Marquis fing wieder an seine Scherze und Witze zu machen. Der Arzt hatte ein Mittel

gefunden, das ihm große Erleichterung gewährte, — es war eine weiße Mixture, die wir in einer großen Flasche auf dem Kaminsims stehen hatten. Ich pflegte sie dem Kranken durch eine Glasröhre zu reichen; es linderte stets seine Schmerzen. Darauf verabschiedete sich der Doctor, nachdem er mir gesagt, daß ich dem Kranken immer von der Mixture geben solle, sobald er sich unwohl fühle. Diesem wackern Arzte folgte ein kleiner Doctor aus Poitiers, der Tag für Tag kam. So waren wir allein im Hause, — meine Herrin und ihr armer Gatte und die drei Kinder. Die junge Frau von Bellegarde war mit ihrem Töchterchen zu ihrer Mutter gereist. Sie wissen ja, sie ist sehr lebenslustig, und ihre Zofe sagte mir, daß sie nicht gerne an Orten weile, wo Menschen im Sterben liegen.“

Hier hielt Mrs. Bread wieder einen Augenblick inne, und dann fuhr sie mit der nämlichen ruhigen Gleichförmigkeit fort: „Ich denke, Sie haben's errathen, mein Herr, daß, als der Marquis zu genesen anfing, die Frau Marquise lebhaft enttäuscht war.“ Und sie schwieg wieder und neigte sich zu Newman hinüber mit einem Antlitz, das weißer und weißer zu werden schien, je mehr die Dunkelheit um sie her an Stärke zunahm.

Newman hatte ihren Worten mit lebhafter Gespanntheit gelauscht, mit einer Gespanntheit, die sogar größer war als jene, mit der er sein Ohr zu Valentin de Bellegarde's letzten Athemzügen geneigt hatte. Jedesmal, wenn Mrs. Bread zu ihm aufblickte, fühlte er sich das Bild einer alten,

schwarz und weiß gestreiften Raze, die den Genuß einer leckern Schüssel Milch wohlbehaglich in die Länge dehnt, vor Augen geführt. Selbst in ihrem Triumph war die alte Frau gemessen und bewahrte den Anstand; es schien, als sei ihr das Vermögen, laute Freude zu bezeigen, durch den langen Nichtgebrauch fast abhanden gekommen.

Mrs. Bread fuhr fort: „Eines Nachts, während ich bei dem Marquis in seinem Zimmer, dem großen rothen Gemach im westlichen Thurme, saß, begann der Kranke wieder über größere Schmerzen zu klagen. Ich gab ihm einen Löffel voll von jener weißen Mixtur. Die Frau Marquise war in den ersten Abendstunden bei ihm gewesen; sie hatte länger als eine Stunde an seinem Bette gesessen. Dann war sie gegangen und hatte mich allein gelassen. Nach Mitternacht kam sie zurück und ihr ältester Sohn mit ihr. Sie traten beide an das Krankenbett und blickten auf den Marquis, während die Frau Marquise seine Hand in der ihren hielt. Dann wandte sie sich zu mir und meinte, daß der Kranke sich nicht wohl befinde. Ich erinnere mich, wie der arme Marquis, ohne ein Wort zu sagen, den Blick starr auf sie gerichtet hielt. Ich kann sein weißes Antlitz in diesem Augenblicke sehen, wie es aus dem dunklen Viereck zwischen den Bettgardinen zu ihr heraufstarrte. Ich antwortete, daß ich nicht glaube, der Herr Marquis fühle sich unwohl; sie hieß mich aber zu Bett gehen mit dem Bemerken, daß sie bei dem Kranken eine Zeitlang bleiben werde. Als mich der

Marquis gehen sah, stieß er ein schwaches Aechzen hervor und rief mir zu, ich solle bleiben; Herr Urbain aber öffnete die Thüre und hieß mich gehen. Der jetzige Herr Marquis — Sie haben das ja wohl bemerkt, mein Herr — hat eine sehr stolze Weise zu befehlen, und ich — was sollte ich thun? — ich war da, um zu gehorchen. So ging ich denn nach meinem Zimmer, aber eine unerträgliche Angst beklemmte mir die Brust; ich konnte nicht sagen warum. Ich kleidete mich nicht aus; ich saß dort wartend und horchend. Worauf? würden Sie gefragt haben, mein Herr. Ich hätte es nicht sagen können; denn sicherlich müßte ein armer kranker Herr bei seiner Frau und seinem Sohne doch gut aufgehoben sein. Es war als ob ich zu hören erwartete, daß der Marquis wieder nach mir rufen würde. Ich horchte und horchte, aber hörte keinen Laut. Es war eine sehr stille, ruhige Nacht; ich konnte mich keiner so stillen Nacht entsinnen. Endlich schien die lautlose, tiefe Stille mir Entsetzen einzuflößen; ich verließ mein Stübchen und schritt mit langsamen leisen Tritten die Treppen herab. Im Vorzimmer, draußen vor des kranken Marquis Zimmer, traf ich den Grafen Urbain, der dort langsam auf- und niederschritt. Er fragte mich, was ich wollte, und ich antwortete ihm, ich sei gekommen, um die Frau Marquise abzulösen. Er herrschte mir zu, er werde seine Frau Mutter selbst ablösen und ich solle wieder zu Bett gehen; aber noch während ich, nicht gewillt Folge zu leisten, stehen blieb, that sich die Thüre des Gemachs auf

und die Frau Marquise trat heraus. Ich bemerkte, daß sie überaus blaß aussah und daß ein sonderbarer Ausdruck auf ihrem Gesichte lag. Sie blickte einen Moment lang auf den Grafen und auf mich, und dann streckte sie nach dem Grafen die Arme aus. Er schritt auf sie zu, und sie fiel auf ihn und verbarg ihr Antlitz. Ich schritt rasch hinter ihr in das Gemach und an des Marquis Bett. Da lag der Kranke, mit einem Gesicht weißer als das Bettkissen auf welchem er ruhte, und mit geschlossenen Augen, gleich einem Todten. Ich ergriff seine Hand und sprach zu ihm; die Hand war eiskalt. Dann wandte ich mich um; die Marquise und Graf Urbain standen neben einander.

„Meine arme Bread,“ sagte die Frau Marquise, „der Herr Marquis ist zur ewigen Ruhe eingegangen.“

„Mir schien das in hohem Grade sonderbar, und ich fragte die Marquise unruhvoll, was um Gottes willen denn vorgefallen sei und warum sie mich nicht gerufen hätte. Sie antwortete, daß nichts vorgefallen sei; daß sie nur ruhig neben dem Marquis gesessen habe. Sie hätte die Augen geschlossen gehabt, in der Meinung, schlafen zu können, und kurz darauf sei sie auch eingeschlafen und habe, sie wisse nicht wie lange, in festem Schlummer gelegen. Als sie aufgewacht war, hatte sie den Marquis todt gefunden. „Er ist todt, mein Sohn, er ist gestorben,“ sagte sie zu dem jetzigen Marquis. Dieser bemerkte, es müsse unverzüglich der Arzt von Poitiers hergeholt werden und er wolle hinüber reiten und

ihn herführen. Er küßte seines Vaters Gesicht; dann küßte er seine Mutter und schritt von dannen. Die Frau Marquise und ich blieben am Bette des Marquis stehen. Als ich auf den armen Mann niederblickte, zuckte es mir plötzlich durch den Sinn, daß er nicht todt sei, sondern in einer Art von Ohnmacht liege. Die Frau Marquise wiederholte dann: „Meine arme Bread! er ist todt, er ist todt!“ und ich antwortete: „Ja, gnädige Frau Marquise, gewißlich ist er todt!“ Damit sagte ich jedoch das Gegentheil von dem was ich glaubte, — denn ich hielt ihn, wie schon bemerkt, nicht für todt; eine innere Stimme aber sagte mir, es sei besser, mir von dieser Meinung nichts merken zu lassen. Darauf sagte die Marquise, wir müßten auf den Doctor warten; und wir saßen an dem Bette des Marquis und warteten. Es dauerte eine lange Zeit; der arme Marquis regte und rührte sich nicht. „Ich habe schon mehr Todte gesehen,“ sagte die Marquise; „so sahen sie aus!“ — „Ja, Frau Marquise,“ antwortete ich und blieb gedankenvoll sitzen. Die Nacht schlich zu Ende, ohne daß der Graf zurückgekehrt wäre, und die Marquise fing an unruhig zu werden. Sie fürchtete, daß ihm bei der herrschenden Finsterniß ein Unfall zugestoßen oder daß er mit bösen Menschen in Berührung gekommen sein möchte. Zuletzt wurde sie so ruhelos, daß sie hinabging, um im Hofe auf ihres Sohnes Rückkehr zu warten. Ich saß nun allein bei dem unglücklichen Marquis, aber er gab kein Zeichen mehr von sich.“

Hier hielt Mrs. Bread wieder inne, und der geschickteste aller Romanschriftsteller hätte keine effectvollere Pause machen können. Newman machte eine Bewegung, ähnlich als wollte er ein Blatt in einem Roman umdrehen. „Also war er wirklich todt?“ rief er aus.

„Drei Tage später lag er in seinem Grabe,“ sprach Mrs. Bread mit Emphase. „Eine Weile nachdem die Frau Marquise das Gemach verlassen hatte,“ knüpfte sie wieder an ihre Erzählung an, „ging ich nach dem Vorderhause hinüber und sah hinaus auf den Hof. Es dauerte nicht lange, so sah ich Urbain allein in denselben hereinreiten. Ich wartete noch kurze Zeit, ob ich ihn mit seiner Mutter die Treppen herauf kommen höre; sie blieben aber unten — und so ging ich in des Marquis Zimmer zurück. Ich trat an sein Bett heran und hielt das Licht empor, um sein Gesicht sehen zu können; aber ich weiß noch heute nicht, wie es kam, daß ich nicht den Leuchter fallen ließ! Die Augen des Marquis waren offen — weit offen! sie stierten mich mit eigenthümlichem Glanze an. Ich kniete zu ihm nieder und ergriff seine Hände; ich bat ihn, mir um Gotteswillen zu sagen, ob er lebe oder ob er todt sei. Da blickte er noch lange, lange Zeit auf mich; dann endlich machte er mir ein Zeichen, daß ich mein Ohr dicht zu ihm niederneigen sollte: „Ich bin todt,“ sagte er, „ich bin todt. Die Marquise hat mich umgebracht.“ Ich zitterte am ganzen Körper; ich verstand ihn nicht; ich wußte nicht, was mit ihm geworden. Er schien todt und

lebendig zu gleicher Zeit, ein lebendiger Leichnam, wenn Sie sich das vorstellen können, mein Herr. — ,Aber Sie werden jetzt wieder gesund werden, gnädiger Herr!' sprach ich zu dem Marquis. Er aber wisperte mir so leise wie vorhin zu: ,Ich möchte nicht — wieder gesund werden, um Alles in der Welt nicht. Ich möchte — nicht eine Minute lang wieder der Gatte — dieses Weibes sein.' Und dann sagte er mehr; er sagte, daß sie ihn gemordet habe. Ich fragte ihn, was sie ihm gethan habe; er aber versetzte nur: ,Mord, Mord! Und sie wird auch meine Tochter tödten,' flüsterte er; ,das arme, unglückliche Kind!' Er bat mich, das zu verhindern, und sagte dann, er fühle, daß er sterbe, daß er todt sei. Ich fürchtete mich, ein Glied zu rühren oder ihn zu verlassen; ich war beinahe selbst todt. Plötzlich ersuchte er mich, eine Bleifeder zu nehmen und zu schreiben; ich mußte ihm sagen, daß ich keine Feder zu führen verstehe. Darauf bat er mich, ihn im Bett aufrecht zu halten, während er selbst schreiben würde; und ich sagte, daß er das nun und nimmer thun könnte. Aber er schien von einer Art Entsetzen gepackt, das ihm Kraft einflößte. Ich fand eine Bleifeder in dem Gemache und ein Stück Papier und ein Buch; ich legte das Papier auf das Buch und drückte ihm die Bleifeder in die Hand; dann stellte ich ihm das Licht näher. Ihnen wird dies alles sehr — sehr sonderbar erscheinen, mein Herr; und wirklich! es war auch sonderbar! Das Sonderbarste dabei war, daß ich glaubte, er sei im Begriffe zu sterben, und daß

mir plötzlich daran lag, ihm die Möglichkeit zum Schreiben zu geben. Ich setzte mich auf den Bettrand und legte meinen Arm um ihn und hielt ihn aufrecht. Ich fühlte mich mit einem Mal sehr stark; ich glaube, ich hätte ihn heben und forttragen können. Es war zum Verwundern, wie er schrieb, aber er schrieb, in großen kraseligen Zügen, und beinahe die ganze eine Seite des Papiers voll. Es dünkte mir eine lange, lange Zeit. Ich glaub', es währte drei bis vier Minuten. Er seufzte und stöhnte fürchterlich während dieser Zeit. Dann sagte er, er wäre zu Ende, und ich legte ihn auf seine Kissen nieder. Er reichte mir das Papier, sagte mir, ich sollte es zusammenfalten, sollte es verbergen und denjenigen geben, die daraufhin handeln würden. „Wen meinen Sie damit?“ fragte ich. „Wer sind die Personen, die daraufhin handeln werden?“ Aber er ließ nur einen schweren Seufzer als Antwort hören; er konnte vor zu großer Schwäche nicht sprechen. Nach einigen Minuten aber winkte er mir und deutete auf die Flasche, die auf dem Kaminsims stand. Ich wußte gar gut, welche Flasche er meinte; die weiße Mixtur wollte er, die seinem Magen so wohlthat. Ich trat zum Kamin hin und sah nach der Flasche, aber sie war leer — bis auf den letzten Tropfen leer! Als ich zurück an sein Bett kam, waren seine Augen weit geöffnet und starren Blicks sah er mich an; bald darauf aber schloß er sie und sagte nichts mehr. Ich verbarg das Papier in meinem Kleide; ich habe nicht nachgesehen, was darauf geschrieben

war, obgleich ich sehr gut lesen kann, mein Herr. Ich setzte mich neben dem Bette nieder, aber es verging nahezu eine halbe Stunde, ehe die Frau Marquise und Herr Urbain hereintraten. Der vermeintliche Todte sah gerade so aus wie zu der Stunde, wo sie ihn verlassen hatten, und ich hab' niemals ein Wort darüber gesagt, daß er anders gewesen war. Herr Urbain meinte, der Doctor sei zu einer Frau, die in Kindsnöthen lag, gerufen worden, habe aber versprochen, sich unverweilt nach Fleurières auf den Weg zu machen. Nach Verlauf einer weiteren halben Stunde kam er an, und sobald er den Marquis untersucht hatte, sagte er, daß wir uns unnöthiger Weise beunruhigt hätten. Der arme Herr wäre sehr angegriffen, aber doch noch am Leben. Ich blickte die Frau Marquise und ihren Sohn an, als der Doctor das sagte, um zu sehen, ob sie einen Blick austauschen würden, und muß bekennen, daß sie es nicht thaten. Der Arzt meinte, es wäre kein Grund vorhanden gewesen, warum er sterben sollte; seine Genesung sei ja in so gutem Fortgang gewesen. Und dann begehrte er zu wissen, wieso denn plötzlich eine Wendung zum Schlimmen eingetreten sei; er habe ihn doch in so sehr befriedigendem Zustande verlassen? Die Frau Marquise erzählte wiederum ihr Geschichtchen, — das sie ihrem Sohn und mir erzählt hatte — und der Arzt blickte sie an, ohne ein Wort zu entgegnen. Er blieb den ganzen nächsten Tag im Schlosse und verließ den Marquis kaum einen Augenblick. Ich war stets anwesend. Fräulein

Claire und Herr Valentin kamen in das Gemach, um zu sehen, wie es ihrem Vater gehe; dieser aber regte sich nicht. Es war eine sonderbare, todesgleiche Betäubung. Die Frau Marquise ging beständig ab und zu; ihr Antlitz war so weiß wie das ihres Gatten und zeigte einen stolzen, ungeduldrigen Ausdruck, so wie ich ihn immer bemerkt habe, wenn ihren Wünschen und Befehlen nicht Folge geleistet wurde. Es war als ob der arme Marquis ihr noch mit dem letzten Rest seiner Kraft Trost geboten hätte; und die Art, wie sie dies erkannte und aufnahm, machte mich schauern vor ihr. Der Arzt von Poitiers erhielt den Marquis den Tag hindurch, und wir warteten auf den andern Arzt von Paris, der, wie ich Ihnen erzählte, in Fleurières ein paar Wochen sich aufgehalten hatte. Man hatte ihm früh am Morgen ein Telegramm gesendet und am Abend traf er ein. Er sprach draußen ein paar Worte mit dem Doctor von Poitiers, und nachher kamen sie herein, um zusammen den Marquis zu untersuchen. Ich war bei ihm — und so auch Graf Urbain. Die Frau Marquise, die, als der Pariser Arzt gemeldet worden, zu seinem Empfange hinausgegangen war, war nicht mit ihm in's Zimmer zurückgekommen. Der letztere setzte sich bei dem Marquis nieder; ich sah ihn noch dort sitzen, wie er seine Hand um des Marquis Handgelenk legte und wie Herr Urbain ihn mittelst eines kleinen Taschenspiegels, den er in der Hand hielt, beobachtete. „Ich bin überzeugt, der Kranke befindet sich besser,“ sagte der kleine

Doctor aus Poitiers; ,ich bin überzeugt, daß er wieder zu sich kommt.' Wenige Augenblicke nachdem diese Worte gesprochen waren, öffnete der Marquis die Augen, als ob er aus seiner Betäubung erwache, und blickte auf uns, von Einem zum Anderen. Ich sah ihn seinen Blick auf mich richten, und es war mir als ob ein sanfter Glanz darin leuchte, während er mich anschaute. Im nämlichen Augenblick kam die Frau Marquise auf den Zehen hereingeschlichen; sie kam zum Bett heran und schob ihren Kopf zwischen dem meinen und dem des Grafen Urbain hindurch. Der Marquis erblickte sie und stieß ein langes, sonderbares Aechzen hervor. Er sagte etwas, das wir nicht verstehen konnten, und schien von einer Art Krampf befallen zu sein. Ein heftiges Schütteln überkam seinen ganzen Körper, er warf sich zurück und verdrehte die Augen — der Arzt sprang empor und packte die Frau Marquise am Arme. Er hielt sie einen Augenblick mit nicht eben zartem Griffe fest — der Marquis, — der Marquis war todt!"

Newman hatte die Empfindung, als ob er beim Sterbenlicht den Bericht über ein höchwichtiges Belastungs=Zeugniß in einem bis dahin unaufgeklärten Justiz=Fall gelesen hätte, in welchem ein Mord verübt worden, der Thäter aber bisher unentdeckt geblieben war. „Und jenes Papier — das Papier!" rief er in hoher Aufregung. „Was stand darauf?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr," ant=

wortete Mrs. Bread. „Ich konnt' es nicht verstehen; es war französisch geschrieben.“

„Und konnte es sonst niemand lesen?“

„Ich habe nie eine Seele darum gefragt.“

„Hat es nie jemand gesehen?“

„Wenn Sie es sehen, so werden Sie der Erste sein, mein Herr!“

Newman ergriff mit beiden Händen die Hand der alten Frau und drückte sie heftig. „Ich dank' Ihnen unendlich hiefür!“ rief er. „Ich wünsche der Erste zu sein! ich wünsche, daß es mein — mein ausschließliches Eigenthum sein soll! Sie sind die weiseste alte Frau in ganz Europa. Und was haben Sie mit dem Papier angefangen?“ Die Kenntniß dieses Geheimnisses, der mächtige Hebel, welchen es ihm in die Hand gab, hatte ihm wunderbare Kraft eingeflößt. „Geben Sie es mir — sogleich, geschwind!“

Mrs. Bread erhob sich mit einer gewissen Majestät. „Das ist nicht leicht, mein Herr. Wenn Sie das Papier zu besitzen wünschen, so müssen Sie warten.“

„Aber warten — jetzt warten ist entsetzlich!“ drängte Newman.

„O, ich, mein Herr — ich habe gewartet — die vielen langen Jahre gewartet!“ sagte Mrs. Bread.

„Das ist sehr richtig. Sie haben glücklicherweise gewartet, bis ich kam. Ich werde Ihnen das nie vergessen. Und doch — wie kommt es, daß Sie nicht, wie Herr von

Bellegarde es Ihnen aufgetragen, das Papier Jemandem gezeigt haben?"

„Wem hätte ich es zeigen sollen?“ fragte Mrs. Bread ihrerseits traurig. „Ich hab' schwer daran getragen, daß ich um das Geheimniß wußte, und manche Nacht hab' ich in wachem Sinnen darüber gelegen. Sechs Monate nach des Marquis Tode, als man das Fräulein an ihren lasterhaften alten Gemahl verheirathete, da war ich sehr nahe daran, mit dem Geheimniß hervorzutreten. Ich glaubte, daß es meine Pflicht wäre, etwas damit zu thun, und doch wieder empfand ich eine entsetzliche Furcht. Ich wußte nicht, was auf dem Papier geschrieben stand — ich wußte nicht, wie schlimm es sein mochte, und es war niemand da, zu dem ich Vertrauen genug gehabt hätte, um ihn darnach zu fragen. Und dann schien es mir ein grausamer Freundschaftsdienst, den ich diesem jungen süßen Geschöpfe damit erwiesen hätte, daß ich ihr mitgetheilt, welch entsetzliches Geständniß ihr Vater über ihre Mutter niedergeschrieben; denn daß er das gethan, glaube ich bestimmt. Ich dachte mir, sie würde lieber mit ihrem Gemahl unglücklich sein, als dieses schreckliche Bewußtsein klar und bestimmt durch's Leben tragen wollen. Ihretwegen und des lieben Herrn Valentin wegen hab' ich mich ruhig verhalten. Ich sage wohl: ruhig; für mich aber war es eine bittere Ruhe. Es verfolgte mich unaufhörlich; es machte ein ganz anderes Wesen aus mir. Aber ich habe gegen jedermann reine Zunge gehalten, und

kein Mensch weiß bis zu dieser Stunde, was zwischen dem armen Marquis und mir sich zugetragen hat.“

„Aber es ist doch erwiesen, daß Argwohn geschöpft worden ist,“ sagte Newman. „Woher hatte denn Herr Valentin seine Gedanken?“

„Der kleine Doctor aus Poitiers mag Schuld sein, denn dieser war in sehr bitterer Stimmung und machte ursprünglich ein großes Gerede. Er war ein kluger, scharfsinniger Franzose und hatte, glaub' ich, während er Tag für Tag in's Haus kam, mehr gesehen als er merken ließ. Und wahrlich! die Art, wie der arme Marquis starb, als seine Augen diejenigen der Marquise trafen, war für Jeden der es mitansah, ein schrecklicher, nie wieder zu vergeßender Anblick. Der Pariser Arzt war bei weitem gefügiger und hat wohl mit sich reden lassen, es auch bei dem kleinen Doctor dahin gebracht, daß die Sache vertuscht ward. Trotz alledem aber hatte er nicht hindern können, daß zu des Fräuleins und des Herrn Valentin Ohren so manches Wort den Weg fand; und beiden war es bekannt geworden, daß ihres Vaters Tod nicht auf natürlichem Wege erfolgt war. Natürlich konnten sie ihre Mutter nicht anklagen; und ich war, wie ich Ihnen schon sagte, stumm wie dieser Stein. Herr Valentin pflegte mich dann und wann anzublicken, und seine Augen schienen aufzuleuchten, als ob er daran dächte, mich um etwas zu fragen. Ich hatte in solchen Augenblicken immer eine fürchterliche Angst, daß er sprechen würde, sah immer weg von

ihm und ging meinen Verrichtungen nach. Wenn ich es ihm erzählt hätte, so würde er mich in der Folge — das weißt' ich bestimmt — gehaßt haben, und das zu ertragen wär' ich nie im Stande gewesen. Einstmals trat ich auf ihn zu und erlaubte mir eine große Freiheit: ich küßte ihn, wie ich ihn geküßt hatte als er noch ein Kind war. „Sie sollten nicht so kummervoll aussehen, Herr Graf,“ sagte ich zu ihm; „glauben Sie Ihrer armen alten Bread. Ein so ritterlicher hübscher junger Herr kann nichts auf dem Herzen haben, was ihn so traurig stimmen könnte.“ Und ich denke, er verstand mich; er verstand meine stumme Bitte, mich schweigen zu lassen. Er behielt seine Frage für sich, wie ich meine Erzählung für mich behielt; wir fürchteten beide, Unehre über ein so altes angesehenes Haus zu bringen. Und mit der Gräfin war es das Nämliche. Sie wußte nicht, was vorgefallen war; sie wollte es nicht wissen. Die Frau Marquise und Herr Urbain fragten mich auch nicht, weil sie keine Ursache dazu hatten. Und so blieb ich mäuschenstill. In meinen jüngeren Jahren hielt mich meine Herrin für leichtsinnig; jetzt hielt sie mich für blödsinnig. Wie sollte also ich derlei Gedanken haben?“

„Aber Sie sagen, der kleine Doctor von Poitiers machte ein Gerede,“ schalt Newman ein. „Hat das denn niemand aufgegriffen?“

„Ich habe nichts darüber gehört, mein Herr. In diesen fremden Ländern reden die Leute ja in Einem fort von

Scandal-Geschichten — Sie werden das selbst bemerkt haben — und ich denke, man hat wohl dazumal über Frau von Bellegarde da und dort den Kopf geschüttelt. Aber was ließ sich streng genommen positiv sagen? Der Marquis war krank gewesen und war gestorben; er hatte so gut das Recht zu sterben wie jeder Andere. Der Arzt konnte nicht behaupten, der Kranke habe seine Krämpfe anders als auf normalem Wege bekommen. Im nächstfolgenden Jahre wechselte der kleine Doctor von Poitiers sein Domicil und kaufte eine Praxis in Bordeaux, und das wenige Gerede, das aufgetaucht war, erstarb daraufhin bald. Auch glaube ich nicht, daß die Welt einer üblen Nachrede über die Frau Marquise so leicht ein williges Ohr geliehen haben würde. Die gnädige Frau Marquise war ja immer und allezeit eine so überaus achtungswerthe vornehme Dame!“

Newman brach bei dieser letzten Bemerkung, in welche sich die angehäuften Bitterkeit von Jahrzehnten concentrirt hatte, in ein maßloses, hallendes Gelächter aus. Mrs. Bread hatte sich erhoben und war langsam von dem Plaze, wo sie gesessen hatten, zurück nach der halbverfallenen Maueröffnung geschritten, und Newman half ihr jetzt durch dieselbe hindurch und geleitete sie auf den nach dem Schlosse führenden Pfad zurück.

„Ja, ja,“ sagte er, neben Mrs. Bread dahinschreitend, „die gnädige Frau Marquise ist eine überaus achtungs-

werthe vornehme Dame! Hahaha!" lachte er dann, „daß wird einen riesigen Krach absetzen!"

Sie hatten den leeren Platz angesichts der Kirche erreicht, wo sie einen Augenblick stehen blieben und sich einander anblickten wie zwei Verschwörer, die sich über ihr Ziel klar geworden und fortan Verbündete waren.

„Aber was war es," fragte dann Newman wieder, „was war's, das sie mit ihrem Manne gemacht hat? Erdolcht oder vergiftet hat sie ihn doch nicht."

„Ich weiß es nicht, mein Herr; niemand hat es gesehen."

„Wenn nicht Herr Urbain! Sie sagen, er sei draußen vor dem Gemache auf und nieder geschritten. Vielleicht hat er durch das Schlüßelloch geguckt. Aber nein; — seiner Mutter gegenüber mag er's auf Schurken-Ehrlichkeit genommen haben."

„Sie dürfen überzeugt sein, daß ich oft darüber nachgedonnen habe," antwortete Mrs. Bread. „Ich glaube bestimmt versichern zu können, daß sie ihn nicht angerührt hat. Ich habe nichts an ihm bemerkt, an seinem ganzen Körper nichts. Ich glaube, es mag folgendermaßen zugegangen sein. Der Marquis hat wohl einen seiner heftigen Schmerzensanfälle gehabt und hat sie um seine Medicin gebeten. Anstatt sie ihm zu reichen, hat sie vor seinen Augen sie ausgeschüttet. Da hat er denn gesehen, was sie beabsichtigte, und schwach und hilflos wie er war, hat er sich gefürchtet — entsetzt. ‚Sie wollen mich tödten,‘ hat er dann gerufen."

„Ja, Herr Marquis! ich will Sie tödten,“ hat die Marquise ihm darauf entgegnet und sich dann an sein Bett hingesetzt und ihn mit ihren starren stechenden Augen unverwandt angeblickt. Sie kennen ja die Augen der Marquise, mein Herr; mit ihren Augen hat sie ihn getödtet, mit dem entsetzlichen Ausdruck, den sie darein legen kann. So tödtet der Frost die Blume.“

„Ich muß gestehen, Sie sind eine sehr kluge und verständige Frau. Sie haben große Besonnenheit und Umsicht bewiesen,“ sagte Newman. „Ich werde Ihre Dienste als Haushälterin außerordentlich zu schätzen wissen.“

Sie waren langsam den Pfad abwärts geschritten; aber Mrs. Bread sprach nichts mehr, bis sie unten am Fuße des Hügel's angelangt waren. Newman trollte leichten Schrittes neben ihr her; sein Haupt war zurückgeworfen und er blickte hinauf nach der zahllosen Menge Sterne über ihm; ein wildes Heer von Rache-Gedanken jagte sich in seinem Gehirne, und es war ihm als schnaube dort oben in der hell flimmernden Milchstraße von ihm entfesselt die grimmige Nemesis, die auf die Häupter der schuldbeladenen Missethäter niedergehen sollte.

„So ist es Ihnen damit voller Ernst, mein Herr?“ fragte Mrs. Bread mit weicher Stimme.

„Damit, daß Sie um mich bleiben und bei mir wohnen sollen? Ei natürlich; es versteht sich ganz von selbst, daß ich fortan für Sie Sorge bis an das Ende Ihrer Tage! Sie

können mit jenen Menschen nicht mehr zusammen bleiben. Sie sollen und können es auch nicht, nach dem was zwischen uns vorgegangen ist. — Sie geben mir das Papier und sagen dann dem Hause Bellegarde Lebewohl.“

„Es ist keine Kleinigkeit, in meinen Jahren noch den Platz zu wechseln, und mir selbst kommt's fast phantastisch vor,“ bemerkte Mrs. Bread in traurigem Tone. „Aber wenn Sie im Begriffe stehen das Haus von unterst zu oberst zu kehren, so will ich doch lieber außerhalb desselben als darinnen sein.“

„O,“ sagte Newman in dem heiteren Tone eines Mannes, der zwischen einem halben Duzend Möglichkeiten nach seinem Gutdünken zu wählen hat, „ich glaube nicht, daß ich die Polizei in's Haus bringen werde, wenn Sie das meinen. Was immer Frau von Bellegarde gethan hat, das Gericht fürchte ich, wird sie nicht fassen können. Aber um so besser für mich; Alles liegt dann in meiner Hand!“

„Sie sind ein schrecklich kühner Mann!“ murmelte Mrs. Bread, indem sie um die Ränder ihres großen Seidenhuts herum nach ihm blickte.

Er ging mit ihr bis zum Schlosse zurück; die Abendglocke hatte bereits die fleißigen Bewohner von Fleurières zur Ruhe entboten und die Straße war unerhellst und leer. Sie gab ihm das Versprechen, daß er nach Verlauf von einer halben Stunde den Zettel des todtten Marquis in Händen haben werde. Da Mrs. Bread vorzog nicht durch das Hauptthor einzutreten, so gingen sie durch einen der Mauer

entlang zwischen Hecken sich schlängelnden Fußweg zu einer in der Park-Umwallung angebrachten Thüre, zu der Mrs. Bread den Schlüssel hatte und die es ihr ermöglichte, von da aus ungesehen in das Schloß zu gelangen. Newman verabredete mit ihr, daß er vor der Umwallung warten werde, bis sie mit dem sehnlichst begehrten Document zurückkehre.

Mrs. Bread ging durch die Pforte nach dem Innern des Gebäudes. Langsam strichen für Newman die Minuten dahin und die verabredete halbe Stunde bis zu ihrer Rückkehr schien ihm in dem düstern Sträßchen eine Ewigkeit zu währen.

Endlich öffnete sich die Thür in der Umwallung und Mrs. Bread stand in derselben, mit der einen Hand die Klinke und in der andern einen klein zusammengefalteten Zettel weißen Papiers haltend. Im nächsten Moment hatte Newman sich desselben bemächtigt und ihn in seine Westentasche geschoben.

„Kommen Sie nach Paris und suchen Sie mich dort auf,“ sagte er; „dort werden wir das Nöthige über Ihre Zukunft besprechen und Alles regeln; dort will ich Ihnen auch des armen Herrn Bellegarde Französisch übersetzen.“ Noch niemals hatte sich Newman so dankerfüllt für den Unterricht des kleinen Herrn Nioche gefühlt wie in diesem Augenblicke.

Mrs. Bread war mit ihren glanzlosen Augen dem Verschwinden des Papiers gefolgt, und seufzte jetzt tief auf. „Sei es denn, Sie haben mit mir gemacht, was Sie woll-

ten, mein Herr, und so werde ich mich Ihnen wohl auch fernerhin zu fügen haben. Jetzt müssen Sie Sorge für mich tragen. Sie sind ein schrecklich energischer Mann!"

"Jetzt, liebe Mrs. Bread," erwiderte Newman, "jetzt bin ich vor Allem ein schrecklich ungeduldiger Mann!" Und er bot ihr Gutenacht und eilte nach dem Gasthose zurück. Er gab Befehl, seinen Wagen zur Rückfahrt nach Poitiers zu rüsten, dann schloß er die Thür des gemeinsamen Gastzimmers und trat an die einsame Lampe auf dem Kaminsims. Er zog hastig das Papier aus der Tasche und entfaltete es rasch. Es war mit Bleistift-Zeichen bedeckt, die ihm bei dem schwachen Lichte anfänglich undeutlich erschienen. Newman's grimmige Neugierde aber erzwang einen Sinn aus den zitternden Zeichen. Sie waren des folgenden Inhalts:

"Meine Frau hat versucht mich zu tödten, und hat mich wirklich getödtet; ich sterbe — sterbe einen schrecklichen Tod. Es geschieht, um meine liebe Tochter an Herrn von Cintré zu verheirathen. Mit meiner ganzen Seele protestire ich dagegen, — verbiete ich es. Ich bin nicht irren Geistes — man frage die Aerzte — frage Mrs. B. — Es war, als ich allein mit ihr war, heute Nacht. Sie hat mich angegriffen und mir den Tod gegeben. 's ist Mord, ein Mord so schreiend als er je verübt worden. Die Aerzte wissen es.

Henri-Urbain de Bellegarde."

XXIII.

Newman kehrte am zweiten Tage nach seiner Unterredung mit Mrs. Bread nach Paris zurück. Den Tag nach der Zusammenkunft mit Mrs. Bread hatte er in Poitiers damit zugebracht, daß er das kleine Document, welches er in seinem Taschenbuch aufbewahrt hielt, immer wieder auf's Neue überlas und darüber nachsann, was er unter den vorwaltenden Umständen thun, und auf welche Weise er vorgehen sollte. Er würde Poitiers gewiß nicht für eine amüsante Stadt erklärt haben; und dennoch war der Tag geschwunden, noch ehe er recht wußte wie.

In Paris angelangt und in seine Wohnung auf dem Boulevard Haußmann zurückgekehrt, ging er gleich den folgenden Tag nach der Rue de l'Université, um die Portierfrau des Bellegarde'schen Hôtels zu fragen, ob die Marquise nach Paris zurückgekehrt sei. Die Portierfrau berichtete ihm, daß die gnädige Frau in Begleitung des Herrn Marquis am vorhergehenden Tage eingetroffen sei, und theilte ihm ferner mit, daß, wenn er einzutreten wünsche, die Frau Marquise und ihr Herr Sohn zur gegenwärtigen Stunde zu Hause seien. Die kleine alte Frau mit dem weißen, nichts=

ſagenden Antliß, die aus dem düſtern Schalter des Bellegarde'ſchen Hôtels herausblickte, zeigte bei dieſen Worten ein leichtes, hämiſches Lächeln, — ein Lächeln, das Newman beſagen zu wollen ſchien: „Gehen Sie nur hinein, wenn Sie es wagen!“ Sie war augenſcheinlich in der Tagesgeſchichte des adeligen Hauſes bewandert; hatte ſie ja doch einen Poſten inne, auf welchem ſie jeden Pulſſchlag der Familie zu fühlen vermochte.

Newman ſtand einen Augenblick vor dem Schalter ſtill, während er ſeinen Schnurrbart drehete und die alte Frau anblickte; dann wandte er ſich plötzlich kurz ab. Furcht jedoch war es nicht, was ihn abhielt einzutreten, — wenngleich es ihm zweifelhaft erſchien, ob, im Fall er es thäte, er ohne Hinderniß zu den Verwandten der Frau von Cintré zu gelangen im Stande ſein würde. Nein, es war vielmehr ebenſoſehr ein vielleicht übermäßiges Vertrauen auf die Wucht des Schlages den er zu führen gedachte, als ein Gefühl von Schüchternheit, was ihn beſtimmte nicht einzutreten. War er doch nicht im mindeſten gewillt ſeinen Donnerkeil ſo ohne weiteres aus der Hand zu geben; nein, hoch oben in der brauſenden, blitzgeſchwängerten Luſt, gerade über den Köpfen ſeiner Opfer, wollte er ihn, jetzt ſein koſtbarſtes Gut, drohend geſchwungen halten, und er währte ihre bleichen, entſetzt zu ihm ausblickenden Geſichter ſehen zu können. Dieſe beiden ihm nur zu wohl bekannten Phyſiognomien, jetzt aus ihrer vornehmen Ruhe geriffen und von dem blaßgelben Scheine

des drohenden Ungewitters beleuchtet, waren ein Anblick der seinem ergrimmtten Geiste wohl that, und er fühlte den Wunsch in sich, den Becher der Rache, wenn auch vorläufig nur in den willigen Bildern seiner Phantasie, gemächlich bis auf die Reize zu schlürfen. Hinzufügen müssen wir allerdings, daß er etwas verlegen darum war, auf welche Weise er am Besten Zeuge der niederschmetternden Wirkung seines Donners würde sein können. An Frau von Bellegarde seine Karte zu senden, würde nichts weiter als eine vergebliche Förmlichkeit gewesen sein; die stolze Dame hätte es jedenfalls abgelehnt, ihn — den abgewiesenen Freier — nochmals zu empfangen. Andererseits konnte und durfte er sich nicht gewaltsam in ihre Nähe drängen. Die Besorgniß, daß ihm vielleicht nur die trockene Genugthuung bleiben möchte, ihr einen Brief zu schreiben, peinigte ihn unsäglich; bis zu einem gewissen Grade tröstete er sich jedoch mit der diesem Gedanken folgenden Erwägung, daß ein Brief doch wohl zu einer Unterredung führen würde.

Er ging nach Hause, und da er sich von dem Brüten über den ihn unablässig verfolgenden Racheplänen geistig und körperlich ermüdet fühlte, so warf er sich in einen seiner brocatgestickten Fauteuils, streckte die Beine von sich, schob die Hände in die Taschen, und begann, während er den Abglanz der verbleichenden Abendsonne an den stuckgezierten Giebeln der Häuser auf der entgegengesetzten Seite des Boulevard betrachtete, in seinem Geiste eine kalte Epistel an Frau

von Bellegarde abzufassen. Während er hiemit beschäftigt in seinem Fauteuil lehnte, öffnete sein Diener die Thüre und meldete ceremoniös:

„Madame Bread!“

Newman erhob sich erwartungsvoll, und erblickte wenige Augenblicke später auf der Schwelle seiner Thüre die ehrenwerthe Frau, mit welcher er auf der sternenerhellten Hügelkuppe von Fleurières ein so folgenschweres Zwiegespräch geführt hatte. Mrs. Bread hatte für diesen Besuch die nämliche Toilette gemacht, wie für ihren damaligen abendlichen Ausflug. Newman war über ihre feine Erscheinung betroffen. Seine Zimmerlampe war noch nicht angezündet, und als ihr großes, ernstes Gesicht durch das helle Dämmerlicht unter dem Schatten ihres umfangreichen Seidenhuts hervor auf ihn blickte, fühlte er die Ungereimtheit die in dem Umstand lag, daß eine so würdige Frau Diensthote sein sollte. Er begrüßte sie daher mit herzlicher Artigkeit und bat sie, einzutreten und Platz zu nehmen, sich es überhaupt so bequem zu machen als irgend möglich. In der altjüngferlichen Art und Weise, wie die gute Frau diesen Weisungen nachzukommen bemüht war, lag etwas, das einem Beschauer dieser Scene wohl ein heiteres Lächeln, aber auch ein Gefühl der Wehmuth entlockt haben würde. Mrs. Bread that nicht als sei sie verlegen, was einfach lächerlich gewesen wäre; sie war vielmehr bestrebt in ihrer Haltung an den Tag zu legen, wie sie sich als eine Person von so untergeordneter Stellung

anſehe, daß ſogar Verwirrtheit ihr ſchon als anſpruchsvoll erſchienen wäre. Augenscheinlich aber hatte ſie ſich niemals träumen laſſen, daß es ihr begegnen würde, in der Dämmerung einem ſo liebenswürdigen alleinſtehenden Herrn, der in theatraлиш ausſtaffirten Zimmern auf einem der neuen Boulevards wohnte, einen Beſuch abzuſtatten.

„Ich hoffe aufrichtig, mein Herr, daß ich nicht vergeſſe, wo mein Platz iſt,“ ſprach Mrs. Bread leiſe.

„Vergeſſen, wo Ihr Platz iſt?“ rief Newman. „Im Gegentheil, indem Sie hier eintreten, erinnern Sie ſich, wo Ihr Platz iſt. Ihr Platz iſt fortan hier, Mrs. Bread. Sie ſtehen bereits in meinem Dienſte; Ihr Gehalt als Haushälterin hat ſchon vor vierzehn Tagen begonnen. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß mein Haus einer ordnenden Hand bedürftig iſt. Warum nehmen Sie denn nicht Ihren Hut ab und bleiben hier?“

„Meinen Hut abnehmen?“ ſagte Mrs. Bread, indem ſie ſchüchtern die Worte wiederholte. „O, mein Herr, das geht nicht, ich habe ja meine Haube nicht auf. Und mit Verlaub, mein Herr, ich könnte nicht wirthſchaften, ſo lang ich mein beſtes Kleid anhabe.“

„Ei was, kümmern Sie ſich darum nicht!“ rief Newman in heiterem Tone. „Sie ſollen ein beſſeres — weit beſſeres Kleid erhalten als dieſes da.“

Mrs. Bread ſtarrte ernſten Blickes vor ſich hin und breitete dann ihre Hände über ihr glanzloſes Atlaskleid, als

ob ihr bei der Annäherung der Möglichkeit, andere Kleider als die ihrer Wahl anlegen zu müssen, die gefährliche Seite ihrer Lage klar werde. „O, mein Herr,“ sprach sie leise, „ich trage gerne meine eigenen Kleider.“

„Wie Sie wollen!“ versetzte Newman freundlich, „aber ich hoffe doch, daß Sie sich von jener sündhaften Bande nun vollständig losgemacht haben?“

„Ja, mein Herr! Hier haben Sie mich!“ antwortete Mrs. Bread. „Hier haben Sie mich! Diese vier Worte am Schluß von ebensoviel Jahrzehnten treuen Dienstes sind Alles, was ich Ihnen sagen kann. Da haben Sie mich, die arme Catharina Bread, losgeschält von Allem, was mich diese langen Jahre umgab. Es ist ein seltsam Thun für mich. Ich kenne mich selbst nicht mehr; ich hab' nie geglaubt, daß ich so kühn sein könnte. Aber wahrlich, mein Herr! ich bin so weit gegangen, wie das bißchen Kraft, das ich noch habe, mich nur tragen kann!“

„O, bitte, bitte, Mrs. Bread,“ sagte Newman in einem beinahe lieblosenden Tone, „machen Sie sich doch keine schwermüthigen thörichten Gedanken! Jetzt heißt es munter sein und sich regen! Und es soll Ihnen gut gehn fernerhin, dafür büрге ich Ihnen!“

Ihre Stimme begann wieder zu zittern. „Es will mir scheinen, als wäre es achtungswerther von einer Person von meinem Schlage, wenn ich — wenn ich . . .“ — und ihre Stimme bebte so heftig, daß sie inne halten mußte.

„Wenn Sie die ganze Geschichte aufgeben könnten?“ fragte Newman freundlich, indem er durch diese Worte ihrer Rede, die ihm ein Wunsch, sich ganz vom Dienste zu befreien, zu sein dünkte, vorzugreifen versuchte.

„Wenn ich Alles aufgeben, von Allem erlöst werden würde, mein Herr! Das Einzige, was ich für mich noch begehre, ist ein ehrliches protestantisches Begräbniß.“

„Ein Begräbniß!“ rief Newman, indem er in ein heiteres Lachen ausbrach. „Ei, meine gute Frau! Sie jetzt zu begraben, wäre ein Luxus, den wir uns durchaus nicht gestatten dürfen. Nur Schurken sind es, die begraben werden müssen, um respectabel zu werden. Ehrliche Leute wie Sie und ich können unsere Zeit zu Ende leben — und zusammen leben. Sprechen Sie! — haben Sie Ihr Gepäck mit sich gebracht?“

„Mein Koffer ist verschlossen und geschnürt; aber gesprochen habe ich noch nicht mit meiner Herrin.“

„So sprechen Sie mit ihr, und machen Sie's fertig! Ich gäbe etwas darum, wäre ich für zwei Stunden an Ihrer Stelle!“ rief Newman.

„Das wäre Niemandem erwünschter als mir!“ antwortete Mrs. Bread. „Ich habe gar manche lästige Stunde im Ankleidezimmer meiner Herrin zugebracht; diese aber wird eine der lästigsten sein. Sie wird mich der Undankbarkeit zeihen!“

„Hm,“ meinte Newman, „so lange Sie sie des Mordes zeihen können —“

„O mein Herr, das kann ich nicht; nicht ich, nicht ich!“ rief Mrs. Bread mit einem schweren Seufzer.

„Sie wollen ihr nichts darüber sagen? Um so besser. So überlassen Sie es mir!“

„Wenn sie mich ein undankbares altes Weib nennt,“ sagte Mrs. Bread, „so werd’ ich nichts darauf zu erwidern haben. — Aber es ist besser so,“ setzte sie sanft hinzu. „Sie soll meine Herrin bleiben, so lange ich unter Ihrem Dache bin. So wird es weit achtbarer von mir gehandelt sein.“

„Und dann kommen Sie zu mir, und betrachten mich fortan als Ihren Herrn,“ entgegnete Newman lächelnd; „das wird noch viel achtbarer von Ihnen gehandelt sein.“

Mrs. Bread erhob sich mit gesenkten Augenlidern und blieb einen Moment vor Newman stehen; und als sie dann aufschaute, ließ sie ihre Augen auf seinem Antlitz ruhen. Newman’s letzte Bemerkung, welche auf ihr zukünftiges Verhältniß zu ihm hinwies, hatte ihr, so scherzhaft die Anspielung von Newman’s Seite gewesen war, doch den für ihre langjährige Gewöhnung an ausgeprägte Rangstufen nothwendigen Fingerzeig gegeben und sie begann sich mehr heimisch zu fühlen in dem Augenblick, wo sie sich deutlich als Untergebene zu fühlen vermochte. Sie blickte so lange und so starr auf ihn, und in diesem Blicke lag eine so intensive Ergebenheit, daß ein Mann von weniger klarer Würdigung des Humoristischen ordentlich in Verlegenheit darüber hätte gerathen können. Endlich sprach sie sanft und besorgt:

„Sie sehen nicht wohl aus, mein Herr!“

„Das ist mehr als natürlich,“ entgegnete Newman.
„Ich habe nicht die geringste Ursache, mich wohl zu fühlen.
Zu gleicher Zeit gleichgültig und ungestüm, traurig und
lustig, sterbensmüde und thatendurstig zu sein, — kein Wunder,
wenn man da nicht aussieht wie 'ne Rose im Juni!“

Mrs. Bread stieß einen leisen, kaum hörbaren Seufzer
aus. „Wenn Sie von Rosen sprechen,“ sagte sie mit Thrä-
nen in den Augen, „so bringen Sie mir eine Rose in den
Sinn, die unbarmherzig geknickt worden! O meine arme
Claire! Ich würde Ihnen gerne von ihr sprechen, aber ich
fürchte Sie noch trauriger zu stimmen, als Sie es schon
sind, mein Herr!“

„Was können Sie mir von ihr zu sagen haben?“
fragte Newman. „Doch nicht, daß Sie sie gesehen?“

Die alte Frau schüttelte das Haupt. „Nein, o nein,
mein Herr. Ich hab' sie nicht gesehen, noch werd' ich sie je
sehen. Das ist eben das Traurige, was ich Ihnen zu sagen
habe. Auch die Frau Marquise wird sie nicht mehr sehen,
auch nicht ihr Sohn!“

„Sie wollen also sagen, daß Frau von Cintré voll-
ständig abgeschlossen von der Außenwelt ist?“

„Vollständig — vollständig abgesperrt!“ antwortete
mit unendlicher Weichheit in ihrem Tone Mrs. Bread.

Es war Newman einen Augenblick als hemmten diese
Worte den Schlag seines Herzens. Er lehnte sich in seinen

Lehnstuhl zurück und starrte zu der alten Frau hinüber. „Jene Beiden haben den Versuch gemacht, zu ihr zu dringen?“ fragte er, die Worte hastig hervorstoßend, — „und Frau von Cintré hat sie nicht empfangen wollen, — nicht empfangen können?“

„Sie hat es verweigert, — entschieden und für immer verweigert! Der Frau Marquise Kammerzofe hat es mir gesagt, und diese hat es aus dem Munde ihrer Herrin selbst gehört,“ antwortete Mrs. Bread. „Daß die stolze Frau Marquise zu einer solchen Person davon hat sprechen können, beweist, daß sie tief erschüttert sein muß. Frau von Cintré hat sie jetzt nicht sprechen wollen, und nur jetzt ist ihr die Möglichkeit dazu noch offen. Noch eine kurze Weile, und jede Gelegenheit dazu wird für immer abgeschnitten sein.“

„Sie wollen sagen, die anderen Weiber im Kloster — die — wie heißt man sie doch gleich? die Mütter, Töchter, Schwestern, würden es nicht gestatten?“

„Die Hausordnung, glaube ich, oder Ordensregel nennen sie's, ist's was sie daran verhindert,“ antwortete Mrs. Bread. „Und keine Ordensregel ist so streng wie die der Carmeliterinnen. Die Büsserinnen in den Magdalenenhäusern haben es gut im Vergleich mit diesen Nonnen. Sie tragen alte braune Mäntel — so hat Mylady's Zofe mir erzählt — Mäntel, die Sie, mein Herr, nicht als Decke für Ihre Pferde verwenden möchten. Und die arme gute Gräfin hatte ihre feinen weichstoffigen Kleider so gern; sie konnte

rauhe, steife Kleider niemals leiden! Die Carmeliter-Monnen schlafen auf dem Fußboden," fuhr Mrs. Bread fort; „sie sind nicht besser daran, nicht besser," — und sie zögerte ein paar Secunden lang um einen passenden Vergleich zu finden, — „sie sind nicht besser daran wie die Weiber umherziehender Kesselflicker. Die Vermögensten müssen Alles, Alles hinter sich lassen, sogar dem Taufnamen müssen sie Valet sagen, bei dem die alten armen Wärterinnen ihrer Kindheit sie zu nennen pflegten. Vater und Mutter, Bruder und Schwester müssen sie verlassen, — gar nicht zu sprechen von anderen Personen," setzte Mrs. Bread mit feinem Zartgefühl hinzu. „Sie tragen alle ein Sterbehemd unter ihren braunen Röcken und einen Strick um ihre Lenden; sie stehen mitten in rauhen Winternächten auf und gehen hinaus an kalte, eisige Orte, um zu der Jungfrau Maria zu beten. Die Jungfrau Maria ist eine harte, gestrenge Herrin!"

Mrs. Bread saß, während sie die Schilderung dieser schrecklichen Thatfachen gab, die Hände gefaltet, trockenen Auges und bleichen Antlitzes da. Newman machte seinen traurigen Gedanken durch ein tiefes Aechzen Luft und sank, den Kopf in die Hände stützend, nach vorn. So blieben die beiden eine lange Weile in dumpfes Schweigen versunken, das einzig und allein durch das Geticke der großen vergoldeten Uhr auf dem Kamin Sims unterbrochen wurde.

„Wo ist dieser Ort, — dieses Kloster, wo ist es?" fragte Newman endlich, indem er aufblickte.

„Es gibt deren zwei,“ antwortete Mrs. Bread. „Ich hab’ sie ausfindig gemacht; ich dachte mir, es würde Ihnen angenehm sein, zu wissen wo sie belegen sind, — obgleich dies, denk’ ich, nur ein sehr armseliger Trost für Sie ist. Das eine der beiden Klöster liegt in der Avenue de Messine; die Frau Marquise hat durch ihren Sohn in Erfahrung gebracht, daß Frau von Cintré dorthin ihre Schritte gelenkt hat. Das andere Kloster liegt in der Rue d’Enfer (Höllensstraße). Das, mein Herr, ist ein entsetzlicher Name; ich nehme an, Sie verstehen, was derselbe bedeutet.“

Newman stand auf und schritt hinüber nach dem entgegengesetzten Ende seines weiten Gemaches. Als er zurückkam, hatte sich Mrs. Bread von ihrem Stuhl erhoben und stand mit gefalteten Händen am Kamine.

„Sagen Sie mir nur das Eine,“ richtete Newman das Wort an sie; „kann ich in ihre Nähe gelangen, — auch wenn ich nicht ihrer ansichtig werde? Kann ich durch ein Gitter oder sonst auf eine Art nach dem Orte hinsehen, wo sie weilt?“

Man sagt, daß alle Frauen einem Liebenden zugethan sind; und der bei Mrs. Bread gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangene Glaube an jenes seit dem Ursprung aller Dinge waltende harmonische Weltgesetz, welches Dienstboten nicht aus der ihnen gebührenden Stellung heraustreten läßt, genau so wie das gleiche Gesetz in einer höheren Anwendung Planeten nicht aus ihrer Bahn weichen läßt, —

selbst das Gewicht dieser sicheren Ueberzeugung vermochte nur ungenügend die mütterliche Schwermuth einzudämmen, mit welcher sie ihren Kopf auf die eine Seite neigte und ihren neuen Dienstherrn anblickte. Sie hatte wahrscheinlich in diesem Augenblicke die Empfindung, als ob sie vor vierzig Jahren auch ihn auf ihren Armen getragen hätte.

„Das würde Ihnen nichts helfen, mein Herr,“ erwiderte sie auf Newman's Worte; „es würde Frau von Cintré nur als Ihnen noch fernergerückt erscheinen lassen.“

„Ich wünsche, unter allen Umständen dorthin zu gehen,“ beharrte Newman. „Avenue de Messine, sagen Sie? Und wie ist der Name, den diese Frauen sich geben?“

„Carmeliter=Nonnen heißen sie,“ antwortete Mrs. Bread.

„Ich werde mir den Namen merken,“ sagte hierauf Newman und legte sich in seinen Lehnstuhl zurück.

Mrs. Bread zögerte einen Moment lang und fuhr dann mit etwas beflommener Stimme fort: „'s ist meine Pflicht, Ihnen noch Folgendes zu sagen, mein Herr. Das Kloster hat eine Kapelle, und gewissen bevorzugten Personen wird es gestattet, am Sonntag dort die Messe zu besuchen. Man sieht freilich die armen Geschöpfe, die dort eingesperrt sind, nicht; aber man hat mir gesagt, daß man sie singen hören könne. 's ist zum Verwundern, daß ihnen noch ein Herz zum Singen gelassen ist! — Ich werde Sonntags hie und da den nothwendigen Muth finden, um in dieser Kapelle die Messe

zu besuchen. Mich will's bedünken, als müßte ich ihrer — meiner theuren Gräfin Stimme aus einem ganzen Meer von Stimmen heraushören.“

Newman richtete einen dankerfüllten Blick auf seine Besucherin; dann reichte er ihr die Hand und schüttelte die ihrige kräftig. „Ich danke Ihnen,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Wofern es irgend Jemand fertig bringen kann, sich dort Zutritt zu verschaffen, so werde ich es fertig bringen.“ Wenige Minuten später schickte sich Mrs. Bread unter höflicher Verbeugung zum Fortgehen an; aber Newman hielt sie zurück und gab ihr eine brennende Kerze in die Hand, indem er, auf eine offenstehende Thüre gegenüber deutend, sagte: „Ich habe wenigstens ein halbes Duzend Zimmer hier, die ich nicht brauche. Bitte, treten Sie hier herein, sehen Sie sich die verschiedenen Räume an und treffen Sie Ihre Wahl ganz nach Belieben. Schlagen Sie Ihren Wohnsitz in demjenigen Zimmer auf, das Ihnen am besten gefällt.“

Mrs. Bread schreckte im ersten Augenblick vor dieser verwirrenden Mehrzahl von Möglichkeiten zurück; schließlich aber leistete sie Newman's wohlwollender Aufforderung, die von einer gutmüthig nöthigenden Handbewegung begleitet war, Folge und schritt, die hin und her flackernde Wachskerze in der Hand haltend, nach der düstern Zimmerreihe hin. Ihre Abwesenheit dauerte ungefähr eine Viertelstunde, während welcher Newman im Zimmer auf und nieder schritt,

hie und da stehen blieb, um aus dem Fenster auf das Lichtmeer des Boulevards unter ihm zu blicken, und dann seinen Weg wieder aufnahm. Mrs. Bread schien an der Besichtigung der Zimmer, je weiter sie damit fortschritt, immer mehr Gefallen zu finden; endlich aber erschien sie wieder und stellte ihren Leuchter auf den Kaminsims.

„Nun, haben Sie sich für eines der Zimmer entschieden?“ fragte Newman.

„Für eines Ihrer Gemächer, mein Herr? Nein, nein; sie sind alle zu fein und vornehm für eine geringe alte Frau wie ich. 's ist ja nicht eines unter ihnen, das nicht vergoldet ist!“

„Es ist nur Flittergold, Mrs. Bread,“ antwortete Newman. „Wenn Sie erst eine Zeitlang in ihnen weilen, so fällt es schon von selbst weg!“ Und ein trauriges Lächeln umspielte seine Lippen.

„O, mein Herr! es fallen schon jetzt Sachen genug weg!“ versetzte Mrs. Bread kopfschüttelnd. „Da ich doch einmal im Hause war, hab' ich gedacht, ich wollte mich gleich ordentlich umsehen. Ich glaube nicht, mein Herr, daß Sie wissen, wie sehr hier eine ordnende Hand vonnöthen ist. Die Ecken und Nischen sind in einem sehr traurigen Zustande. Sie brauchen allerdings eine Haushälterin; ja gewiß, Sie brauchen eine, und zwar eine ordnungsliebende Engländerin, die auf Sauberkeit sieht und es nicht unter ihrer Würde hält, einen Besen in die Hand zu nehmen.“

Newman versicherte ihr, daß er die Mißstände in seinem Haushalte, wenn auch nicht in ihrer ganzen Schwere erfaßt, so doch geahnt hätte, und daß ihnen abzuhelpen eine ihrer Kräfte würdige Aufgabe sei. Sie nahm den Leuchter wieder in die Hand, hielt ihn in die Höhe und schaute sich mit kritischen Blicken in dem Salon um; dann erklärte sie, daß sie sich dieser Aufgabe unterziehen wolle, und daß der weihewolle Charakter derselben sie in ihrem Bruche mit Frau von Bellegarde aufrecht erhalten werde. Und damit empfahl sie sich, nicht ohne ihrem neuen Gebieter eine Anzahl wohlanschändiger Knixe zu machen. Am nächstfolgenden Tage kehrte sie mit ihren irdischen Besitzgütern zurück, und Newman fand sie, als er in sein Gesellschaftszimmer trat, mit dem Aufnähen einer losgetrennten Franse beschäftigt vor einem Divan auf den Knieen liegend. Er fragte sie, wie sie mit der Frau Marquise auseinandergekommen sei, und sie antwortete, daß sich das leichter gemacht, als sie erwartet habe.

„Ich war durchaus höflich, mein Herr,“ schloß Mrs. Bread ihre Rede; „Gott im Himmel aber half mir eingedenk sein, daß ein gutes Weib nicht Ursache hat, vor einem schlechten zu zittern.“

„Das sollt' ich meinen!“ rief Newman. „Und weiß die Frau Marquise, daß Sie zu mir gekommen sind?“

„Sie hat mich gefragt, wohin ich ginge, und ich nannte Ihren Namen,“ antwortete Mrs. Bread.

„Und was hat sie dazu gesagt?“

„Sie warf mir einen scharfen Blick zu und wurde dann über und über roth. Dann befahl sie mir, mich zu entfernen. Ich war vollständig bereit zum Fortgehen und hatte den Kutscher, der ein Engländer ist, beauftragt, meinen schlichten Koffer hinunterzutragen und mir einen Wagen zu holen. Als ich aber selbst zum Gitterthor hinunter kam, fand ich dasselbe verschlossen. Meine Herrin hatte dem Portier Befehl ertheilt, mich nicht das Thor passieren zu lassen, und gleichzeitig die Frau desselben — die eine verschlagene alte Person ist — ausgeschiedt, um Herrn von Bellegarde aus seinem Club nach Hause zu holen.“

Newman schlug sich auf das Knie. „Kein Zweifel!“ rief er triumphirend aus, „sie ist in Schrecken gesetzt! sie hat Furcht!“

„Auch ich war erschreckt, mein Herr,“ erwiderte Mrs. Bread, „aber zugleich auch auf's Heftigste empört. Ich habe dem Portier tüchtig die Meinung gesagt und ihn gefragt, wieso er sich unterfangen könne, einer ehrbaren Engländerin gegenüber, die schon über dreißig Jahre im Hause gewesen, ehe man von ihm noch das Geringste gewußt hatte, Gewalt anzuwenden. O, mein Herr, ich zeigte ihm sehr energisch, daß er an mir nicht seinesgleichen vor sich hatte, und das hat den Mann auch endlich eingeschüchtert. Er schob den Thorriegel zurück und ließ mich hinaustreten. Ich versprach dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er schnell zufahren wollte. Aber es ging entsetzlich langsam, und ich meinte

schon, wir würden niemals Ihre liebe gute Thür erreichen. Ich bebe noch immer am ganzen Körper; eben noch brauchte ich volle fünf Minuten, um diese Nadel da einzufädeln.“

Newman sagte ihr mit einem scherzhaften Lachen, sie könne sich, falls sie das wolle, ein eignes Mädchen zum Einfädeln ihrer Nadeln halten, und verließ dann die wackere alte Frau, indem er in immer erneutem Triumph vor sich hin wiederholte: „Die Alte hat Lunte gerochen! die Alte hat Lunte gerochen!“

Seiner Freundin Mrs. Tristram hatte Newman das kleine Document, das er in seinem Taschenbuche bei sich trug, nicht gezeigt, wenngleich er sie seit seiner Rückkehr nach Paris verschiedene Male besucht und sie ihm auch gesagt hatte, daß es ihr vorkäme, als sei er in einer sonderbaren Gemüthsstimmung, — einer weit sonderbareren Stimmung noch, als seine traurige Lage sie natürlich erscheinen lasse. Ob ihm die Enttäuschung, die er erlitten hatte, etwa zu Kopfe gestiegen sei? Er habe so ganz das Aussehen eines Menschen, der krank zu werden drohe, und dennoch erinnere sie sich nicht, ihn je rastloser und thätiger gesehen zu haben. Den einen Tag säße er gesenkten Hauptes da und sähe ganz so aus, als wäre er fest entschlossen, nie wieder ein Lächeln auf seine Lippen treten zu lassen; am folgenden Tage lache er in einer Weise, die fast unschicklich sei, und mache Witze und Späße, die, so wenig sie sonst mit seinem Yankee-Humor in's Gericht gehe, sogar von einem so wunderlichen Rauz,

wie er sei, schlecht genannt werden müßten. Wenn er dadurch versuchen wollte, sich seiner Traurigkeit zu entledigen, so ginge er hiemit denn doch zu weit. Sie bitte ihn, nur um Gotteswillen nicht ‚seltsam‘ zu werden. Da sie, Mrs. Tristram, bis zu einem gewissen Grade für die ganze Angelegenheit, die einen so unglücklichen Ausgang für ihn genommen, sich verantwortlich erachte, so vermöge sie alles Andere eher zu ertragen, als den Gedanken, daß er durch dieses Mißgeschick ‚seltsam‘ geworden. Er möchte traurig oder kalt und gleichgültig sein so viel er wollte; er dürfe auch mürrisch und zänfisch mit ihr sein und ihr Vorwürfe darüber machen, daß sie sich je mit seinem Geschick zu befassen erkühnt hätte: derlei würde sie alles ohne Widerrede gern ertragen. Nur um's Himmels willen solle er nicht die Herrschaft über sich verlieren, das würde ihr im höchsten Grade unangenehm sein. Es mache das immer den gleichen Eindruck auf sie, als wenn sie Leute im Schlafe sprechen hörte; das erschrecke sie immer fürchterlich. Und schließlich gab Mrs. Tristram noch zu verstehen, daß sie sich der moralischen Verpflichtung, welche ihr durch den Gang der Ereignisse auferlegt worden, sehr energisch bewußt sei und aus diesem Grunde nicht eher ruhen werde, als bis es ihr gelungen, ihm die passendste Ersatzperson für Frau von Cintré gegenüberzustellen, welche in zwei Hemisphären ausfindig zu machen wäre.

„O!“ sagte hierauf Newman, „wir sind jetzt quitt, Mrs. Tristram, und ich schätze, daß wir besser thun wer-

den, kein neues Conto zu eröffnen. Möglich, daß Sie eines Tages zu meinem Begräbniß gehen werden, zu einem neuen Verlöbniß von Christopher Newman nimmer. Dieser Tabak war etwas zu stark für mich. Ich hoffe in jedem Falle," setzte er lächelnd hinzu, „daß nichts Unzusammenhängendes, kein Mangel an Selbstbeherrschung, wie Sie sagen, darin liegt, — wenn ich am kommenden Sonntag die Carmelite-rinnen-Kapelle in der Avenue de Messine zu besuchen wünsche. Sie kennen einen der katholischen Geistlichen — ein Abbé, glaube ich, ist das nicht der Ausdruck? — ich hab' ihn hier in Ihrem Salon gesehen, Sie erinnern sich — jener ehrbare alte Herr mit dem Schmerbauch. Bitte, erkundigen Sie sich bei ihm, ob ich einer speciellen Eintritts-Erlaubniß bedarf, und wenn das der Fall ist, so bitten Sie ihn, eine solche für mich zu erwirken."

Mrs. Tristram gab der lebhaftesten Freude Ausdruck. „Ich bin so glücklich, daß Sie mich ersucht haben, etwas für Sie zu thun!" rief sie. „Sie sollen Eintritt in die Kapelle erhalten; und wenn der Abbé deßhalb excommunicirt wird!"

Und zwei Tage später berichtete Mrs. Tristram unserem niedergeschlagenen Helden, daß Alles in Ordnung gebracht sei, daß der Abbé entzückt wäre, ihm gefällig zu sein, und daß, wenn er an der Klosterpforte höflich Einlaß begehre, keinerlei Schwierigkeiten ihm im Wege stehen sollten.

XXIV.

Zwei Tage mußten noch verstreichen, ehe jener Sonntag nahte; und Newman, um seine Ungeduld zu bändigen, ging während dieser Zeit des öftern nach der Avenue de Messine und suchte seine trübe Stimmung so viel als möglich dadurch zu verscheuchen, daß er die kahle, todte Außenmauer von Frau von Cintré's gegenwärtigem Aufenthalt mit starrem Blick betrachtete.

Die in Frage stehende Straße grenzt — wie sich diejenigen unserer Leser, welche Paris besucht haben, erinnern werden, — an den Parc de Monceau, der eines der lieblichsten Fleckchen der französischen Metropole ist. Das ganze Stadtviertel, das vor nicht langer Zeit noch Dörfchen war, hat, seit es in den Umkreis der Großstadt einbezogen ist, einen Anstrich moderner Heppigkeit und weltstädtischer Eleganz gewonnen, der im seltsamsten Widerspruche mit der klösterlichen Anstalt, die in ihm ihren Platz gefunden, zu stehen scheint; und der Eindruck, den Newman's düster starrendes Auge durch den Anblick der frisch getünchten fensterlosen Mauerfläche gewann, hinter welcher vielleicht in eben diesem Augenblicke die Frau, die er mit allen Fasern seines

Herzens liebte, sich selbst zum Pfande gab für die unselige Gewähr, den Rest ihrer jungen Tage daselbst beschließen zu dürfen, war weit weniger erbitternd für sein Gefühl, als Newman gefürchtet hatte. Der Platz, auf welchem das Kloster stand, und dessen freundliche Umgebung schienen darauf hinzudeuten, daß dieses den Fortschritten der Neuzeit nicht unzugänglich geblieben sein konnte, — daß hier ein Zufluchtsort sich bot, in welchem Stille und Einsamkeit, wenn sie auch ohne Abwechslung blieben, doch nicht der Dede und Abgeschlossenheit gleich zu erachten wären, und wo beschauliches Leben, trotz seiner Eintönigkeit, doch einen gewissen fröhlichen Charakter bewahren könne.

Und dennoch war sich Newman verworren bewußt, daß dem ganz anders war; nur vermochte er im gegenwärtigen Augenblicke die ganze Wirklichkeit der Sache sich nicht vor Augen zu stellen. Es war zu sonderbar; es sprach zu sehr den gewöhnlichen Anschauungen Hohn, als daß es Wirklichkeit hätte sein können; es glich vollständig einer aus einem Roman herausgerissenen Seite, die außer Zusammenhang mit seiner eigenen Erfahrung, mit seinem ganzen bisherigen Ideenkreis stand.

Am Sonntag Morgen, genau zu der Stunde, die Mrs. Tristram ihm bezeichnet hatte, schellte er an der Pforte, die in der weißen Mauer angebracht war. Sie öffnete sich augenblicklich und gestattete ihm Zutritt zu einem kleinen, reinlich gehaltenen Hofraum von kaltem, abstoßendem Aussehen,

von dessen anderer Seite ein schwerfälliger, kunstloser Bau auf ihn herniederblickte. Eine robuste Laienschwester mit frischem Gesicht steckte den Kopf aus einer Art Pförtnerloge und deutete, als Newman sein Begehre ausgesprochen hatte, nach der offenstehenden Thüre der Kapelle, — eines Gebäudes, das die rechte Seite des Hofraumes einnahm und zu dem eine hohe Treppensflucht empor führte.

Newman stieg behend die Stufen derselben hinauf und trat ohne Weiteres durch die offene Thüre ein. Der Gottesdienst hatte noch nicht begonnen; der Raum war trüb erhell't, und er brauchte einige Minuten Zeit, bevor er die einzelnen Umrisse desselben zu unterscheiden vermochte. Dann sah er, daß ein breiter, dicht verschlossener eiserner Gitterverschlag die Kapelle in zwei ungleiche Hälften theilte. Der Altar stand auf der diesseitigen Hälfte des Verschlages, und zwischen ihm und dem Eingange waren verschiedene Reihen Bänke und Stühle aufgestellt. Auf drei bis vier Stühlen saßen undeutlich erkennbare, regungslose Gestalten, — Gestalten, die, wie Newman allmählig wahrnahm, betenden, in tiefe Andacht versunkenen Frauen angehörten. Der Ort schien entsetzlich kalt zu sein; selbst der Duft des Weihrauches flößte Newman etwas wie ein Frösteln ein. Dazwischen flackerten die Kerzen und hie und da fiel aus dem farbigen Glase der hohen Fenster ein matter Schimmer.

Newman setzte sich; die betenden Weiber auf den Bänken vor ihm verharrten in ihrer Stellung. Er sah jetzt, daß

sie gleich ihm selbst, Besucher der Kapelle waren, und er hätte viel darum gegeben, wenn er ihre Gesichter hätte sehen können; denn er glaubte, sie wären die trauernden Mütter oder Schwestern anderer Frauen, die den gleichen unbarmherzigen Muth gezeigt hatten wie Frau von Cintré. Aber waren nicht alle diese noch immer besser daran als er? wenigstens theilten sie doch den Glauben, welchem ihre Angehörigen sich zum Opfer gebracht hatten. Drei bis vier Personen traten jetzt wieder ein; zwei von ihnen waren ältere Herren. Tiefe Stille herrschte ringsum. Newman heftete seine Augen auf den Verschlag hinter dem Altar. Dort, hinter diesem starren Eisengitter, dort lag das eigentliche Kloster, — dort war der Raum, in welchem sie weilte. Aber er konnte nichts sehen; kein Lichtstrahl drang durch die schmalen Spalten des Verschlags. Newman stand auf und näherte sich behutsam dieser Scheidewand, durch die er hindurch zu blicken versuchte. Aber hinter ihr war absolute Finsterniß. Er schritt auf seinen Platz zurück, und bald darauf traten ein Priester und zwei Chorknaben ein, die sich zum Beginne des Meßgottesdienstes anschickten. Newman beobachtete ihre Kniebeugungen, ihr Weihrauch-Schwenken und all' die ceremoniösen Verrichtungen mit grimmem, feindlichem Blicke; alle diese Menschen erschienen ihm wie Helfer und Mitschuldige, die zu Frau von Cintré's Vereinsamung beigetragen; es war ihm, als wollten sie durch ihr Gebahren und Gesumme den Triumph verkünden, den sie darüber empfanden. Des Priesters lang-

gezogene klagende Töne griffen seine Nerven an und erhöhten seinen Zorn; etwas Herausforderndes lag für ihn in diesem unverständlichen Geleier; es klang Newman wie ein verhüllter Hohn, dessen Spitze gegen ihn gefehrt war.

Plötzlich erhob sich aus den Tiefen der Kapelle, hinter dem unerbittlichen Gitter hervor, ein Klang, der seine Aufmerksamkeit von dem Altare ablenkte, — der Klang eines fremdartigen, traurig klagenden Gesanges von Frauenstimmen. Er begann leise, sehr leise, und wurde dann lauter und lauter; je mehr er anschwell, desto mehr gewann er Aehnlichkeit mit jenen klagenden Accorden, welche den Dahingeschiedenen in das fortan stumme Grab mitgegeben werden. Das also war der Gesang der Carmeliter-Nonnen, von welchem ihm die alte Bread erzählt hatte, — das war der einzige Laut, mit dem sie sich der Außenwelt verständlich machen durften. Es war ihr Grabgesang über ihre zu Grabe getragenen Neigungen, über die hingegangene Nichtigkeit irdischen Begehrens. Im ersten Augenblick fühlte sich Newman verwirrt — fast versteinert, — durch die Fremdartigkeit jener Laute; allmählig aber, als ihm der Sinn derselben in's Bewußtsein trat, lauschte er gespannt, und eine tiefe Wehmuth überkam ihn, — er fühlte, wie das Poehen seines Herzens mit jedem Augenblicke stürmischer wurde. Er horchte, ob er ihre, ob er Frau von Cintré's Stimme höre, und er wähte die ihm so theuren Laute aus den melodielosen Klängen heraus zu unterscheiden. (Wir müssen indessen glauben, daß

Newman in diesem Falle einer Täuschung unterlag, insofern nämlich als Frau von Cintré bei ihrer erst so kurzen Anwesenheit im Kloster offenbar noch nicht der unsichtbaren Schwesterschaft als Mitglied eingereiht worden war.)

Der Gesang dauerte fort in seiner mechanischen und monotonen Weise, mit seinen traurig klagenden Wiederholungen und seinen Verzweiflung athmenden Cadenzen. Es war grausenhaft, es war fürchterlich; und Newman fühlte, daß er aller seiner Selbstbeherrschung bedurfte, um Meister über sich zu bleiben. Er fühlte, wie die Bewegung, die sein Herz ergriffen hatte, höher und höher stieg; er fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten, und zuletzt, als der Gedanke, daß dieses verworrene, unpersönliche Wehklagen Alles sein sollte, was er, was die Welt aus der die Aermste geschieden, jemals wieder von der holden Stimme vernehmen würde die ihm so unendlich theuer geworden, — als dieser Gedanke mit seiner ganzen Wucht auf ihn einstürmte: da fühlte er, daß er's nicht länger mehr ertragen könne. Er stand plötzlich auf von seinem Sitze und schritt dem Ausgang der Kapelle zu. An der Schwelle blieb er stehen, lauschte nochmals den wehmüthigen Klagetönen und stieg dann hastig die Treppe nach dem Hofraume hinunter.

Als er die letzten Stufen erreicht hatte, bemerkte er, daß jene Laien-Schwester mit den frischen rothen Wangen und dem fächerartigen Rüschenwerk an ihrer Haube, die ihm bereitwillig Einlaß gewährt hatte, vom Schalter ihres Pfort-

nerstübchens aus mit zwei Personen, die soeben durch das Thor getreten waren, in lebhafter Unterhandlung stand. Ein zweiter Blick unterrichtete ihn, daß diese zwei Personen die alte Frau von Bellegarde und ihr Sohn waren, und daß beide im Begriffe standen, ihrerseits jene Annäherung an Frau von Cintré zu versuchen, die ihm nur als ein Zerrbild von Trost erschienen war. Als er über den Hof schritt, erkannte ihn Herr von Bellegarde; der Marquis ging, seine Mutter am Arme führend, auf die Treppe zu. Die alte Dame warf gleicherweise einen Blick auf Newman und ihr Blick ähnelte dem ihres Sohnes. Auf beider Antlitz lag ein Ausdruck größerer Verwirrung, ein Etwas, das mehr das Eingeständniß von Schmerz und Sorge verrieth, als Newman je bisher auf diesen steinernen Zügen bemerkt hatte. Augenscheinlich war er hier Mutter und Sohn höchst unerwartet entgegengetreten, und beide hatten die Maske ihrer vornehm unnahbaren Haltung nicht so rasch vorzunehmen vermocht. Newman ging mit raschen Schritten an ihnen vorüber, einzig und allein von dem Wunsche gejagt, aus dem Bereiche der Klostermauern heraus und auf die freie offene Straße zu kommen. Die Thüre öffnete sich, sobald er näher kam, von selbst; er schritt über die Schwelle, und ebenso schloß sich die Pforte wieder hinter ihm. Ein Gefährt, das hier gehalten zu haben schien, war eben im Begriffe, vom Trottoir wegzufahren. Newman betrachtete dasselbe einen Augenblick lang mit leerem Blicke; dann wurde er sich durch den trüben

Nebel, der vor seinen Augen schwamm, hindurch bewußt, daß eine Dame in dem Wagen saß, die ihm zunickte. Der Wagen war schon an ihm vorbeigefahren, ehe er die Dame erkannte; es war ein alterthümlicher Landauer mit halb heruntergeschlagener Decke. Das Nicken der Dame war sehr bestimmt und von einem Lächeln begleitet; ein kleines Mädchen saß an ihrer Seite. Er grüßte zurück, worauf die Dame dem Kutscher anzuhalten befahl. Der Wagen fuhr langsam wieder an das Trottoir heran, und die in ihm sitzende Dame winkte Newman mit jener zuthunlichen, halb leichtfertigen halb anmuthigen Manier, welche ihm nicht den mindesten Zweifel mehr ließ, daß er niemand anders vor sich hatte als die jüngere Marquise von Bellegarde, Urbain's Frau. Newman zögerte einen Augenblick, bevor er ihrer freundlich einladenden Handbewegung Folge leistete; und während dieses kurzen Augenblicks fand er Zeit, die Dummheit zu verwünschen, die er begangen hatte, indem er sich die Anderen, nämlich jenes saubere Pärchen, welches ihm soeben begegnet war, hatte entweichen lassen. Die ganze Zeit hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen, wie er den beiden am besten würde beikommen können, und nun hatte er sie handgreiflich zur Stelle gehabt und war so thöricht gewesen, sie nicht festzuhalten! Welch' besserer Ort hätte sich jemals finden lassen, seinen Donnerkeil auf sie niederzuschmettern, als hier — unter den Mauern des furchtbaren Gefängnisses selbst, in welches diese Glenden seine tückisch gemordete Hoffnung, —

die schmachlich gebrochene Verheißung des Lebensglücks zweier Herzen getrieben hatten! Im ersten Moment, nachdem er aus der Kapelle getreten, war er von dem, was er gesehen und gehört hatte, so erschüttert gewesen, daß er nicht die Kraft gehabt hatte, die Marquise und ihren Sohn, als sie ihm so unvermuthet entgegentraten, aufzuhalten. Jetzt aber fühlte er, daß er in überreichem Maße die nothwendige Geistesstärke besaß, um an der Einlaßpforte zum Kloster auf die Rückkehr der beiden zu warten.

Die junge Frau Marquise winkte ihm wiederholt mit jenem ihr eignen fröhlichen Muthwillen, und diesmal folgte er der Aufforderung und schritt zu dem Gefährt hinüber. Die junge Dame bog sich von ihrem Sitze herüber und reichte Newman die Hand, indem sie ihn mit freundlichen Blicken und einem Lächeln auf den Lippen ansah.

„So treten Sie doch näher, Mr. Newman, — bitte, bitte!“ redete sie ihn in herzlichem Tone an. „Ich weiß, daß Sie Ihren Groll nicht auf mich ausdehnen. Und das ist auch nicht mehr als billig, denn ich habe nichts mit der unseligen Geschichte zu thun gehabt, die mein Mann und die Frau Schwiegermutter zusammen angezettelt haben.“

„O, ich glaube auch nicht im Entferntesten, daß Sie im Stande gewesen wären, sie zu verhindern,“ entgegnete Newman in einem Tone, der wenig von gesuchter Höflichkeit an sich hatte.

„Was Sie da sagen, ist nur allzu wahr, und mit

Rücksicht darauf will ich Ihnen die geringe Wichtigkeit, welche Sie meinem Einflusse beilegen, nicht übel nehmen. Ich verzeihe Ihnen, Mr. Newman, ja ich würde Ihnen noch Schlimmeres verzeihen, weil — weil Sie gerade so aussehen, als hätten Sie einen Geist gesehen!"

„Das hab' ich auch, Frau Marquise!" rief Newman.

„Das hab' ich!"

„O, dann bin ich froh, daß ich nicht mit Frau von Bellegarde und meinem Manne hineingegangen bin. Ich sollte meinen, Sie müßten den beiden begegnet sein, — nicht? War das Zusammentreffen freundlicher Natur? Und haben Sie den Gesang gehört? Jedermann, der ihn gehört hat, sagt: es klinge ganz so, als ob man das Klaggewimmer der verdammten Seelen im Fegefeuer vernehme. Ich möcht' nicht dort hinein gehen — um Alles in der Welt nicht: man hat ja leider die Gewißheit, daß frühzeitig genug noch zu hören. Arme Claire! — in einem weißen Sterbehemd und einer großen braunen Rutte! — Das ist nämlich die Toilette der Carmeliter=Nonnen, müssen Sie wissen! — Freilich, lange, zwanglose Kleider hat sie immer gern getragen, das muß ich schon sagen. Aber ich sollte ja eigentlich nicht zu Ihnen von ihr sprechen, — nein, nein, das sollt' ich nicht; aber sagen muß ich Ihnen, Mr. Newman," — und bei diesen Worten beugte sie sich weiter aus dem Wagen heraus — „sagen muß ich Ihnen, daß ich großes Mitleid mit Ihnen empfinde, daß, wenn ich Ihnen hätte helfen können, ich es ge-

than hätte auf jede Gefahr hin, — und daß meine feste Meinung die ist, daß Alle sich höchst gemein betragen haben. Ich habe immer gefürchtet, daß so etwas kommen würde, ich hab' es in der Luft schweben gefühlt schon vierzehn Tage früher, als es wirklich eintrat. Als ich Sie auf meiner Schwiegermutter Ball Alles so leicht und herzlich hinnehmen sah, da war's mir als sähe ich Sie auf einem Sarge tanzen. Was aber konnte ich thun? — Ich für meine Person, Mr. Newman, wünsch' Ihnen alles Gute, das mir in den Sinn kommt. Sie werden hierauf sagen, daß das nicht viel heißen will! Allein, Spaß bei Seite, Sie haben Recht, Mr. Newman, man hat sich ganz erbärmlich gegen Sie benommen; ich scheue mich nicht im Geringsten, das frei und offen zu sagen; und ich versichere Sie, Jedermann denkt so wie ich. Wir sind durchaus nicht alle so schlimm wie diese beiden dort drinnen. Mir thut es wirklich sehr leid, Mr. Newman, daß ich Sie gar nicht mehr wiedersehen soll. Sie wissen ja, Ihre Gesellschaft war mir zu jeder Zeit sehr angenehm und ist es auch jetzt noch im höchsten Grade. Ich möchte Ihnen das gern dadurch beweisen, daß ich die Bitte an Sie richtete, sich zu mir in meinen Wagen zu setzen und auf ein Viertelstündchen mit mir spazieren zu fahren, so lang ich auf meine Schwiegermutter und meinen Mann warten muß. Nur, Mr. Newman, wenn wir gesehen würden — nach all' dem, was vorgegangen ist, und alle Welt weiß ja, daß man Ihnen — Sie verzeihen, Mr. Newman, daß ich diese unan-

genehme Geschichte wieder zur Sprache bringe — daß man Sie abgewiesen hat — wenn wir gesehen würden, Mr. Newman, so möchte von mir gesagt werden, ich sei, sogar für meinen freisinnigen Standpunkt, etwas zu weit gegangen. Aber — ich werde Sie dann und wann sehen und sprechen — nicht wahr? an einem gewissen Orte, Sie wissen ja doch“ — und diese letzten Worte richtete sie in englischer Sprache an Newman — „Sie wissen ja doch, wir haben damals im Theater über einen Plan gesprochen für ein kleines Privat-Amusement.“

Newman stand, die Hand auf den Kutschenschlag gelegt, neben dem Wagen der Frau Urbain de Bellegarde und hörte dem trostspendenden Geplauder derselben mit lichtlosem Auge zu. Er wußte kaum, was Frau von Bellegarde ihm gesagt hatte oder ihm hatte sagen wollen; er war sich nur bewußt, daß, soviel sie auch gesagt, sie dennoch nur eitel in den Wind gesprochen hatte. Plötzlich aber stieg der Gedanke in ihm auf, daß er die freundliche Gesinnung der jungen Frau, die sich in ihren freimüthigen Eingeständnissen befundet hatte, nützen könne: sie — die Frau Marquise Urbain de Bellegarde — sie mußte im Stande sein, ihm zu einer nochmaligen Unterredung mit ihrer Schwiegermutter und dem Marquis zu verhelfen.

„Die Marquise und Ihr Gemahl kehren bald zurück, nicht so?“ fragte er. „Sie warten hier auf die beiden?“

„Mein Mann sagte mir, daß sie die Messe zu Ende

hören wollten," antwortete Frau von Bellegarde. „Ich wüßte nicht, was sonst sie länger dort zurückhalten sollte. Claire hat es verweigert, sowohl ihrer Mutter, als ihres Bruders Besuch anzunehmen.“

„Ich möchte gern ein paar Worte mit ihnen sprechen," entgegnete Newman; „und Sie, Frau von Bellegarde, können mir dazu verhelfen. Ich bitte Sie, erweisen Sie mir diese Gefälligkeit. Verzögern Sie Ihre Rückkunft um fünf Minuten. Dann kann ich die Herrschaften sprechen. Ich will sie hier erwarten.“

Frau von Bellegarde schlug mit einer zärtlichen Grimasse die Hände zusammen. „Mein armer Freund," wandte sie sich an Newman, „was haben Sie denn zu thun im Sinne? Wollen Sie sie etwa bitten, den Zug zurückzuthun und das Schach aufzuheben? Das hieße unnöthig Worte verschwenden! Das sind nicht die Leute dazu, um einen Zug zurückzunehmen!“

„Nichtsdestoweniger aber wünsche ich ein paar Worte mit ihnen zu sprechen. Bitte, erfüllen Sie meine Bitte! Fahren Sie eine Strecke weit weg und überlassen Sie sie mir auf fünf Minuten! Sie brauchen nichts zu befürchten; ich werde nicht heftig sein; niemals war ich ruhiger als in diesem Augenblicke.“

„Ja wohl," bestätigte Frau Urbain ironisch, „Sie sehen in der That ruhig, — überaus ruhig aus. Hätten jene empfindsame Herzen, so könnten sie nicht ungerührt

bleiben. Aber sie haben eben keine empfindsame Herzen! — Uebrigens will ich meinerseits sogar noch mehr für Sie thun, Mr. Newman, als Sie von mir begehrt haben. Die Verabredung mit meinem Mann geht nicht dahin, daß ich wieder hierher zurückfahren soll, vielmehr bringt mich der Wagen jetzt mit meinem Töchterchen bis zu dem Park von Monceau, damit das Kind dort in der reinen Luft ein wenig promenirt; und meine Frau Schwiegermama, welche so ungemein selten in dieses Stadtviertel kommt, will in gleicher Weise die Gelegenheit benützen, um sich ein wenig im Freien zu ergehen. Wir sollen nun im Parke auf sie warten, wohin mein Gatte sie führen wird. Folgen Sie mir also jetzt; unmittelbar vor dem Parkthore werde ich meinen Wagen verlassen. Setzen Sie sich auf eine Bank in einem stillen Winkel des Parks, und ich verspreche Ihnen, meine Verwandten dorthin zu bringen. Heißt das nicht, Ihnen eine Ergebenheit sonder Gleichen beweisen, Verehrtester? *Le reste vous regarde, Monsieur!*“

Newman fand diesen Vorschlag außerordentlich glücklich; sein Geist erhielt durch ihn die alte Spannkraft wieder und sein schwindender Lebensmuth fand neue Anregung. Unser Held mußte sich sagen, daß Madame Urbain denn doch nicht solch ein Gänschen sei, wie sie ihm seither stets erschienen. Er versprach ohne Weiteres, sich ihren Weisungen zu fügen, worauf der Wagen der jungen Dame von dannen fuhr.

Der Park von Monceau ist ein gar wunderliebliches Fleckchen Erde: Natur und Kunst haben sich hier die Hand gereicht und eine Gartenlandschaft geschaffen, wie sie nicht leicht lieblicher zu schauen ist. Schaaren von fröhlichen Pariserern lustwandelten heut an dem warmen sonnigen Frühlingstage auf seinen breiten Gartenwegen, neckische Pärchen suchten Einsamkeit in den abgelegenen Pfaden und lauschigen Baum-Alleen, herzige Kindergestalten tummelten sich auf den grasigen Flächen und den von immergrünen Bäumen lieblich umschatteten Rundplätzen, — alle Geschöpfe der Natur jubelten und lachten aus vollem Herzen dem Lenz zu, der mit so heiterem Antlitz seinen diesjährigen Einzug gehalten hatte.

Nur Newman hatte heute keinen Sinn für alle die Schönheit, die seinen Blicken sich bot, keinen Sinn für alle die Fröhlichkeit und Lust, die ihm entgegen athmete. Gleichgültig und theilnahmlös schritt er dem abgelegensten Theile des Parkes zu, wo er bald seine Freundin, die junge Frau von Bellegarde, gefunden hatte, welche der getroffenen Verabredung gemäß in einem jener stillen Winkel Platz genommen, von denen sie zu ihm gesprochen. Vor ihr, die Baum-Allee entlang, promenirte ihr Töchterchen, gefolgt von dem Diener und dem kleinen Schooßhund, — ein sonderbares Bild, welches in Newman den Eindruck hervorrief, als empfangen das Kind hier von der Frau Mama Unterricht in Anstand und Körperhaltung. Newman setzte sich neben Ma-

dame de Bellegarde auf die Rasenbank nieder. Das lustige, kokette Frau'chen plauderte viel und lange, augenscheinlich in der Absicht, ihn dahin zu überzeugen, daß — wenn Mr. Newman dies nur einsehen möchte — die arme liebe Claire durchaus nicht den Typus eines absonderlich verführerischen Frauenzimmers repräsentirt hätte. Sie wäre zu groß und zu mager, zu steif und zu kalt; ihr Mund wäre zu breit und ihre Nase zu schmal. Sie hätte nirgendwo Grübchen — und dergleichen körperliche Mängel ließen sich mehr nennen. Dann wäre sie excentrisch, excentrisch bei völlig kaltem Blute; sie wäre eben eine Engländerin und vermöge die Tochter Albion's nun einmal nicht zu verleugnen.

Newman's Ungeduld stieg zu einem hohen Grade. Er zählte die Minuten, die Secunden, bis es ihm vergönnt sein würde, die Gestalten seiner Opfer wieder zu erblicken. Er saß schweigend da, lehnte sich auf seinen Spazierstock und blickte geistesabwesend und empfindungslos auf die kleine Marquise nieder. Endlich meinte Frau von Bellegarde, es wäre nun Zeit, daß sie ihren Verwandten nach dem Parkthore hin entgegen gehe. Bevor sie aber aufstand, senkte sie die Augen nieder, und nachdem sie einen kurzen Moment mit der Spitzen-Einfassung ihres Kleiderärmels gespielt hatte, blickte sie wieder zu Newman empor.

„Erinnern Sie sich,“ fragte sie mit zögernder Stimme, „erinnern Sie sich des Versprechens, das Sie mir vor etwa drei Wochen gegeben haben, Mr. Newman?“ Und dann, als

Newman nach vergeblichem Besinnen sich zu dem Bekenntniß genöthigt sah, daß ihm entfallen sei, was er ihr versprochen habe, da sagte sie ihm, daß er ihr damals eine höchst eigen-
thümliche Antwort gegeben habe, — eine Antwort, über welche sie, wenn sie es hätte genau nehmen wollen, ernstlich böse zu werden alle Ursache gehabt hätte. „Sie haben mir versprochen, mich gleich nach Ihrer Vermählung zu Bullier in die Closerie des Lilas zu führen. Nach Ihrer Vermählung, Mr. Newman, — Sie legten auf diese Worte einen ganz besonderen Nachdruck. Drei Tage später wurde Ihre Vermählung zunichte. Wissen Sie, Mr. Newman, was das Erste war, das ich zu mir sagte, als diese Kunde mir zu Ohren drang? „Ach, du lieber Gott! jetzt wird er gewiß nicht mit mir zu Bullier gehen!“ Das war mein erster Gedanke. Und wissen Sie, Mr. Newman, ich fing wirklich an, mich im Stillen zu fragen, ob Sie nicht etwa den Bruch vorausgesehen hätten!?“

„Um Himmels willen, Verehrteste!“ rief Newman leise, indem er den Seitenpfad, der nach dem Ausgange des Parkes führte, hinabblickte, um zu sehen, ob die so heiß erwarteten zwei Personen nicht etwa auf ihm sichtbar würden.

„Nun, ich will mich bescheiden,“ setzte Frau von Bellegarde ihr Geplauder fort. „Man muß nicht allzu viel von einem Gentleman begehren, der in eine im Kloster sitzende Nonne verliebt ist. Und dann kann ich unmöglich in die

Gloserie gehen, so lange wir um Valentin Trauer tragen. Aber aufgegeben habe ich die Sache keineswegs. Die Partie ist vielmehr bereits arrangirt; ich habe auch schon meinen Cavalier. Lord Deepmere ist's, wenn Sie nichts dagegen haben! Er ist nach seinem theuren Dublin zurückgereist; in ein paar Monaten aber werde ich ihm einen Abend bestimmen, und er wird ritterliche Höflichkeit genug besitzen, um einzig und allein zu diesem Zwecke von Irland nach Paris zu kommen. Das nenne ich mir doch wenigstens noch einen Ritter von der rechten Sorte!"

Wenige Augenblicke später schritt Frau von Bellegarde mit ihrem Töchterchen den nach dem Park-Ausgange führenden Pfad hinab. Newman blieb auf der Rasenbank sitzen; die Zeit dünkte ihm entsetzlich lang. Er fühlte es, wie mächtig jene Viertelstunde, die er in der Kapelle der Carmeliterinnen zugebracht, die Glut seiner Rache angefaßt hatte. Die junge Frau Marquise ließ ihn lange warten, aber sie hielt getreulich die gegebene Zusage. Nach Verlauf von beinahe einer Stunde erschien sie wieder am entgegengesetzten Ende des Pfades, an dessen Seite Newman wartend saß, mit ihrem Töchterchen an der Hand und gefolgt von ihrem Diener; ihr zur Seite ging gemessenen Schrittes ihr Gemahl und an dessen Arme hing die alte Frau Marquise. Sie kamen nur sehr langsam näher, und während der ganzen Zeit, die hierzu nothwendig war, saß Newman regungslos auf seinem Platze. Wohl kochte es in seinem Herzen vor

Ingrimm und leidenschaftlicher Erwartung, aber es war im höchsten Grad charakteristisch für ihn, daß er den Ausdruck seiner Ungeduld niederzuhalten vermochte, genau so wie er einen flackernden Gasbrenner heruntergeschraubt haben würde. Seine angeborene Kaltblütigkeit, Schlaueit und Energie, sein allezeit unerschütterliches Festhalten an der bei ihm zum Grundsatz gewordenen Ueberzeugung, daß Worte Thaten und Thaten Schritte im menschlichen Leben sind und daß dergleichen wichtige Schritte in hüpfender und tänzelnder Weise zu vollführen Vierfüßlern und — Ausländern überlassen bleiben müsse, — Alles das gemahnte ihn, inmitten aller Erregung, daß die volle Berechtigung zu Zorn und Ingrimm keineswegs ein Grund war, weßhalb er sich sollte erlauben dürfen, einem ungezügelten Wuthausbruch und einer theatralischen Schaustellung seiner Leiden zu fröhnen. Und als er sich jetzt in dem nämlichen Augenblick, wo die alte Frau von Bellegarde und ihr Sohn nicht weit von ihm vorübergehen wollten, von seinem Sitz erhob und ihnen in den Weg stellte, da hatte er nur das Gefühl, daß er seinen Gegnern wie an Hoheit so auch an Kraft überlegen, gleichwohl aber grimmig leicht und beweglich sei. Er war in diesem Augenblick das Bild des gereizten Löwen, der sich zum Sprunge sammelt. Newman hatte bis dahin hinter leichtem Gesträuch gesessen, so daß er auf eine gewisse Entfernung nicht sogleich gesehen werden konnte; Herr von Bellegarde aber hatte ihn augenscheinlich schon bemerkt. Seine Mutter sowohl, wie er selbst,

thaten ihrem Vorwärtsschreiten auf der Stelle Einhalt; Newman jedoch trat ihnen dicht unter die Augen, und so waren sie gezwungen, eine Weile lang stehen zu bleiben. Newman grüßte leicht mit dem Hut und blickte beide einen Moment lang an; die Marquise war bleich vor Bestürzung und Entrüstung, und auch des Marquis Gesicht zeigte nichts weniger als freudige Ueberraschung.

„Entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen in den Weg stelle,“ begann Newman mit tiefer Stimme; „aber ich muß die zufällig sich mir bietende Gelegenheit benützen. Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mich anhören?“

Der Marquis blickte ihn starr an und wandte sich dann zu seiner Mutter. „Ob Herr Newman wohl etwas zu sagen hat,“ fragte er diese, „daß des Anhörens werth sein könnte?“

„Ich versichere Sie,“ erwiderte hierauf Newman rasch, „daß ich etwas überaus Hörenswerthes zu sagen habe. Obendrein ist es meine Pflicht, es Ihnen zu sagen. Es ist eine Ankündigung, eine — Warnung!“

„Ihre — Pflicht?“ wiederholte die alte Frau von Bellegarde, während ihre schmalen Lippen sich kräuselten wie versengtes Papier. „Das ist Ihre Sache, nicht die unsrige.“

Madame Urbain hatte während dieser ersten Reden ihr Töchterchen an die Hand genommen mit einer Geberde von gut gespielter Ueberraschung und Ungeduld, welche in Newman, trotzdem er aufmerksam die Wirkung seiner eigenen

Worte beobachtete, durch ihre dramatische Wirksamkeit einen lebhaften Eindruck hervorriefen. „Wenn Mr. Newman öffentlich eine Scene zu provociren beabsichtigt,“ rief sie aus, „so will ich wenigstens mein Kind aus dem Bereiche derselben bringen! Sie ist noch zu jung, um Zeuge einer solchen Ungezogenheit sein zu dürfen!“ Und mit raschen Schritten setzte sie ihren Spaziergang fort.

„Sie würden besser daran thun, mich anzuhören,“ sprach Newman weiter. „Freilich, ob Sie es thun oder nicht thun, unangenehme Dinge stehen Ihnen in beiden Fällen bevor. Aber zum mindesten sind Sie dann vorbereitet.“

„Wir waren bereits so glücklich, von Ihren Drohungen Einiges zu vernehmen,“ sagte der Marquis mit feinem Lächeln, „und Sie wissen, denk’ ich, was wir von denselben halten, Herr Newman!“

„Sie halten weit mehr davon, als Sie zugestehen wollen,“ antwortete Newman. „Einen Augenblick, ich bitte,“ fuhr er fort in Erwiderung auf einen ungeduldigen Ausruf der alten Dame. „Ich bin des Umstandes, daß wir uns an einem öffentlichen Orte befinden, vollkommen eingedenk, und Sie sehen, daß ich meine vollste Ruhe bewahre. Ich habe nicht im Sinne, Ihr Geheimniß den an uns Vorübergehenden zu erzählen; o nein! für’s Erste sollen es nur gewisse auserlesene Personen erfahren. Wer uns hier beobachtet, wird der Meinung sein, wir seien in freundschaftlichem Geplauder begriffen, und weit entfernt, Ihnen etwas Unange-

nehmes zu sagen, Madame, sei ich vielmehr damit beschäftigt, Ihrer ehrwürdigen Tugenden Lob zu singen!"

Der Marquis, auf dessen Wangen sich lebhafteste Zornesröthe malte, stieß seinen Spazierstock heftig auf die Erde und zischte: „Ich verlange von Ihnen, mein Herr, daß Sie uns den Weg frei geben!"

Newman willfahrte seinem Begehr unverzüglich, und Herr von Bellegarde schritt mit seiner Mutter voran. Newman rief ihnen nach: „Eine halbe Stunde später wird die gnädige Frau von Bellegarde es ernstlich bedauern, daß Sie nicht Alles von mir erfahren hat, was ich ihr zu sagen Willens war."

Die Marquise hatte bereits ein paar Schritte nach vorwärts gethan; als sie aber diese Worte hörte, hielt sie inne und blickte Newman an mit Augen, die funkelten und glitzerten wie zwei vom Nordlicht beschienene Eiskugeln.

„Sie kommen mir genau so vor wie ein Hausfyrer, der etwas zu verschachern hat," sagte sie und stieß bei diesen Worten ein schwaches frostiges Lachen aus, das indessen nur theilweise das Zittern in ihrer Stimme verhüllte.

„O nein, gnädige Frau, nicht zu verschachern," versetzte Newman; „ich gebe es Ihnen umsonst." Und bei diesen Worten trat er dicht an sie heran und sah ihr starr und fest in's Auge. „Sie haben Ihren Gatten umgebracht," rief er ihr zu in halbem Flüsterton. „Das ist's, was ich weiß, was ich Ihnen sagen will. Sie haben es ein erstes

Mal versucht, ohne daß es Ihnen gelungen ist, und das zweite Mal haben Sie, ohne jeden Versuch, ihr Ziel erreicht.“

Frau von Bellegarde schloß ihre Augen und stieß ein leichtes Hüfteln hervor, das Newman ein Meisterstückchen von Verstellungskunst, ja, in seiner Art wahrhaft heroisch dünkte.

„Werthe Frau Mutter,“ ergriff der Marquis das Wort, „amüsirt Sie denn dieser Unsinn gar so sehr?“

„Was weiter kommt, ist noch viel amüsanter,“ bemerkte Newman. „Sie thun wahrlich nicht recht, wenn Sie es anzuhören unterlassen.“

Frau von Bellegarde schlug ihre Augen wieder auf; das Glitzern und Funkeln war aus ihnen gewichen; sie waren starr und ohne Leben. Aber ein stolzes Lächeln trat auf ihre schmalen, kleinen Lippen, als sie Newman's Worte wiederholte: „Noch viel amüsanter? hab' ich sonst noch Jemanden umgebracht?“

„Ich will den Namen Ihrer Tochter hier nicht nennen,“ antwortete Newman, „obgleich ich es sollte, obgleich ich ein Recht dazu hätte! Madame, Ihr Gatte hat gewußt, was Sie im Schilde führten! Ich hab' einen Beweis dafür in meinen Händen, von dessen Existenz Sie niemals auch nur eine Ahnung hatten.“ Und jetzt wandte er sich zu dem Marquis, dessen Gesicht eine entsetzliche Blässe überzogen hatte: „Ein Papier, geschrieben von der eigenen Hand und unter-

zeichnet mit dem eignen Namen Henri-Urbain's de Bellegarde. Geschrieben, nachdem Sie, Madame, ihn als todt allein gelassen, und während Sie, mein Herr — freilich nicht sonderlich schnell — nach dem Arzte gegangen waren.“

Der Marquis blickte seine Mutter an; sie wandte sich ab und blickte unstät um sich.

„Ich muß mich setzen,“ sprach sie, und ihre Stimme hatte einen tiefen Klang. Dann schritt sie nach der Rasenbank hinüber, auf welcher Newman gesessen hatte.

„Hätten Sie mir das nicht allein sagen können?“ wandte sich der Marquis heftig an Newman und richtete einen kalten, stechenden Blick auf ihn.

„O freilich! Nur hätte ich die Gewißheit haben müssen, das Gleiche auch Ihrer Mutter allein sagen zu können,“ antwortete Newman. „So aber blieb mir keine Wahl; ich mußte mich an Sie machen, wo und wie ich Sie greifen konnte.“

Frau von Bellegarde zog mit einer Bewegung, in welcher sich ihr zäher Muth, ihr stahlharter Sinn und ihre instinctive Zuhülfenahme aller ihr zu Gebote stehenden persönlichen Kraftanstrengungen in höchst charakteristischer Weise kundthaten, ihre Hand aus ihres Sohnes Arme, ging allein die wenigen Schritte, die sie noch von der Rasenbank entfernt war, und setzte sich auf derselben nieder. Sie blieb während der ganzen Unterredung hier sitzen, die Hände auf ihrem Schooße gefaltet und den Blick unverwandt und fest auf

Newman gerichtet. Der Ausdruck ihres Gesichtes war derart, daß Newman anfangs wähnte, sie lächelte; aber als er dann näher zu ihr hintrat und dicht vor ihr stand, da wurde er inne, daß ihre vornehmen Züge durch heftige Aufregung verzerrt waren. Er bemerkte indessen gleicherweise, daß sie diese Aufregung, die ihr Inneres durchwogte, mit all' der Stärke ihres unbeugsamen Willens niederzuhalten bemüht war, und daß kein Muskel ihres wie in Stein gemeißelten Antlitzes auf eine Regung von Furcht oder Demüthigung schließen ließ. Sie war bestürzt — verblüfft gewesen von dem so unvermuthet an sie Herantretenden, aber erschreckt war sie nicht. Newman hatte ein ihn fast zur Verzweiflung treibendes Gefühl, daß diese Frau schließlich doch noch Meister über ihn werden möchte; er hätte es niemals für möglich gehalten, daß ihn der Anblick eines dermaßen in die Enge getriebenen Weibes (mochte sie nun Verbrecherin sein oder was sonst) so gänzlich ungerührt würde lassen können.

Frau von Bellegarde heftete jetzt einen Blick auf ihren Sohn, der einem ausdrücklichen Befehle gleichzukommen schien, sich schweigend zu verhalten und sie nach ihren eigenen Eingebungen verfahren zu lassen. Der Marquis stand neben ihr, die Hände auf den Rücken gelegt und den Blick auf Newman gerichtet.

„Was ist das für ein Papier, von welchem Sie zu sprechen belieben?“ fragte die alte Dame mit einer so voll-

endeten Nachahmung äußerlicher Ruhe, daß eine alte Schauspielerin unfehlbar Vorbeeren damit geerntet hätte.

„Genau das was ich Ihnen mitgetheilt habe,“ antwortete Newman. „Ein Schriftstück, das Ihr Gemahl, nachdem Sie ihn als todt allein gelassen, während der zwei Stunden, welche vergingen, ehe Sie wieder in sein Krankenzimmer getreten sind, niedergeschrieben hat. Sie sehen, es ist ihm Zeit genug hierzu geblieben; Sie hätten ihn nicht so lange allein lassen sollen. In diesem Document ist in klaren deutlichen Worten die Erklärung des verstorbenen Herrn Marquis niedergelegt, daß seine Gemahlin ihn mit mörderischen Absichten bedrohe und verfolge.“

„Ich möchte Ihr Document, wie Sie es nennen, gerne sehen,“ erwiderte noch immer mit der gleichen Ruhe Frau von Bellegarde.

„Ich habe mir eingebildet, daß Sie dies wünschen würden,“ sagte Newman, „und habe deßhalb eine Abschrift davon angefertigt.“ Und bei diesen Worten zog er aus seiner Westentasche ein kleines, zusammengefaltetes Papier hervor.

„Geben Sie es meinem Sohne,“ sagte Frau von Bellegarde, worauf es Newman dem Marquis einhändigte. „Nies es,“ befahl sie diesem, indem sie ihre Augen auf ihn richtete.

Herr von Bellegarde war sehr blaß geworden und seine Augen zeigten einen fahlen Schimmer, der deutlich genug seine intensive Erregtheit verrieth. Er nahm das Papier in seine elegant behandschuhten Finger und faltete es auseinander.

ander. So lange er mit dem Lesen der auf demselben stehenden Schriftzüge beschäftigt war, wurde von keinem der Acteurs dieses seltsamen Auftritts ein Wort gesprochen. Der Marquis blickte länger auf das Papier, als zum bloßen Lesen desselben nothwendig gewesen wäre; aber noch immer wandte er seine Augen nicht von demselben ab, noch immer sprach er keine Silbe.

„Wo ist das Original zu diesem Wisch?“ fragte Frau von Bellegarde; und die Stimme, mit welcher sie diese Worte sprach, war in der That eine künstlerisch vollendete Ausschließung jedweden Scheines von Ungeduld.

„Das Original?“ fragte Newman zurück. „O! an einem sehr sichern, wohlverwahrten Orte, gnädige Frau. — Selbstverständlich kann ich Ihnen das Original nicht zeigen,“ fuhr er fort und fügte, während ein grimmiges Lächeln über seine Züge glitt, hinzu: „Es könnte sich sonst ereignen, daß Sie mir es nicht wieder zurückgeben würden, meine Gnädige. Aber dies hier ist eine sehr genaue Copie, — ausgenommen natürlich die Handschrift. Das Original behalte ich vorerst in Händen, um es anderen Leuten zu zeigen.“

Bei diesen Worten blickte Herr von Bellegarde von dem Papier, das er noch immer vor Augen hielt, empor. Sein Blick war noch immer in hohem Grade unstät. „Wem sollten Sie es zeigen wollen?“ fragte er.

„Nun, den Anfang gedenke ich mit der Herzogin zu

machen," antwortete Newman, „mit jener dicken Dame, deren Bekanntschaft ich auf Ihrem Balle gemacht habe. Sie erinnern sich ja wohl, daß sie mich einlud sie zu besuchen. In jenem Augenblicke dachte ich freilich nicht, daß ich jemals sonderlich viel mit ihr zu sprechen haben würde. Aber mein kleines Document wird uns ausgiebige Gelegenheit zu einer höchst spannenden Unterhaltung geben."

„Es mag gut sein, wenn du den Wisch behältst, mein Sohn," wandte sich Frau von Bellegarde an den Marquis.

„Sawohl, behalten Sie den Wisch, Herr Marquis," ergänzte Newman, „und lesen Sie den Inhalt Ihrer verehrten Frau Mama vor, sobald Sie zu Hause sind!"

„Und wenn Sie der Herzogin Ihren Zettel gezeigt haben — was dann?" fragte der Marquis weiter, indem er das Papier wieder zusammenfaltete und in sein Taschenbuch legte.

„Nun, dann denk' ich zu den Herzogen damit zu gehen," antwortete Newman. „Sodann zu den Grafen und zu den Baronen, — kurz, zu allen denjenigen Leuten, denen Sie mich grausamer Weise als Ihren Schwager in spe vorstellten, während bereits die Fäden liefen, die mir dieses Prädicat wieder entziehen sollten. Ich habe mir eine Liste der betreffenden Namen angelegt, um keinen einzigen zu übergehen."

Einen Augenblick lang erwiderten hierauf weder Frau von Bellegarde, noch ihr Sohn ein Wort. Die alte Dame

saß auf ihrem Rasenplatz, die Augen auf den Sand zu ihren Füßen gerichtet. Des Marquis Blicke waren auf ihr Antlitz geheftet. Dann wandte Frau von Bellegarde die Augen auf Newman und fragte: „Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„Nein. Ich wünsche Ihnen noch ein paar Worte mehr zu sagen. Ich wünsche Ihnen zu sagen, daß ich hoffe, Sie verstehen deutlich, was ich vorhabe. Was ich thun will, was ich thun muß, wenn Sie mich dazu nöthigen, ist — Rache an Ihnen nehmen! Und das Document in meinen Händen gibt mir vollwichtige Macht dazu; verstehen Sie wohl? Sie haben mich vor Ihrem Bekanntenkreise — den Sie zu diesem besondern Behufe bei sich versammelten — in einer Weise behandelt, als ob ich nicht gut genug für Sie wäre. Jetzt bin ich Willens, der Welt zu zeigen, daß, wie schlecht auch immer ich sein mag, Sie wenigstens, die Missethäterin von Fleurières und ihr Sohn, nicht die Leute sind, denen es zukommt davon zu reden!“

Frau von Bellegarde fiel hierauf wieder in ihre schweigsame Haltung zurück. Nach einer Weile aber brach sie ihr Schweigen: ihre Selbstbeherrschung war in der That großartig. „Ich brauche Sie nicht erst darum zu befragen, wer Ihr Verbündeter ist. Mrs. Bread hat es mir selbst gesagt, daß Sie Ihre Dienste erkauft haben.“

„O, zeihen Sie Mrs. Bread nicht der Käuflichkeit,“ rief Newman. „Sie hat Ihr Geheimniß all’ die langen

Jahre hindurch treu bewahrt. Sie hat Ihnen eine sehr lange Frist gegeben. Unter ihren Augen hat Ihr Herr Gemahl, Frau Marquise, jenes Papier geschrieben; er hat es in ihre Hände gelegt mit dem feierlichen Befehle, daß sie vor die Oeffentlichkeit damit treten sollte. Allein die arme treue Seele war zu gutherzig, um Gebrauch davon zu machen.“

Die alte Dame schien einen Moment lang zu zögern. Dann sagte sie fast sanft: „Sie war meines Vaters Maitresse.“ Dies war ihr einziges Zugeständniß an den ihr durch die Umstände auferlegten Zwang, sich zur Wehr zu stellen.

„Ich bezweifle die Wahrheit dieser Worte,“ entgegnete hierauf Newman.

Jetzt erhob sich Frau von Bellegarde von ihrem Sitze. „Nicht um Ihre Meinungen anzuhören, haben wir uns herabgelassen, Ihnen diese Unterredung zu bewilligen, — und wenn Sie mir nichts Weiteres zu sagen haben, als was Sie glauben oder nicht glauben, so mag diese interessante Unterredung hiemit ihren Abschluß finden.“ Und sich zu dem Marquis begebend, nahm sie den Arm desselben. „Mein Sohn,“ sagte sie zu ihm, „sprich du jetzt!“

Herr von Bellegarde blickte zu seiner Mutter herab, und während er sich mit der Hand über die Stirne strich, fragte er in zärtlichem, fast liebkozendem Tone: „Was soll ich sagen?“

„Das Einzige, was sich in diesem Falle sagen läßt,“ erwiderte schnell die Marquise. „Daß es wahrlich der Mühe

nicht gelohnt hat, uns in unserem Spaziergange zu unterbrechen.“

Der Marquis aber meinte, er könne etwas noch Besseres sagen. „Ihr Papier ist eine Fälschung, mein Herr!“ richtete er jetzt an Newman das Wort.

Dieser schüttelte leicht mit dem Kopfe, während ein kaltes spöttisches Grinsen seine Lippen umspielte. „Herr von Bellegarde,“ erwiderte er dann, und der Ton seiner Stimme war scharf und schneidend, „Ihre Frau Mutter ist klüger und handelt klüger wie Sie. Sie war es stets bei allen Dingen, die zwischen uns verhandelt worden, — vom ersten Augenblicke an, wo ich Ihnen gegenüber getreten bin. — Sie sind ein außerordentlich starkes Weib, Frau Marquise,“ wandte er sich jetzt an diese, „und es ist höchst bedauerlich, daß Sie mich zu Ihrem Feinde gemacht haben. Ich wäre einer Ihrer größten Bewunderer geworden.“

„Mon pauvre ami,“ wandte sich hierauf Frau von Bellegarde an ihren Sohn, und that als ob sie Newman's letzte Worte gar nicht gehört hätte, „ich bitte dich, mich unverzüglich zu meinem Wagen zu geleiten.“

Newman trat einen Schritt zurück und ließ sie vorbeigehen. Er sah ihnen einen Augenblick lang nach und bemerkte, wie Madame Urbain de Bellegarde mit ihrem Töchterchen an der Hand aus einem Seitenwege hervortrat und sich zu ihnen gesellte. Die alte Frau Marquise blieb stehen und küßte ihr Enkelkind.

„Hol' mich der Henker!“ rief Newman aus; „das ist ein Teufels-Weib!“ Und dann begab er sich auf den Heimweg mit einem unbestimmten Gefühle, als sei er der Geäffte bei dieser Scene gewesen. Diese Frau hatte ein so unsäglich hochmüthiges, troziges, herausforderndes Wesen! Je länger er indessen über die Scene, welche sich soeben abgespielt hatte, nachsann, desto klarer wurde es ihm, daß das, was er dabei wahrgenommen — und er hatte scharf beobachtet — kein wirkliches Gefühl von Sicherheit, noch weit weniger das Bewußtsein von Unschuld befundete. Die Ruhe der Marquise war offenbar erkünstelt und eine in ihrer Art allerdings vollendete fecke Maske.

„Warten wir,“ sprach er zu sich selbst, „bis sie das Papier gelesen hat!“ Und er war geneigt, aus dem Geschehenen zu folgern, daß er bald Weiteres von ihr hören werde.

Diese Erwartung wurde noch schneller erfüllt, als er erwartet hatte. Am Vormittag des nächstfolgenden Tages schon, zu früher Stunde für einen Besuch, als er eben im Begriff war, sein Dejeuner serviren zu lassen — wurde ihm die Karte des Marquis Urbain de Bellegarde überbracht.

„Aha! die gnädige Frau Marquise hat das Papierchen gelesen und eine schlechte Nacht gehabt!“ sprach Newman bei sich.

Er ließ seinen frühzeitigen Besucher auf der Stelle eintreten, und der Herr Marquis schritt in das Zimmer mit der

Miene und Geberde eines großstaatlichen Botschafters, welcher sich gezwungen zieht, dem Abgesandten einer barbarischen Völkerschaft, die in Folge eines abgeschmackten Zufalls für den Moment eine empfindlich beunruhigende Geltung zu erlangen vermocht hat, eine kurze Unterredung zu gewähren. Gleichviel aber, welche Miene der Herr Botschafter anzunehmen bemüht war, die auffallende Blässe seines Antlitzes ließ deutlich genug erkennen, daß er eine schlechte Nacht verbracht hatte: seine ausgesucht sorgfältige, über jeden Mangel erhabene Toilette ließ den kalten Haß, der aus seinen matten Augen sprach, und die abgespannten Töne seiner zarten Gesichtszüge nur noch schärfer hervortreten. Er blieb, rasch und leise Athem holend, eine Weile vor Newman stehen und lehnte mit einer kurzen, verneinenden Handbewegung dessen Anerbieten, Platz zu nehmen, ab.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, ist bald gesagt,“ begann er, „und kann nur ohne Faren und Phrasen gesagt werden.“

„Von mir aus können Sie das halten wie Sie wollen,“ entgegnete Newman. „Ich will so höflich oder so unhöflich sein, wie Ihnen genehm ist.“

Der Marquis blickte rasch im Zimmer umher und fragte dann kurz: „Unter welchen Bedingungen geben Sie Ihren Wisch aus den Händen?“

„Unter keiner, mein Herr!“ erwiderte Newman mit Nachdruck; und während er, den Kopf auf die Seite geneigt und

die Hände auf dem Rücken gefaltet, des Marquis unruhigen Blick mit seinem eigenen sondirte, setzte er hinzu: „Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen wissen, dies ist allerdings nicht werth, daß man sich deßhalb setzt!“

Herr von Bellegarde überlegte einen Moment, als ob er Newman's Weigerung nicht vernommen hätte. „Meine Mutter hat gestern Abend,“ sprach er weiter, „mit mir über Ihr Hiftörchen gesprochen. Sie werden vielleicht erstaunt sein, zu erfahren, daß wir der Meinung sind, Ihr kleines Document sei — eine“ — aber er hielt das Wort, das ihm auf der Zunge lag, zurück, „sei echt.“

„Sie lassen außer Acht, mein Herr,“ rief Newman lachend aus, „daß mich von Ihnen gar nichts mehr in Erstaunen zu setzen vermag!“

„Selbst der allergeringste Grad von Achtung, den wir dem Andenken meines Vaters schulden,“ fuhr der Marquis von Bellegarde fort, „läßt uns wünschen, daß er der Welt nicht als Urheber eines so — so teuflischen Angriffs auf den ehrenhaften Namen einer Frau vor Augen geführt werde, deren einzige Schuld war, daß sie eine Riesenlast von bitterer Kränkung und Beleidigung geduldig ertragen hat!“

„Aha! ich merke,“ rief Newman, „die zarte Rücksicht für den todten Gatten, den todten Vater soll jetzt herhalten!“ Und er lachte — jenes Lachen, das ihn ankam, wenn er sich von innen heraus belustigt fand, — ein lautloses Lachen, bei welchem seine Lippen sich nicht auseinanderthaten.

Aber Herr von Bellegarde ließ sich nicht aus seiner ernstesten und würdigen Haltung bringen. „Es leben noch einige von meines Vaters speciellen Freunden, für welche die Kenntniß einer so — so unglückseligen — Eingebung — ein wirkliches Kimmerniß sein würde. Angenommen auch, wir constatirten durch ärztliches Zeugniß das Vorhandensein eines von lange anhaltendem Fieberzustand des Kranken zerrütteten Geistes, — bis zu einem gewissen Grade würde es das Andenken meines Vaters immerhin verunglimpfen. Im besten Falle würde es doch ein sehr häßliches Licht auf den Verstorbenen werfen!“

„Versuchen Sie es lieber nicht mit ärztlichem Zeugniß, Herr Marquis!“ entgegnete Newman. „Lassen Sie die Herren Doctoren in Ruhe, damit die Doctoren Sie in Ruhe lassen. Ich will Sie gern dahin unterrichten, daß ich bisher mich noch nicht an diese Herren gewandt habe.“

Newman wähte in dem entfärbten Antlitz des Herrn von Bellegarde Anzeichen zu erblicken, daß dieser Hinweis außerordentlich tief gedrungen war. Aber es mochte dies vielleicht nur leerer Wahn gewesen sein, denn der Marquis behielt seine majestätische Haltung bei und fuhr in seiner Beweisführung fort. „So beispielsweise Frau von Outreville,“ sagte er, „von der Sie gestern gesprochen haben. Ich könnte mir gar nichts denken, was ihr mehr Abscheu einflößen würde, als diese Kunde.“

„O, nur immer zu! Ich bin durchaus nicht gesonnen, Frau von Outreville diesen Abscheu zu ersparen. Im Gegentheil, gerade das steht auf meinem Programm — *à la guerre comme à la guerre!* Frau von Outreville wird nicht die einzige Person sein, die Abscheu empfinden wird. Ich gedenke noch sehr vielen anderen Leuten Abscheu einzuflößen!“

Herr von Bellegarde blickte einen Moment lang prüfend auf die Naht der rückseitigen Hälfte eines seiner Handschuhe. Dann sagte er, ohne jedoch empor zu blicken: „Wir bieten Ihnen kein Geld an. Wir nehmen an, daß dies vergebliche Mühe sein würde.“

Newman wandte sich zur Seite und schritt ein paar-mal durch den Zimmerraum. Dann kehrte er wieder an den Platz zurück, wo der Marquis stand, und trat dicht vor ihn hin. „Nun, und was bieten Sie mir denn sonst?“ fragte er. „Nach Allem, was ich ersehen kann, soll alle Großmuth bei dem Handel auf meiner Seite liegen!“

Der Marquis ließ die Arme zur Seite niedergleiten und hielt den Kopf ein wenig höher. „Was wir Ihnen anbieten, ist eine Chance, — eine Chance, die ein Gentleman würdigen sollte. Eine Chance, von der Anheftung eines so schrecklichen Fleckens auf das Angedenken eines Mannes, der gewißlich seine Fehler gehabt, Ihnen persönlich aber nie ein Leid zugefügt hat, Abstand zu nehmen.“

„Dazu habe ich zweierlei zu bemerken,“ erwiderte New-

man. „Erstlich was die richtige Schätzung Ihrer ‚Chance‘ anbetrifft, so wissen Sie ja, Herr Marquis, daß Sie mich nicht als einen Gentleman betrachten. Das ist ja die schreckliche Kluft zwischen uns Zweien in Ihren Augen. Sie rufen also eine Eigenschaft an, die Sie vorweg leugnen, und das geht nicht, Herr Marquis. Newman ist für Sie kein Gentleman, wie können Sie also Newman Ihre ‚Chance für einen Gentleman‘ anbieten? Dies ist Numero Eins. Numero Zwei, das Andere, was ich Ihnen zu sagen habe, ist, daß — nun, in einem Worte, daß Sie einen recht großen Unsinn sprechen.“

Newman, der inmitten all' seiner Bitterkeit sich, wie wir schon des Oefteren bemerkt haben, eine Art ideales Ziel vor Augen gesetzt hatte, seinen Gegner kein grobes Wort hören zu lassen, bedauerte in gewissem Grade die Schärfe seiner Worte, sobald er sie gesprochen hatte. Aber ebenso rasch machte er die Bemerkung, daß der Marquis sie mit weit größerer Ruhe hinnahm, als sich hatte erwarten lassen. Herr von Bellegarde hielt an der Rolle des erhaben=stolzen Botschafters fest und gab seine Politik, Alles was seines Gegners Erwiderungen für ihn Unangenehmes enthielten, zu ignoriren, nicht auf. Er heftete seinen Blick auf die vergoldeten Arabesken an der entgegengesetzten Wandseite und ließ ihn dann hinübergleiten auf Newman, als ob dieser eine auffallend groteske Zerrgestalt in einem ziemlich vulgären Gesamtbild von Zimmer=Decoration wäre.

„Ich nehme an, Sie wissen, daß die Ausführung Ihrer Absicht Ihnen persönlich nichts als Schaden bringen kann,“ erwiderte der Marquis.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, daß Sie sich natürlich selbst das Urtheil sprechen. Aber ich nehme, wie gesagt, an, daß dies mit in Ihrem Programme steht. Sie wollen uns mit Roth bewerfen; Sie glauben, ja Sie hoffen, daß etwas davon kleben bleiben wird. Wir natürlich wissen, daß dies nicht der Fall sein kann,“ setzte der Marquis in einem Tone bewußter Klarheit auseinander; „aber Sie riskiren es einmal und sind in jedem Falle gewillt darzuthun, daß Sie selbst schmutzige Hände haben.“

„Hm! das ist ein recht guter Vergleich — wenigstens was dessen erste Hälfte anbetrifft,“ versetzte Newman. „Es ist wahr, ich lasse es darauf ankommen, ob nicht etwas von dem Roth, den ich werfe, kleben bleiben wird. Was aber meine eigenen Hände anbetrifft, so sind sie durchaus sauber; und zwar deshalb, weil ich diese Angelegenheit anders als mit den Fingerspitzen anzurühren mich wohl gehütet habe!“

Herr von Bellegarde sah einen Moment lang in seinen Hut. „Alle unsere Freunde sind vollständig unserer Ansicht;“ sagte er dann, „sie würden nicht anders gehandelt haben, als wir gethan.“

„Ich will das gern glauben, wenn ich es aus der Be-

treffenden Munde selbst hören werde," entgegnete Newman.
 „Einstweilen jedoch gestatten Sie mir, eine bessere Meinung vom Charakter der Menschheit zu behalten.“

Der Marquis sah wieder in seinen Hut. „Frau von Cintré war ihrem Vater unendlich zugethan. Wenn sie von dem Vorhandensein der wenigen geschriebenen Worte, von denen Sie einen so scandalösen Gebrauch zu machen beabsichtigen, Kenntniß erhielt, sie würde um feinetwillen von Ihnen stolz erbitten, ihr das Papier zu übergeben, und würde es vernichten, ohne es zu lesen.“

„Sehr möglich," ließ Newman gelten. „Aber sie wird nichts davon erfahren. Ich bin gestern in jenem Kloster gewesen, und was sie thut, was die Unglückliche thut, die Sie in jene Mauern getrieben haben, das weiß ich. Schütz' uns der Himmel! Sie vermögen wohl selbst zu ermessen, ob diese Erinnerung — ob der Gedanke an Frau von Cintré mich zur Vergebung stimmen kann!“

Herr von Bellegarde schien nichts mehr zu bemerken zu haben; aber er blieb stehen in seiner vornehm=starren Haltung, wie ein Mann, der den Glauben hat, daß seine bloße persönliche Anwesenheit schon von beweisführender Kraft ist. Newman blickte ihn an, und ohne einen Zoll in der Hauptsache nachzugeben, fühlte er einen seiner Rolle seltsam zuwiderlaufenden gutmüthigen Drang, seinem Gegner zu einem anständigen Rückzuge zu verhelfen.

„Ihr Besuch ist, wie Sie selbst sehen, Herr Marquis,"

sagte er zu Herrn von Bellegarde, „ein Fiasco. Sie machen ein zu geringfügiges Angebot!“

„So machen Sie selbst mir Vorschläge, mein Herr,“ antwortete der Marquis.

„Geben Sie Frau von Cintré unter der nämlichen Lage der Dinge an mich zurück, in der Sie sie mir genommen haben,“ proponirte der Amerikaner.

Herr von Bellegarde fuhr heftig mit dem Kopfe empor, und eine jähe Röthe färbte sein bleiches Antlitz. „Nimmermehr!“ rief er aus.

„Und warum nicht? Können Sie etwa nicht?“

„Wir würden es nicht wollen, selbst wenn wir es könnten! In dem Gefühle, das uns ihre geplante Heirath als eine Besudelung der Familie zu betrachten bestimmte, hat sich nichts geändert.“

„Besudelung? Hm! Wahrhaftig nicht übel!“ höhnte der Amerikaner. „’s ist wirklich nicht der Mühe werth gewesen, daß Sie hierher kamen, bloß um mir zu sagen, daß Sie für keinen Deut Schamgefühl haben! Das hätte ich mir denken können!“

Der Marquis schritt langsam der Thüre zu, und Newman, der ihm gefolgt war, öffnete sie weit für ihn.

„Was Sie zu thun im Sinne haben, wird sicherlich sehr unangenehm sein,“ sagte in der Thüre stehen bleibend der Marquis. „Das steht außer aller Frage. Mehr aber als ‚unangenehm‘ wird es nicht sein.“

„Sie haben Recht, Herr Marquis,“ entgegnete der Amerikaner, „nur mag es auf den Grad ankommen. So wie ich es mir denke, dürfte es unangenehm genug werden!“

Herr von Bellegarde blieb noch einen kurzen Augenblick stehen und sah auf den parкетirten Boden nieder, als ob er all' seinen Wiß durchwühle, um zu ergründen, ob sich ein weiteres Mittel zur Rettung von seines Vaters ehrlichem Namen böte. Dann stieß er einen leichten, frostigen Seufzer aus, und es war als wolle er durch diesen zu erkennen geben, daß er den verstorbenen Marquis mit unendlichem Bedauern der Strafe für seine Schändlichkeit überlassen müsse. Er zuckte in einer kaum bemerklichen Weise die Achseln, nahm aus der Hand des Dieners im Vestibül seinen neuen feinen Schirm und schritt mit dem ihm eigenen, vornehm gemessenen Gange aus dem Hause.

Newman blieb horchend stehen, bis er die Thüre schließen hörte. Dann wandte er sich langsam um und sprach mit gedehnter Stimme: „Hm, die Geigen sind gestimmt, der Tanz mag losgehn!“

XXV.

Newman schritt am nächstfolgenden Tage zur Ausführung seines Programmes und begann damit, daß er den beabsichtigten Besuch bei der wunderlichen alten Herzogin von Outreville machte, welche er zu Hause antraf. Ein alter Herr mit stark ausgeprägter Nase, der einen goldbefnöpften Stock in der Hand hielt, war eben im Begriffe, sich von ihr zu verabschieden; er machte, als er sich zurückzog, Newman eine ceremoniöse Verbeugung, an welcher unser Held erkannte, daß er einen jener mysteriösen Granden vor sich hatte, denen er auf dem Balle der Marquise de Bellegarde vorgestellt worden war.

Die Frau Herzogin saß in einem Armstuhl; zu ihrer Linken stand ein großer Blumentopf, während rechts von ihr verschiedene rosa-gebundene Romane lagen. Sie erhob sich bei Newman's Eintritt nicht aus ihrem Stuhl; aber ihr Gruß war im höchsten Grade liebenswürdig, und nichts lag in ihrem Wesen und Benehmen, was ihn hätte veranlassen können, seine vertraulichen Mittheilungen zurückzuhalten. Sie sprach zu ihm von Blumen und von Büchern, indem sie das Gespräch mit bewundernswerther Geschicklichkeit einleitete,

ging dann über zum Theater, zu den merkwürdigen Einrichtungen seines Geburtslandes, sprach von dem anhaltend schlechten Wetter, das während der letztvergangenen Wochen in Paris geherrscht, von dem hübschen Teint der amerikanischen Damen, fragte Newman nach den Eindrücken, die er von Frankreich empfangen, und nach der Meinung, die er sich über die Frauenwelt dieses Landes gebildet habe. Ihre Rede war ein brillanter Monolog: die Herzogin besaß, wie viele ihrer Landsmänninnen, wenig Talent zum Fragenstellen, wußte dagegen die ihr bekannten Gegenstände im Vordergrund zu halten und mit großer Fertigkeit darüber zu plaudern, ja sie machte hin und wieder sogar einen nach ihrer Meinung geistreichen Witz und versäumte auch nicht, denselben alsbald in weitere Circulation zu setzen; kurz, sie verstand alle jene kleinen Künste der Conversation, welche für sie darin gipfelten, dem Glücklichen, mit welchem sie sich unterhielt, eine gerade passende kleine Ansicht, die niemals daran litt, bedeutend zu sein, eingewickelt nach Bonbons-Art in das Goldpapier eines glücklich gewählten Gallicismus, als Geschenk darzubringen.

Newman war zu ihr gekommen, um sie mit seinen Kümmernissen bekannt zu machen, aber er befand sich hier in einer Atmosphäre, in welcher seelisches Leid augenscheinlich zu den unbekannten Gegenständen zählte, eine Atmosphäre, in welche niemals der erkältende Hauch unbehaglicher Stimmungen gedrungen war und die ausschließlich nur mit leichtem,

süßem, aber nichtsagendem intellectuellem Parfüm erfüllt schien. Das Gefühl, mit welchem er Frau von Outreville auf dem verrätherischen Ballfeste der Bellegarde's betrachtet hatte, kam wieder über ihn; es war ihm, als sähe er eine „famoso komische Alte“ in einem Komödienspiel vor sich, die ihrer Rolle in vorzüglicher Weise gewachsen war. Er bemerkte bald, daß sie mit keinem Worte ihrer gemeinsamen Bekannten erwähnte; daß sie keinerlei Anspielung auf die Verhältnisse machte, unter welchen er ihr vorgestellt worden war. Sie heuchelte weder Unkenntniß der Veränderung, die sich in denselben vollzogen hatte, noch bemühte sie sich ihm dieserhalb ihr Beileid zu bezeigen; aber sie lächelte und plauderte und hielt die zartfarbigen Wollesäden ihrer Stickerei so unbesangen gegeneinander, als ob es überhaupt keine Bellegarde's für sie auf der Welt gegeben hätte.

„Sie thut als ob sie nichts wüßte!“ sprach Newman zu sich selbst; und nachdem er diese Bemerkung gemacht, wurde er fernerhin rasch inne, wie die Herzogin ihre Gleichgültigkeit durchführen würde. Sie that dies in einer meisterhaften Weise. Nicht der leiseste Schimmer verhehlten Bewußtseins lag in diesen kleinen, hellen und demonstrativen Augen, die das Einzige waren, was ihre Besitzerin von persönlichen Reizen in's Feld zu stellen vermochte; nicht die schwächste Regung von Besorgniß war ersichtlich, daß Newman das Terrain betreten möchte, welches sie zu umgehen wünschte.

„Auf mein Wort!“ sprach er zu sich, „sie spielt ihre

Rolle vortrefflich. Die ganze Sippe hält wirklich wacker zusammen, und ob nun außerhalb ihres Kreises irgend Jemand sich auf sie verlassen kann oder nicht, untereinander können sie fest auf sich zählen!“

Newman konnte sich nach diesen letzten Eindrücken nicht verhehlen, daß er für die Herzogin, ihres vollendet feinen Benehmens halber, einen gewissen Grad von Bewunderung fühlte. Mit unzweideutiger Gewißheit empfand er, daß sie heute nicht ein Körnchen Höflichkeit weniger gegen ihn zeigte, als wenn seine Vermählung noch in Aussicht gestanden hätte; mit der gleichen Sicherheit aber war er sich auch klar darüber, daß sie nicht einen Deut mehr Höflichkeit für ihn an den Tag legte. Er war — so argumentirte offenbar die Herzogin — zu ihr gekommen, der Himmel allein wußte weßhalb, nach dem, was sich zugetragen hatte; und für die nächste halbe Stunde mußte sie die charmante Dame spielen: aber ihn wieder empfangen wollte sie nicht mehr. Da Newman keine Gelegenheit fand, ihr seine Geschichte zu erzählen, so zog er all' diese Umstände weit leidenschaftsloser in Erwägung als man hätte erwarten dürfen; er streckte seine Beine aus wie gewöhnlich und lachte sogar, indem er das diplomatische Benehmen der Herzogin überdachte, ein wenig in sich hinein mit dem ihm eigenen geräuschlosen Lachen.

Und als die Herzogin kurz darauf ein Bonmot erzählte, mit welchem ihre Mutter den großen Napoleon abgefertigt hatte, wollte es Newman bedünken, als ob die Absichtlichkeit,

mit welcher diese Frau ein für ihn ungleich interessanteres Capitel aus der ihn persönlich berührenden französischen Geschichte der allerneuesten Zeit umging, denn doch vielleicht die Folge einer überaus feinen Rücksichtnahme auf seine Gefühle sein möchte. Vielleicht war es nur Zartgefühl, was sie leitete, und nicht, wie er zuerst gedacht hatte, Berechnung. Er stand im Begriffe, selbst etwas zu sagen, um die Chance, die er ihr zu geben beabsichtigte, noch günstiger für sie zu machen, als der Diener in's Zimmer trat und einen weiteren Besucher anmeldete. Die Herzogin machte, als sie den Namen desselben hörte — es war der eines italienischen Prinzen — eine kaum bemerkbare Bewegung des Unwillens, und indem sie sich mit lebhafter Geberde zu Newman wandte, sagte sie: „Ich bitte, bleiben Sie noch; ich möchte nicht, daß dieser Herr seinen Besuch allzulange ausdehnte.“ Newman dachte daraufhin bei sich, daß Frau von Dutreville dennoch beabsichtigte, mit ihm über die Bellegarde's zu sprechen.

Der Prinz war ein untersehter, corpulenter Mann mit einem unverhältnißmäßig großen Kopfe. Seine Gesichtsfarbe zeigte eine fahle Blässe, die durch die buschigen Brauen, hinter denen seine Augen mit einem eigenthümlichen, halb herausfordernden Ausdruck funkelten, noch mehr hervorgehoben wurden. Die Herzogin, nach dem zu schließen, wie sie sich gegen Newman geäußert, hielt ihn für einen langweiligen Patron; aber erkennen ließ sich diese Meinung aus dem ungehemmten Flusse ihrer Rede nicht. Sie gab eine neue Reihe

von Bonmots zum Besten, charakterisirte mit großem Geschick das geistige Leben der Italiener in dem gleichen Athem mit welchem sie über den Geschmack der Feigen zu Sorrento sprach, stellte Betrachtungen an über Zukunft und Ende des Königreichs Italien, wobei sie ausführte, wie sich schließlich die ganze Halbinsel gegen das brutale Joch des sardinischen Räubers erheben und unter das geheiligte Scepter des Papstes, seines rechtmäßigen Beherrschers, zurückkehren werde, — und gab schließlich ein Capitel aus der berühmten Liebes-affaire der Prinzessin K — zum Besten. Diese letzte Erzählung rief einige Berichtigungen seitens des Prinzen hervor, der in dieser Hinsicht sehr gut unterrichtet zu sein vorgab; und nachdem er sich die befriedigende Gewißheit verschafft hatte, daß der anwesende Amerikaner sich nicht in der Stimmung befand, um über die sonderbare Größe seines Kopfes oder sonst etwas zu lachen, ging der blasser Italiener in die Unterhaltung mit einer Lebhaftigkeit ein, deren die Herzogin, als sie ihn einen langweiligen Patron genannt hatte, nicht gewärtig gewesen sein konnte. Die Gefühlsverirrungen der Prinzessin K — führten zu einer Discussion über die Herzensangelegenheiten des Florentiner Adels im Allgemeinen; die Herzogin hatte fünf Wochen in Florenz verlebt und mancherlei Kenntnisse auf diesem Felde gesammelt. Sie machte jetzt in einem brillanten Bonmot einen energischen Ausfall gegen das italienische Herz im Allgemeinen, das sie im Widerspruch mit der landläufigen Ansicht als höchst kühl,

ja geradezu als eifig bezeichnete. Der Prinz ließ sich zu hitziger Entgegnung hinreißen, und sein Besuch fing wirklich an, angenehm zu werden.

Newman konnte sich selbstverständlich an der Unterredung nicht betheiligen. Er saß, den Kopf nach einer Seite hin gesenkt, ruhig auf seinem Stuhle und betrachtete sich die beiden Sprechenden. Die Herzogin blickte, während sie sprach, des öftern mit einem Lächeln zu ihm hinüber, als ob sie ihm, in der liebreizenden Weise ihrer Nation, dadurch zu verstehen geben wollte, daß es einzig und allein von ihm abhängen, etwas recht Treffendes zu dem in Discussion befindlichen Gegenstand zu sagen. Aber er sagte nichts, und zuletzt begannen seine Gedanken aus dem Zimmer heraus und in die Welt draußen zu schweifen. Ein sonderbares Gefühl überkam ihn — er wurde sich plötzlich der thörichten Verfehrtheit seines Ganges zur Herzogin inne. Was in der Welt konnte schließlich er dieser Frau zu sagen haben? Und inwiefern könnte es ihn rasch genug zum Ziele führen, wenn er ihr mit einem großen Aufgebot von Zeit und Energie sagte, daß die Marquise und ihr Sohn schurkische Verräther seien und das alte Weib obendrein noch eine Mörderin? Nein! so ging es nicht! Das Uebel war acut, und acut mußte das Heilmittel sein. Er ließ seine Arme auf die Kniee herniedergleiten und saß ein paar Minuten schweigend da, den Blick starr in seinen Hut gerichtet. Ob die Herzogin nun seine Geschichte noch würde anhören wollen oder nicht, galt ihm gleich; er wollte sie ihr jetzt

in keinem Falle mehr erzählen. Sollte er hier noch eine weitere halbe Stunde sitzen? Der Amerikaner stand plötzlich auf und streckte seiner Wirthin die Hand zum Abschied entgegen.

„Sie können nicht länger bleiben, Mr. Newman?“ fragte die Herzogin mit ungemeiner Liebenswürdigkeit.

„Ich fürchte — nein,“ antwortete Newman.

Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie mit bestimmtem Tone: „Es ist mir vorgekommen, als hätten Sie mir etwas Besonderes zu sagen gehabt?“

Newman sah sie an; er war unentschlossen, ob er mit kurzen Worten seine Ansichten über französische Conversationkunst aussprechen, oder ob er die diplomatische Frage der Herzogin mit einer gleich diplomatischen Phrase beantworten sollte. Der kleine italienische Prinz kam ihm zu Hilfe.

„Ach, meine Gnädige, wer hätte Ihnen nicht jederzeit etwas Besonderes zu sagen?“ seufzte er leise.

„Lehren Sie Herrn Newman nicht Firtlesanz reden!“ wandte die Herzogin sich zu ihm. „Es ist gerade das Verdienstvolle an ihm, daß er das nicht kann.“

„Ja, Sie haben Recht,“ antwortete Newman, „Firtlesanz kann ich nicht reden! Das überlassen wir in Amerika Schauspielern und Gauflern!“

„Sie sind in der That höchst rücksichtsvoll,“ erwiderte Frau von Dutreville lächelnd, indem sie Newman mit leichter Bewegung ihres Kopfes Abschied zunickte.

Darauf schritt Newman aus dem Zimmer. Die Zeit

der Unterhandlungen war vorüber; von nun an wollte er den Feldzug auf gut Amerikanisch weiterführen.

*

*

*

„Und trotz alledem hätte ich damals nicht gedacht,“ wandte sich Christopher Newman an mich, während eine neben ihm sitzende hochgewachsene Frau mit sanften Zügen und zartem Teint verlegen die Augen niederschlug und einen blondlockigen Knaben herzte, welcher auf ihrem Schooße saß, während ein rothwangiges Mädchen das Köpfchen schüchtern an ihre Seite lehnte, — „und trotz alledem hätte ich nicht gedacht, daß Sie meine Claire und mich heute so friedlich und glücklich in San Francisco beisammen finden würden. Es war eine schwere Zeit für uns Beide, und wenn ich heute darauf zurückblicke, so weiß ich kaum, woher ich den Muth genommen habe, den Knäuel jener unglückseligen Verhältnisse zu lösen. — Meine liebe Claire! willst du nicht mit den Kindern ein wenig in den Garten gehen und dir die neuen Rosenbäumchen, die der Gärtner gesetzt hat, ein wenig ansehen? Einstweilen rauchen wir dann, Mr. James und ich, eine flotte Havanna, und ich erzähle meinem alten lieben Freunde, wie es dem Christopher Newman ferner ergangen ist.“

Mrs. Newman erhob sich, reichte ihrem Gemahl lächelnd die Hand, auf welche dieser einen zärtlichen Kuß drückte, und schritt, indem sie an jede Hand eines der Kinder nahm, mit graziöser Verbeugung aus dem Zimmer.

„Aber sprechen Sie! wie gelang es Ihnen, die Bellegarde's zur Raison zu bringen?“

„Erst lassen Sie uns die Gläser nochmals füllen, und auf meiner lieben, guten Claire Gesundheit trinken! Dann will ich Ihnen erzählen, wie Alles gekommen ist.“

Die Gläser klangen hell, und draußen vom Garten her schallten wie zum fröhlichen Einflang ein paar muntere Kinderstimmen.

„Meine gute Freundin Tristram hatte mir — wie ich Ihnen bereits erzählt habe — durch den dicken Abbé, welcher zu den Besuchern ihres Salons gehörte, schon früher die Vergünstigung des Eintritts in das Kloster der Avenue de Messine erwirkt: hier also lag meine Chance. Mit jenen beiden — der alten Marquise und ihrem Sohn, — von welchen ich so grausam zurückgewiesen und in meiner Manneswürde gekränkt worden war, fühlte ich kein Erbarmen. Aber dem verzagenden sanften Weibe, das keinen andern Ausweg aus ihrem Schmerz gewußt hatte, als der Welt und ihrem Sonnenschein für immer zu entsagen, meiner Claire, deren Handeln beredter gewesen war als alle Worte — ihr durfte kein Leid geschehen.“

„Ich setzte mich noch am gleichen Abend meines Besuchs bei der fetten Herzogin hin und schrieb einen langen Brief an die arme Claire — den längsten Brief, welchen ich je geschrieben habe und wohl auch je schreiben werde. Ich sagte ihr, wie ich alles Mögliche versucht hätte, um auf güt-

lichem Wege sie zurück zu erhalten, daß alle meine Bemühungen bisher fruchtlos gewesen, daß ich aber nie und nimmer darauf verzichten würde, sie mein eigen zu nennen. Sie möge daher das Weitere ruhig meiner Energie überlassen und sich des Einen versichert halten, daß — was immer sie von mir hören würde, ihr Glück, ohne welches das meinige für allezeit ein Phantom bleiben würde, das Lösungswort sei, mit welchem ich entschlossenen Sinnes den Kampf um sie und für sie aufnehme. Diesen Brief — ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß von mir altem Bären mehr als eine Thräne auf ihn fiel, ehe ich ihn siegelte — diesen Brief sandte ich durch Mrs. Bread, die gute alte Seele, die es während jener Zeit an Thränen auch nicht fehlen ließ, in der Frühe des folgenden Morgens an Mrs. Tristram. Ich sage Ihnen, Verehrtester — in Sachen der Liebe gibt es keine besseren Strategen als Frauen d'un certain âge. Sie sehen, ich verstehe noch immer etwas Französisch — dafür hab' ich mich bei dem alten Nioche, Gott hab' ihn selig! zu bedanken. Um zwölf Uhr Mittags war der Brief in den Händen des Abbé; um fünf Uhr Abends in jenen Claire's. Wie der Abbé das angefangen, habe ich mich wohlweislich gehütet ihn jemals zu fragen. Claire hat mir später gestanden, welche Kämpfe ihr Gemüth in jener Woche, die dem Empfang meines Briefes vorausgegangen, durchlebt hat. Die ersten Tage hatte sie sich der Ruhe, welche sie umgab, mit einem Gefühl der Erlösung hingegeben und sich gekräftigt in dem Voratz

nicht wieder in die Welt zurückzukehren. Allein bald seien von doppelter Seite Zweifel auf sie eingestürmt. Von der einen Seite die ängstliche Frage eines redlichen Gemüthes, ob sie in den heiligen Kreis, der sie umfing, die volle Lauterkeit einer kindlichen Seele mitgebracht, ob die Motive, aus welchen sie die Außenwelt verlassen, diejenigen reiner, bedingungsloser Entsagung seien, — auf der anderen Seite der immer wieder trotz allen Verjagens auftauchende Gedanke an mich, und ob sie redlich gegen mich gehandelt, indem sie mir aus dem trüben Empfinden heraus, daß ein Verhängniß über ihrem Schicksal waltete, das innige Quellen ihrer mächtigen Liebe zu mir verschwiegen und vorenthalten habe: — diese widerstreitenden Empfindungen hätten sie lange in schmerzlichen Seelenkämpfen gehalten. Aber, sonderbar — was mein gefährlichster Feind hatte werden sollen, ward mein bester Sachwalter. Abgezogen von den ihrigen und von dem Glitterwerk der erkünstelten Zustände, die sie umgeben hatten, trat bei der unbelauften Einklehr in die eigene Seele inmitten der Klostermauern das Weib in ihr mächtig und siegreich in Geltung, sie fühlte, daß der Entschluß nicht ausreichte, um aus ihr eine Büsserin zu machen gleich jenen, welche sie umgaben, und daß ihre religiöseste That darin bestehen werde, den Mann glücklich zu machen, welcher der Einzige gewesen, der ihr jemals Wahrheit entgegengebracht.

„In dieser Stimmung traf sie mein Brief. Sie erzählte mir später, daß ihre eigene Energie in dem Augenblicke

nachgelassen, wo sie den Flügelschlag der meinigen verspürt habe: so wahr ist es, daß das echte Weib ein Held ist und in der größten Aufgabe die süßeste Befriedigung findet. Sie wollte sich in Alles ergeben, dachte sie; wenn ich es vermöchte, die Hindernisse hinwegzuräumen, die ihr selbst unübersteiglich erschienen, so wollte sie ohne Widerrede die Meinige werden. Aber fort! — weit fort über den Ocean, hinweg von all' dem schalen Gepränge und dem hohlen Phrasenwesen, das ihre Seele bisher eingeschnürt.

„Sie werden ungeduldig, bester Freund? Wohl, Sie haben Recht! Ich werde noch immer pathetisch, wenn ich an jene Zeit zurückdenke; aber ich will mich kürzer fassen . . .

„Schon am folgenden Morgen reiste ich mit Mrs. Bread, die es sich nicht nehmen ließ, mich zu begleiten, weil mein verstörtes Aussehen ihr Besorgniß einflößte, nach Toulouse, um den kleinen Doctor, welcher den alten Marquis von Bellegarde behandelt hatte, ausfindig zu machen. Der Name des Arztes war der alten Dienerin entfallen, oder vielmehr, sie hatte denselben niemals genau gekannt, da sowohl der Marquis als die Familie denselben immer nur ‚Herr Doctor‘ angeredet hatten. Wir hatten daher einige Schwierigkeit Dr. Plantier ausfindig zu machen, und ich mußte meine Zuflucht zu dem Hilfsmittel nehmen, in den Zeitungen von Toulouse ein Avertissement erscheinen zu lassen, welches zu jener Zeit ziemliches Aufsehen erregte, indem darin ein Arzt von kleiner Gestalt, welcher im Jahre 18..

zu Poitiers practicirt hatte, aufgefordert wurde, in einer sehr dringlichen Angelegenheit mit einem Fremden bei dem Banquier Dumoulin, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte, zusammenzukommen.

„Diese Anzeige hatte den gewünschten Erfolg, und eine Unterhaltung von wenigen Stunden genügte, um Dr. Plantier, welcher warm mit mir sympathisirte und eine aufrichtige Anhänglichkeit für Claire empfand, zu einem rückhaltlosen Verfechter meiner gerechten Sache zu machen. Auf seinen Rath setzten wir uns sofort mit dem ersten Advocaten von Toulouse in Verbindung, und nachdem mir die beiden Männer ihr Ehrenwort darauf gegeben, daß im Falle einer gütlichen Verständigung das ihnen anvertraute Geheimniß für immer begraben bleiben sollte, einigten wir uns über einen Feldzugsplan, an dessen Verwirklichung ich unverzüglich herantrat.

„Ein von dem Advocaten verfaßtes und von diesem und Dr. Plantier als Zeugen unterschriebenes Document benachrichtigte den Marquis de Bellegarde als Vertreter des Hauses de Bellegarde, daß in der Advocatur-Kanzlei des genannten Rechtsanwalts ein vorläufig unamtliches Protokoll über die von Catharina Bread — welche dahin bedeutet worden war, daß sie eventuell die gleiche Aussage vor Gericht eidlich zu erhärten haben werde, — erstattete Zeugenaussage, sowie über eine von Christopher Newman aus San Francisco vorgezeigte Handschrift des verstorbenen Marquis

Henri-Urbain de Bellegarde aufgenommen worden sei, und daß besagter Christopher Newman die Erklärung abgegeben habe, das vorerwähnte Protokoll sei sowohl an die zuständigen Gerichte zur Ermittlung des Sachverhaltes, falls dies möglich, als auch in Abschrift an die sämtlichen Tageszeitungen von Frankreich zu übergeben, wofern nicht binnen acht Tagen Marquis Urbain de Bellegarde eine gewisse, von Christopher Newman gestellte Forderung gutwillig erfüllt hätte.

„Zwei Tage blieb ich in Toulouse und wartete in dem Hotel, dessen Adresse ich dem Marquis hatte bekannt geben lassen, auf ein Zeichen des Erfolges meiner Drohung. Schon begann ich unruhig um Claire zu werden, als am dritten Tage in der Frühe ein Telegramm des Marquis einlief, welches mich benachrichtigte, daß seine Mutter, die Marquise de Bellegarde, plötzlich am Schlagflusse gestorben sei. Sonst enthielt jene Mittheilung nichts, allein sie sprach an sich deutlich genug. Hatte ich den Tod der Marquise verschuldet? Mein Gewissen sprach mich rein. Erst in der verzweifeltsten Nothwehr, nachdem alle andern Mittel erschöpft und fruchtlos geblieben waren — nachdem ich der Warnungen fast mehr ertheilt, als sich mit meiner innern Würde vertrug, hatte ich zu diesem letzten Hilfsmittel meine Zuflucht genommen.

„Ich telegraphirte noch in der gleichen Stunde zurück, indem ich dem Marquis mein schmerzlichstes Bedauern über diese unerwartete Katastrophe kund gab und ihn inständigst ersuchte, die Umstände, welche — wie ich befürchtete —

auf seiner Mutter Tod eine Einwirkung geübt hatten, auf immer für Claire ein Geheimniß sein zu lassen.

„Mit dem nächsten Schnellzuge kehrte ich nach Paris zurück, und mein erster Gang war zu Mrs. Tristram, welche ich bis zu einem gewissen Grade, ohne ihr jedoch Alles zu sagen, in meinen Plan eingeweiht hatte. Die gute Seele trat mir mit Thränen in den Augen entgegen.

„Wie glücklich bin ich,“ rief sie, „daß Sie kommen. Ich wollte eben telegraphiren, daß Sie um Claires willen sofort zurückkehren sollten. Schrecklich hat die Vergeltung in diesem Hause für Sie gearbeitet. Aber setzen Sie sich — ich will Sie nicht noch mehr ängstigen, Sie sehen angegriffen genug aus.“

„Mrs. Tristram erzählte mir hierauf, daß der Marquis sie gestern aufgesucht habe, da ihm, wie er sagte, die vertrauten Beziehungen bekannt seien, in welchen ich zu Ihnen und seiner Schwester als deren Jugendgefährtin stehe. „Sie würden ihn nicht mehr erkennen, den Marquis! Er ist gebrochen — es ist, als wäre er mit einem Male zum alten Manne geworden. Er erzählte mir, daß er am Tage, nachdem er von Ihnen einen Brief aus Toulouse empfangen, eine Unterredung mit seiner Schwester in der Avenue de Messine gehabt habe. Die Eröffnungen, welche ihm diese dabei gemacht, seien für ihn von überraschender Natur gewesen; Claire habe ihm mitgetheilt, daß ihr Entschluß, dem Willen der Familie zu gehorchen, zwar nicht wankend ge-

worden sei, daß aber die stille Einskehr bei sich, ferne von all' den Einflüssen, welche bis jetzt ihr Leben geleitet, ihr schmerz-
lich dargethan habe, wie ihre Neigung zu dem Manne, in
welchem Sie den ersten würdigen Charakter kennen gelernt,
nur mit ihrem Leben enden würde, und wie sie mit unsäg-
lichem Weh empfinde, daß sie fortan ein marterndes Doppel-
Leben werde führen müssen. Erschüttert und tief ergriffen
habe er, was er gehört, seiner Mutter berichtet und ihr die
Frage vorgelegt, ob es nicht das Menschlichere sein würde,
die allerdings nicht standesgemäße Verbindung aus Mitleid
mit Claire sich vollziehen zu lassen. Seine Mutter sei bei diesen
Worten in heftiger Erregung vom Stuhle aufgestanden, und
als er sich beeilt um ihre Entschuldigung zu bitten, sei sie ihm
bewußtlos in die Arme gesunken. Alle Belebungsversuche blie-
ben erfolglos — ein tödtlicher Schlagfluß hatte sie getroffen.

„Ich schwieg entsezt: es war mir, als hörte ich den
Donner der Nemesis rollen. „Und Claire?“ frug ich dann
hastig. „Wo ist sie?“

„Die Arme,“ erwiderte Mrs. Tristram, „macht sich
Vorwürfe und glaubt durch ihr Geständniß den Tod der
Mutter verschuldet zu haben. Ich habe bei der Oberin des
Klosters durch Abbé Aubert darum gebeten, daß Claire über die
Zeit, in welcher die Begräbnißvorbereitungen stattfinden, und
den Tag nachher bei mir soll verbleiben dürfen, damit ihr
eine theilnehmende weibliche Ansprache nahe ist. Darf ich
Sie um einen Freundschaftsdienst bitten, Newman?“

„Und der wäre?“

„Bleiben Sie ihr ferne diese Tage; das arme Kind könnte unter der entsetzlichen Aufregung zusammenbrechen.

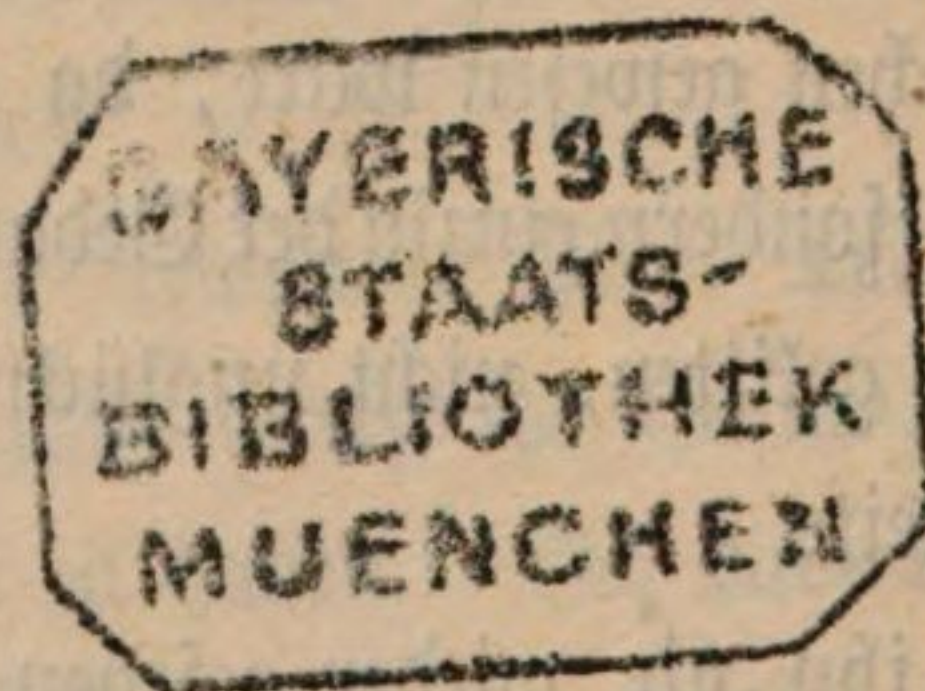
- Bleiben Sie ihr fern einige Tage, und lassen Sie die Vorsehung walten, die mit solch grimmigem Blitze Ihren Pfad erhellt hat!“

„Ich versprach es, und wir sahen uns nicht während der Tage, welche dem Begräbniß der Marquise folgten. Am dritten Tage erhielt ich mit der Post ein Billet vom Marquis, worin er mir anzeigte, daß er sich entschlossen habe, mit seiner Familie nach England zu übersiedeln, daß er das Hinderniß aufhebe, welches der Verbindung seiner Schwester mit mir entgegengesetzt worden sei und daß er hoffe, sie werde so glücklich mit mir werden, wie sie es träume. Dies war in kurzen Worten der Inhalt seiner Mittheilung. Nur eine Bemerkung noch begleitete dieselbe, nämlich, daß nicht die Nachgiebigkeit gegen eine von mir erhobene Drohung, welche nicht zu verwirklichen gewesen wäre, da alle gesetzlichen Beweismittel fehlten, sondern einzig der Gedanke, seine Schwester, die so vieles schon gelitten, nicht unglücklich zu wissen, seine Handlungsweise leite.

„Ich habe ihn nie wieder gesehen; er brachte seinen Entschluß, nach England zu übersiedeln, in Ausführung, und hat beharrlich jede Gelegenheit vermieden, mit mir in Berührung zu kommen. Dies, Mr. James, ist meine Geschichte, und Sie mögen mir nun glauben, daß ich mit

frommem Danke, wenn ich hier im traulichen Heim bei Weib und Kind sitze, der Gefahren gedenke, welche mein Eheschifflein zu bestehen gehabt. Und sollten Sie, wie es bei euch heimtückischen Romanschreibern leicht genug passirt, ein Buch daraus machen wollen, nun denn — meinethalben! Die Zeit wird kommen, wo der innere Werth und nicht verblaßtes Vorurtheil die Rangstufe in der Gesellschaft bestimmt und wo sich die Bürger beider Welten auf dem breiten Boden der gegenseitigen Achtung die Hände schütteln und kein Unterschied mehr ist zwischen

Marquis und Nankee!



Im gleichen Verlage erscheint:

Illustrierte Geschichte der Vereinigten Staaten.

Text von Benson S. Lossing, Zeichnungen von Felix Darley.

Die Wirrnisse, welche anlässlich der jüngsten Präsidenten-Wahl in den Vereinigten Staaten entstanden sind, nunmehr aber so glücklich beigelegt zu sein scheinen, haben die allgemeine Aufmerksamkeit gerade jetzt wieder in erhöhtem Maße auf dieses Land gelenkt. Zweierlei Reflexionen sind es namentlich, welche durch die Zustände drüben mit charakteristischer Schärfe dem Beschauer nahegelegt werden: einmal, wie solch' wildtreibende und doch politisch bewusste Gährung nur in einem Lande wie Nordamerika möglich; zweitens aber, daß auch nur ein Staaten-Verband wie die Union im Stande ist, aus derartigen Perioden des Tumults ungeschwächt, ja man möchte sagen, mit einem durch die immense Kraftäußerung verstärkten Selbstgefühl hervorzugehen.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika ist in ihren früheren Phasen, welche zu betrachten Aufgabe des ersten Bandes des oben erwähnten Werkes bildet, eng mit der Geschichte Europa's verwoben. Der finstere Druck religiöser und staatlicher Anechtung, mit welchem das Mittelalter die aufkeimenden freiheitlichen Ideen zu ersticken suchte, war dazu bestimmt, in ferne Lande die Saatkörner auszustoßen, aus welchen jenem Welttheil die goldene Ernte der Freiheit gereift ist. Diese Beziehungen zu verfolgen, die Anfänge des staatlichen Lebens in Amerika und ihre fortschreitende Entwicklung an der Hand sachgenauer Darstellung kennen zu lernen, ist eine so dankbare und Jedem, der in und mit unserer Zeit lebt, so hochwillkommene Aufgabe, daß das hier gebotene populäre Geschichtswerk darauf rechnen darf, überall Leser und Freunde zu finden.

Aber noch mehr. Die stündigen Diener der Cultur: Dampf und Electricität, haben längst die Entfernung zwischen der alten und der neuen Welt überbrückt und die Unmittelbarkeit der Wechselwirkung hergestellt. Es gibt heute keine Trübung und keine Klärung mehr, die sich auf einer der beiden Hemisphären vollziehen könnte, ohne ihren Rückschlag oder ihren Antrieb auf die andere zu äußern. Beide Welten haben sich in der großen Arbeit des Fortschritts gewissermaßen zu Einem Ganzen verschmolzen. Um so wichtiger wird es mit jedem Tage, daß wir die Grundbedingungen des großen amerikanischen Schwester-Staats kennen, in welchem fast jede deutsche Heimstätte einen Angehörigen oder trauten Bekannten weiß. Das Studium der Geschichte der Vereinigten Staaten, namentlich in der klaren, kurz gedrängten und doch höchst anschaulichen Weise, wie sie das hier gegebene Werk liefert, bietet für diese Belehrung eine nicht hoch genug zu schätzende Grundlage, indem es uns in der Vergangenheit der großen Republik die Stützen und Hebel der Gegenwart, in den Triebrädern der Gegenwart die Factoren für die muthmaßliche Gestaltung der Zukunft und deren Einwirkung auf unsere eigenen Zustände bloslegt.

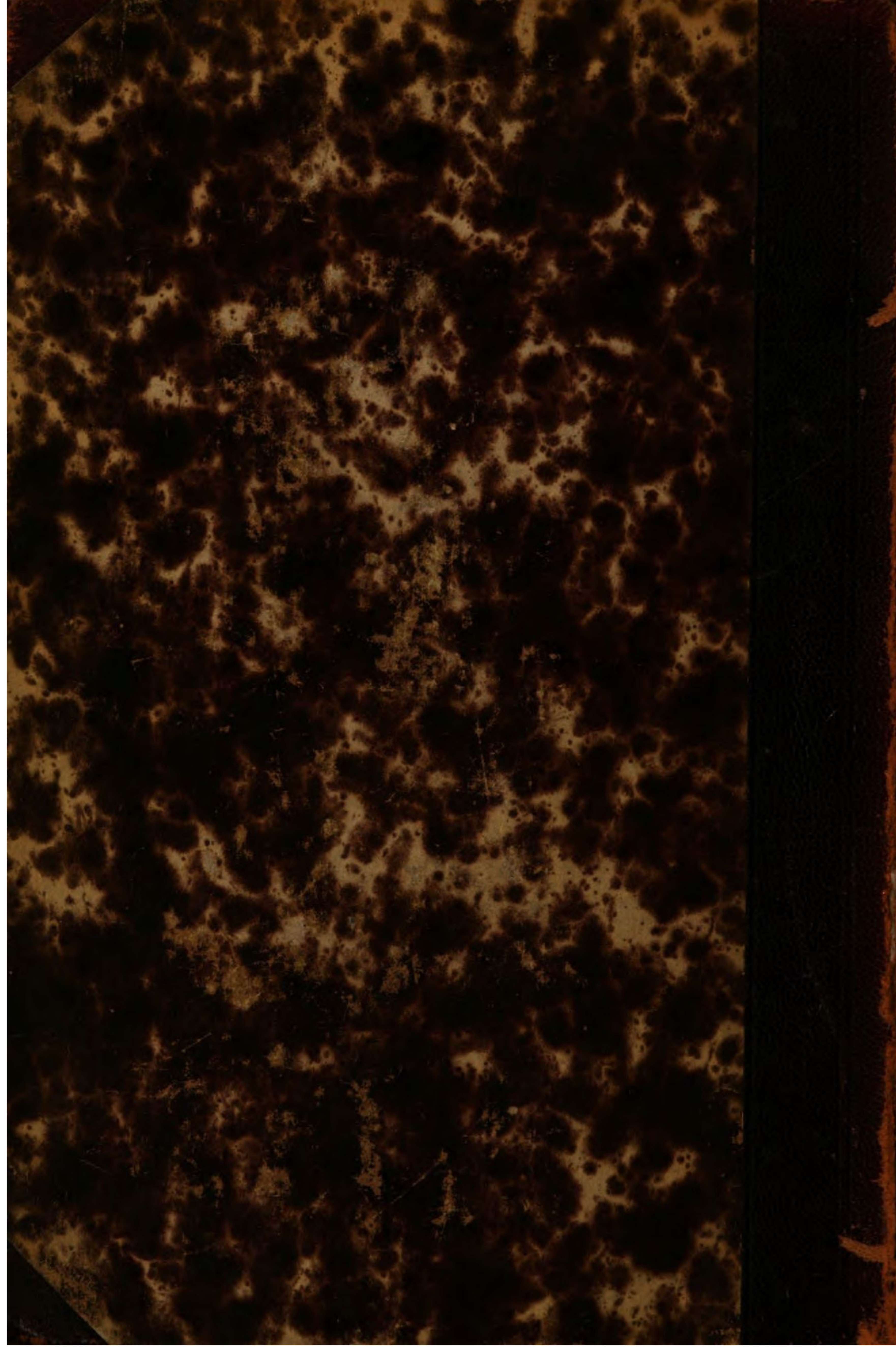
Das Werk wird in 8 Halbbänden à 4 Mark erscheinen, welche in Zwischenräumen von je ca. 3 Monat zur Ausgabe gelangen. Exemplare des ersten Halbbandes liegen in jeder soliden Buchhandlung zur Ansicht auf.

Stuttgart, Anfang Mai 1877.

Die Verlags-handlung: Aug. Berth. Auerbach.

Kellern für eine neue
 Kellern für eine neue
 Kellern für eine neue

Kellern 144.



James, Henry,

Der Amerikaner oder Marquis und Yanken Roman in zwei Bänden

Bd.: 2

Stuttgart (1877)

P.o.angl. 173 I-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11359361-8